Gedanken

über

Tod und Unsterblichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

Dritte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1876.

Vorwort.

„Glaube an einen Gott und an eine Unsterblichkeit der Seele. . .“ sind nöthig, weil so viele Tausende unglücklich werden würden, wenn diese Grundsäulen erschüttert würden. Soll aber dieses das Kriterium der Unantastbarkeit sein, so werden wir statt zwei Säulen bald wieder eine ganze Colonnade haben. Ich habe einen sehr rechtschaffnen Mann gekannt, dem Thränen des Entzückens die Backen herabrollten, wenn er dachte, daß er dereinst die fünf Wunden berühren und seine Finger hineinstecken würde 2c. Man soll den innern Frieden der Gemüther nicht stören, also wenn man ihn nicht stört, was geschieht Einem? und quaeritur ferner, wo geht denn das Stören an? und wer soll entscheiden, daß es angegangen sei? Mit einem Wort, es stellen sich hier alle die Plackereien ein, die überall mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden sind.

Daß die Seele nach dem Tode übrig bleibt, ist gewiß erst geglaubt und dann bewiesen worden. Dieses zu glauben, ist nicht seltsamer, als Häuser für einen einzigen Mann zu bauen, worin ihrer hundert Platz haben, ein Mädchen eine Göttin und ein gekröntes Haupt unsterblich zu nennen.

Der Mensch wird ein Sophist und überwitzig, wo seine gründlichen Kenntnisse nicht mehr hinreichen; Alle müssen es folglich werden, wenn von Unsterblichkeit und Leben nach dem Tode die Rede ist. Da sind wir Alle unergründlich. Materialismus ist die Assymptote der Psychologie.

„Es wird nach unserm Leben so sein, wie es vor demselben war" — dieses ist ein instinktmäßiger Begriff vor allem Raisonnement. Man kann ihn noch nicht beweisen, aber für mich hat er zusammengenommen mit anderen Umständen, Ohnmacht, Betäubung, eine unwiderstehliche Gewalt, und hat es auch vermuthlich für eine Menge von Menschen, die es nicht gestehen wollen. Kein einziges Raisonnement hat mich noch vom Gegentheil überzeugt. Meine Meinung ist Natur, jenes ist Kunst, deren Resultat Alles so sehr und stark widerspricht, als nur Etwas widersprechen kann.

Die wenigsten Menschen haben wohl recht über den Werth des Nichtseins gehörig nachgedacht. Unter Nichtsein nach dem Tode stelle ich mir den Zustand vor, in dem ich mich befand, ehe ich geboren ward. Es ist eigentlich nicht Apathie, denn die kann noch gefühlt werden, sondern es ist gar Nichts. Gerathe ich in diesen Zustand — wiewohl hier die Wörter ich und Zustand gar nicht passen; es ist, glaube ich, Etwas, das dem ewigen Leben völlig das Gleichgewicht hält. Sein und Nichtsein stehen einander, wenn von empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist.

Sind wir nicht schon einmal auferstanden? Gewiß, aus einem Zustande, in welchem wir weniger von dem gegenwärtigen wußten, als wir in dem gegenwärtigen von dem zukünftigen wissen. Wie sich unser voriger Zustand zu dem jetzigen verhält, so der jetzige zu dem künftigen.

Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Uebel in der Welt zu danken.

Lichtenberg.

Inhalt.

Todesgedanken.

Einleitung.

Es lassen sich im Allgemeinen drei Epochen des Unsterblichkeitsglaubens in der Kulturgeschichte der europäischen Menschheit unterscheiden. Die erste ist die bei den Griechen und Römern. Diese glaubten und kannten keine persönliche Unsterblichkeit, keine Unsterblichkeit in unserm Sinn*). Der Römer lebte nur in Rom; Rom war gleichsam der ganze und einzige Raum, der seine Seele in sich faßte, und den Horizont seiner Anschauung begrenzte; er kannte kein anderes Leben, als das wirkliche Staats- und Volksleben. Rom zu verherrlichen, seine Macht bis ins Schrankenlose auszudehnen, und für die Zukunft zu begründen, und was seine Person betrifft, in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortzudauern, war des Einzelnen idealstes und weitestes Bestreben. Der Römer hatte sein Selbst nicht außer und über das wirkliche gemeinsame Leben hinausgesetzt und in dieser

*) Allerdings kannten sie dieselbe auch, aber sie war bei ihnen nur eine Vorstellung, eine Phantasie, eine Hypothese, der die entgegengesetzte Annahme als gleich möglich, als gleich berechtigt gegenüberstand. Die charakteristische Ueberzeugung der Alten, bei der sie immer zuletzt ankommen und stehen bleiben, ist die, daß der Tod kein Uebel sei.

Erhebung über alle Bestimmtheit und Gemeinsamkeit als etwas Wesenhaftes und Selbstständiges erfaßt. Der Römer war die Seele, das Ich des Römers; nicht für sich selbst, nur in Verbindung mit seinem Volke, nur in ihm und durch es war er Etwas und wußte er sich als Etwas. Die Sittlichkeit in der Bestimmtheit römischer Sittlichkeit, der vollendete Römer war das Ideal des Römers, aber es stand in seiner Kraft, dieses Ideal zu erreichen, gleichwie das Ideal des Keimes die in Farben prangende und mit Wohlgerüchen duftende Blume als sein Zweck in ihm der Anlage, der Fähigkeit nach schon erreicht ist. Der Römer kannte also keine Trennung und Kluft zwischen Möglichkeit oder Vorstellbarkeit und Wirklichkeit, Idealität und Realität, folglich auch keine Unsterblichkeit in unserm Sinne, denn nur auf dieser Trennung, dieser Kluft beruht der moderne Unsterblichkeitsglaube. Dasselbe, was von den Römern, gilt nun auch von den Griechen. Wie hätte überdies auch dort, wo die Schönheit, welche gerade auf der Darstellbarkeit des Inneren, des Geistigen im Wirklichen, im Sichtbaren beruht, Alles beseelte und durchdrang, jener den Menschen in eine jenseitige, form- und naturscheue Seele und in einem rohen, geistlosen, seelenwidrigen Körper spaltende Glaube sich geltend machen können?

Die zweite Epoche in der Geschichte dieser Lehre oder dieses Glaubens fällt in die katholisch christliche Zeit, in das Mittelalter. Die Unsterblichkeit wurde hier allgemeiner Glaubens- und Lehrartikel. Es wäre aber eine sehr oberflächliche Betrachtung dieses Zeitalters, wenn man als ein charakteristisches Moment desselben anführen wollte, daß in ihr die Unsterblichkeit geglaubt und gelehrt wurde. Vielmehr ist das wesentlich Charakteristische und Auszeichnende dieser Zeit, daß der einzelne Mensch noch nicht das öde und leere Bewußtsein seiner Einzelheit, isolirter Selbstständigkeit hatte, noch nicht sich selbst Preis gegeben und auf sich selbst gestellt war; daß er vielmehr sein Wesen in die religiöse Gemeinschaft setzte, allein schon dadurch, daß er in der Kirche, in

der Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen und enthalten war, sich erlöst, errettet, im Besitze des wahren ewigen Lebens fühlte und wußte. Höchstes Sein ist gemeinschaftliches Sein, höchster Genuß Genuß und Gefühl der Einheit. Aber die katholische Kirche war eben dieses gemeinschaftliche Sein, das Vereintsein aller Geister in Einen Geist. Glaube und moralische Gesinnung, die religiösen Mächte der modernen Zeit, sind nur innerliche Selbstbestimmungen, Selbstthätigkeiten; das Sein ist für sie ein nicht wirkliches, sondern ein nur jenseitiges, geglaubtes, zu hoffendes, ersehntes Sein; in der katholisch christlichen Zeit aber war das für den Glauben und die moralische Gesinnung nur jenseitige Sein in der Kirche, als der über dem nur natürlichen und weltlichen Leben stehenden sinnlich übersinnlichen Welt, wirkliches Sein; somit kein Raum verstattet zu der Trennung zwischen Thätigkeit und Sein, Idealität und Realität, Möglichkeit und Wirklichkeit, und der Glaube an die Unsterblichkeit war daher nur ein Lehr- und Glaubensartikel unter andern Artikeln, aber kein den Geist bestimmendes, charakterisirendes, ins Licht und Leben hervortretendes Merkmal und Moment. Ja, betrachtet man genauer und sorgfältiger die Sache, von der es sich hier handelt, so muß man behaupten, daß nicht sowohl das Individuum als solches, als vielmehr der Himmel und die Hölle der wesentliche Gegenstand jenes Glaubens und Lehrartikels waren, und den Glauben an Himmel und Hölle muß man wahrlich noch sehr unterscheiden von dem Glauben an die Unsterblichkeit des Individuums; denn das Wesentliche in jenem Glauben ist der Glaube an die Vergeltung des Guten und Bösen, nicht der Glaube an die Individuen und ihre ewige Fortdauer als solche.

Wenn man irgendwo in dem Glaubenssystem der frühern christlichen Zeit den Gedanken der Unsterblichkeit des Individuums als solchen, seiner individuellen Fortdauer nach dem Tode im Sinne des modernen Zeitalters enthalten finden will, so kann man ihn nur finden in dem Glauben an die Auferstehung der Leiber. Denn dieser Glaube ent-

hält eigentlich diesen Sinn, daß selbst der Leib, d. h. das Individuum als Individuum unsterblich sei. In der Natur folgt der Schatten der Sache nach, in der Geschichte aber geht der Schatten der Sache voran. Der Glaube an die Auferstehung war das Symbol, das Bild, der Schatten von dem Glauben an die Unsterblichkeit des Individuums als solchen. Als daher die Geschichte, die alle Räthsel löst und alle Geheimnisse offenbart, auch jenes Räthsel lösete, als der Sinn jenes Glaubens für sich heraustrat und offenbar wurde, so verschwand der Glaube an das Bild. Was diese Ansicht bestätigt, ist, daß selbst schon in den heiligen Religionsbüchern des alten Zendvolkes sich der Glaube an die Auferstehung der Leiber vorfindet. Mit der christlichen Religion hängt aber wohl dem Geiste nach keine Religion der alten Welt so sehr zusammen, als die der alten Parsen, denn sie ging allein von moralischen Principien aus, und wie die ganze altpersische Religion nur Ein lichtvolles, durchsichtiges Symbol war, Ein Gedanke, der Gedanke des Guten unter dem Symbole des Lichtes, und des Bösen unter dem Symbole der Finsterniß, und in Beziehung auf das Christenthum die ganze altpersische Religion selbst ein Bild der christlichen Religion genannt werden kann, so war auch der Glaube an die Auferstehung Nichts weiter als die Unsterblichkeit des Individuums als solchen, der Gedanke derselben, der erst im modernen christlichen Zeitalter sich aussprach, im Bilde und Symbol, gleichwie auch die altpersische Vorstellung, daß jedes Ding seinen himmlischen Feruer, seinen beschützenden Genius habe, ein Bildniß war der platonischen und christlichen Lehre von den Ideen und Wesenheiten aller Dinge in Gott.

Erst in dem modernen Zeitalter, welches darum die dritte und wichtigste Epoche in dieser Lehre bildet, tritt der Glaube an die Unsterblichkeit des Individuums rein als solcher für sich hervor, ohne alle Verhüllung, und erst in diesem Zeitalter daher bildet er ein bestimmendes, charakterisirendes, für sich selbst zu fassendes und herauszuhebendes geschichtliches Moment. Das Charakteristische des modernen Zeitalters

überhaupt ist, daß in ihm der Mensch als Mensch, die Person als Person, und damit das einzelne menschliche Individuum für sich selber in seiner Individualität sich als göttlich und unendlich erfaßte. Die erste Gestalt, in welcher der Charakter des modernen Zeitalters sich aussprach, war der Protestantismus. Oberstes Princip war jetzt nicht mehr die Kirche und das Sein in der Einheit der Kirche, sondern der Glaube, die individuelle Ueberzeugung; nicht mehr war die Kirche das Princip des Glaubens, sondern der Glaube die Grundlage und das Princip der Kirche, die daher nicht in der Autorität der Einheit und Allgemeinheit, sondern in der Glaubenskraft der Individuen die Kraft und den Grund ihres Bestehens hat. Der Mittelpunkt der protestantisch Gläubigen war Christus der Gottmensch, oder das Wesen des Menschen in seiner Einheit mit dem Wesen Gottes in der Gestalt Christi. Die Person war damit schon der Mittelpunkt des Protestantismus, aber noch nicht die Person als Person überhaupt, worunter sich Jeder ohne Unterschied befassen kann, sondern nur als die einzige weltgeschichtliche Person Christi. Diese Verehrung der Person Christi wurde innerhalb des Protestantismus bei den Pietisten so sehr bis auf's Extrem getrieben, daß selbst die sinnliche Individualität Christi Gegenstand der Verehrung wurde, und die Verehrung der Individualität selbst wieder bis auf den Leichnam sich erstreckte, eine Behauptung, die man hinlänglich bestätigt findet, z. B. in solchen Aeußerungen der Pietisten aus dem vorigen Jahrhundert: „daß Diejenigen, welche selig werden und bleiben wollten, mit den blassen, todten, eiskalten Lippen Jesu geküßt werden; den todten Leichnam des Heilands beriechen und mit seiner Grabesluft durchdünstet werden müssen.“ Der Protestantismus bildete sich nun weiter bis dahin aus, daß nicht mehr die Person Christi, sondern die Person als Person Mittelpunkt der Individuen wurde, und somit jede Person an ihr selbst, in ihrem eignen Innern sich der Mittelpunkt wurde. Der protestantische Evangelismus wurde so Rationalismus und Moralismus. Den Pietismus muß man als den Ueber-

gangspunkt zu den letztern Formen erkennen. Denn dem Pietisten ist nicht mehr die Person Christi an und für sich selber, sondern die Gestalt, die Christus im Innern des Subjects annimmt, der ins Herz aufgenommene, in der Empfindung und Gesinnung existirende, der das Ich selbst des glaubenden Individuums gewordne Christus der wahre und wesentliche Christus, und der äußere Christus, der dem Pietisten Gegenstand ist, ist ihm nur Gegenstand nach seinen Specialien, nach seinen subjectiven Particularitäten. Indem aber so von Christus nur das individuell Persönliche, etwa die schmerzlichen Empfindungen, die Christus aus Liebe für die Andern ausgestanden hat, Gegenstand der Vorstellung werden, so wird dem Subject nur Subjectives, das Subject in Wahrheit nur sich selbst Gegenstand. Der Rationalismus und Moralismus sind aber gerade die Formen des Geistes, wo der Gegenstand des Subjects allein das Subject selbst, die Person allein Alles, das Wesentliche und Unendliche ist, und der Pietismus führte so zum Rationalismus. Nothwendig tritt erst auf dem Standpunkt des Pietismus, vorzüglich aber des Moralismus und Rationalismus der Glaube an die Unsterblichkeit des Individuums als ein unendlich wichtiges und wesentliches Moment hervor. Der Grund der Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Glaubens für diese Standpunkte liegt näher hierin.

Die pure, nackte Persönlichkeit wurde allein als das Wesentliche erfaßt. Für die Person aber, wenn sie so sich erfaßt, ist dieses Leben ein höchst unangemessner Zustand; in dieser Welt giebt es keine reine, bloße Persönlichkeit, hier ist sie überall nach allen Seiten hin beschränkt, bestimmt, beklemmt, gedrückt, mit allerlei Beschaffenheiten und schmerzhaften Qualitäten belästigt, durch sie verunreinigt. Es muß daher nothwendig ein zweites, durch keine Qualitäten, deren Kampf und Unterschied bestimmtes Leben geben, ein Leben, dessen Element so hell und durchsichtig, wie das reinste Krystallwasser ist, so daß durch dasselbe unbeschränkt und ungetrübt das Licht der Persönlichkeit durchscheinen

kann. Die reine Person ist hier nur eine vorgestellte, eine ideale, nothwendig kommt daher hinzu ein Sein, wo die vorgestellte Person wirkliche ist, die ideale Realität hat.

Die reine Person ist näher die sünden- und makellose, mit der Tugend selbst identische Person; die Moralität, die tugendvollkommne Persönlichkeit ist daher das Wesen der Personen. Aber die bestimmten, durch sinnliche Triebe und Qualität beschränkten Personen sind nicht rein und vollendet gut, sie streben nur nach ihrem Wesen, der vollkommnen Moralität; die Einheit mit der reinen Persönlichkeit, mag diese letztere nun individualitätslos gefaßt werden als das Gute, die Tugend oder als absolut vollkommnes, heiliges Individuum, als Gott, ist nur ein fernes, jenseitiges Ziel. Vollendet und vollkommen kann nur sein das Allgemeine, das Ganze, das Absolute; wollen daher die Individuen als solche selbst vollkommen, d. i. absolut sein, so bedürfen sie hiezu einer unbegrenzten, bis ins Unendliche sich verlierenden Zeit, eines endlosen Strebens. Ja das Individuum darf nicht einmal sein Ziel erreichen, denn würde es selbst vollkommen, so würde es eben damit aufhören, Individuum, Person zu sein; nur ein endliches Maß von Vollkommenheit, ein bestimmtes Quantum derselben läßt dem bestimmten Individuum das Bewußtsein seiner selbst; würde das Maß seiner Vollkommenheit voll, so ertränke es, wie Glaukos im Honigfaß, in dem überströmenden Borne der Vollkommenheiten. Und es muß daher das Individuum stets unterschieden und getrennt von dem Object seines Zieles bleiben; denn nur in diesem Unterschiede erhält es die Gewißheit und Anschauung seiner selbst, nur so weit ist es Selbst, als es unterschieden ist; und Wesen ist ja dem Selbst allein das Selbst.

Da das wesentliche Object des modernen Unsterblichkeitsgläubigen allein das Subject oder Selbst ist, die Persönlichkeit allein für ihn absolute Realität hat, so hat er sich damit auf einen Standpunkt gestellt, wo das Eine in jeder Sache, das Allgemeine, das Ganze, das wahrhaft Wirkliche und Wesenhafte aus seiner Anschauung verschwindet.

Wie in dem untersten Grunde seiner Seele allein das Subject sein Object ist, so sieht er auch außer sich überall nur Subjectives, Einzelnes, darum Mangelhaftes, Negatives, Endliches. Indem nun so alles wahrhaft Wirkliche und Wesenhafte, aller Geist aus dem Leben, der Natur und Weltgeschichte verschwunden, Alles massacrirt ist, so pflanzt das Individuum auf den Trümmern der zerstörten Welt die Fahne des Propheten auf, das heilige Sandschacscherif des Glaubens an das gelobte Jenseits. Auf den Ruinen des gegenwärtigen Lebens, in dem es Nichts sieht, erwacht ihm zugleich das Gefühl und Bewußtsein seines eignen, innerlichen Nichts und in dem Gefühl dieses zweifachen Nichts entquillt ihm, gleich einem Scipio auf den Trümmern von Carthago, die barmherzige Thränenperle und Seifenblase der zukünftigen Welt; über die Kluft, die zwischen dem gegenwärtigen Leben, wie es in Wahrheit ist, und seiner Anschauung von ihm liegt, über die Poren und Lücken seiner Seele baut es die Eselsbrücke der Zukunft. Nachdem es die Fruchtbäume, die Rosen und Lilien der gegenwärtigen Welt verwelken ließ, Gras und Korn abgesichelt, die ganze Welt in ein saftloses Stoppelfeld verwandelt hat, so entsproßt ihm noch zu guter Letzt in dem leeren Gefühl seiner Leerheit und dem kraftlosen Bewußtsein seiner Eitelkeit, als ein schwacher Schein und mattes Traumbild des lebendigen frischen Blumenflors, die charakterlose, farbenverbleichte Herbstzeitlose der Unsterblichkeit. Da dem Subject, weil in ihm selbst Nichts ist, als das wahrheitslose Subject, auch außer ihm Nichts Gegenstand ist, als das Vergängliche, Endliche, U n w a h r e und U n w i r k l i c h e der wirklichen Welt, so ist natürlich für es die w i r k l i c h e Welt eine nicht wirkliche, zukünftige, jenseitige. Das Subject kennt nur den Schatten, den oberflächlichen Außenschein der wirklichen Welt, weil es in sich selbst nur flach und hohl ist; es nimmt den Schatten der Welt für die Welt selbst; die wirkliche wahre Welt selbst ist daher nothwendig für es nur ein Schatten, das Traumbild der Zukunft.

Demjenigen, der die Sprache versteht, in welcher der Geist der

Weltgeschichte redet, kann die Erkenntniß nicht entgehen, daß unsre Gegenwart der Schlußstein einer großen Periode in der Geschichte der Menschheit, und eben damit der Anfangspunkt eines neuen Lebens ist. Zwar sehen wir, wie eine große Anzahl unsrer Zeitgenossen, unbekümmert um die erhabnen Lehren der Geschichte, nicht beachtend die kampfvollen Thaten und schmerzensreichen Arbeiten der Menschheit, höhnend und verletzend die Rechte und Ansprüche, welche durch tausendjährige Kämpfe sich die Vernunft erworben hat, zu dem Alten zurückkehrt, und in unveränderter Gestalt es wieder herzustellen bemüht ist, gleich als wären die Blutströme vergangner Zeiten nur so umsonst vorübergerauscht, oder höchstens nur zu dem Zwecke vorübergeflossen, daß gewisse Individuen dadurch nur um so sorgloser in den Hängematten des alten Glaubens sich schaukeln, und an dem Strome umsonst verflossner Jahrhunderte einen Spiegel von der Herrlichkeit, Festigkeit und Beständigkeit ihres particulären Eigenthums, ihres Glaubens besitzen könnten. Allein gerade diese Erscheinung beweist, daß bald ein neuer Geist die Menschheit mit seiner Erscheinung beglücken, und aus den jämmerlichen Gegensätzen und Widersprüchen, in die sie jetzt aufgelöst ist, erretten wird; denn die Geschichte lehrt uns ja, daß gerade dann, wenn Etwas am Rande seines völligen Untergangs steht, es noch Einmal mit aller Gewalt sich erhebt, als wollte es von Neuem wieder seinen schon vollbrachten Lebenslauf beginnen. Zwar sehen wir ferner, wie Unzählige die Gegenwart, den gegenwärtigen Geist, die gegenwärtig bestehenden Meinungen, Systeme, Maximen und Principien als ein Absolutes festhalten. Aber diese Erscheinung wird man in allen Zeiten wieder finden können. Es liegt Nichts näher dem gemeinen sinnlichen Menschen, als die Gegenwart als ein unübersteigliches, absolut Letztes zu betrachten, mit ihr die Bewegung der Geschichte abzubrechen. Die Bewegung des Erdballs erkennet nur, wer sich über ihn zur Anschauung der himmlischen Mächte emporzuschwingen weiß. Es ist nur Wenigen vergönnt, das Ende der Gegenwart zu schauen, über ihre Grenze sich zu erheben

und durch die harte Kruste gegenwärtig fest bestehender Maximen und Principien hindurch den ewig sprudelnden Quell des ewigen Lebens zu fühlen; Wenigen vergönnt, über die Oberfläche, die überall den Anblick eines sich gleich Bleibenden, eines Unveränderlichen darbietet, in die Tiefe zu dringen, und den Pulsschlag der schaffenden Zeit zu vernehmen. Denn der werdende Geist, der einst lichte und herrliche Tag der Zukunft erscheint zunächst immer nur erst in Einzelnen in dunkler Ahnung und Sehnsucht, in dem Ekel an den Götzen der Gegenwart und in der bewußten Einsicht in die Nichtigkeit derselben. Vielleicht ist auch der Geist Schreibers dieses ein vergänglicher Tropfe aus dem unter der Kruste der Gegenwart sprudelnden Quell des ewigen Lebens; vielleicht sind diese seine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus der unterirdischen Feuerstätte des schaffenden Geistes durch den Schornstein der Gegenwart hervorgesprungene Funken. Soll nämlich und wird auch wirklich ein neuer Geist, ein neues Wesen in die nur von Leere und Eitelkeit volle Brust der gegenwärtigen Menschheit wieder einkehren, so ist es wohl vor Allem Bedürfniß, daß der Mensch, nachdem er lange genug auf ächt muhamedanische Weise in dem Traume seines himmlischen Paradieses geschwelgt, lange genug in dem berauschenden Genuß seiner unsterblichen Individualität gelebt hat, an seine wahrhafte und vollständige Vergänglichkeit sich erinnere, und in dieser Erinnerung und Besinnung das Bedürfniß in sich erwecke, anderswo als in dem Glauben an seine eigene persönliche Unsterblichkeit und Unendlichkeit die Quelle des Lebens und der Wahrheit, den Bestimmungsgrund seiner Handlungen und die Stätte des Friedens zu suchen. Nur wenn der Mensch wieder erkennt, daß es nicht blos einen Scheintod, sondern einen wirklichen, wahrhaften Tod gibt, der vollständig das Leben des Individuums schließt, wird er den Muth fassen, ein neues Leben wieder zu beginnen, und das dringende Bedürfniß empfinden, absolut Wahrhaftes und Wesenhaftes, wirklich Unendliches zum Vorwurf und Inhalt seiner gesammten Geistesthätigkeit zu machen. Nur wenn er die Wahrheit

des Todes anerkennt, den Tod nicht mehr verläugnet, wird er wahrer Religiosität, wahrer Selbstverläugnung fähig werden.

Die Selbstverläugnung unsrer modernen Theologie ist daher nur Schein, nur Spiel. Das Individuum wirft sich nur weg, um von Gott sich wieder zugeworfen zu werden, es demüthigt sich nur vor Gott, um in ihm sich selbst wieder zu spiegeln, sein Selbstverlust ist Selbstgenuß, die Demuth Selbsterhebung; es taucht nur unter in Gott, um unversehrt wieder aufzutauchen und neubelebt an seiner eignen Herrlichkeit sich zu sonnen, es senkt sich nur hinunter, um die Perle seines kostbaren Selbsts aus Gott wieder herauszufischen. Wenn Du einen Knaben sähest, der eine Nuß aufbeißt, und selbst eher seine Zähne aufopfert, ehe er abläßt, die Nuß aufzuknacken, wie würdest Du ihn bewundern, wenn Du nicht wüßtest, was hinter der Nuß verborgen ist, was der Zweck dieser seiner harten und schmerzlichen Anstrengung ist; aber wie bald würde in einen entgegengesetzten Affect Deine Bewunderung sich verwandeln, wenn Du das eigentliche Object, das der Knabe durch seine Bemühungen zu erreichen strebt, erkannt hättest! Siehe nur unsre frommen Theologen, unsre Pietisten, Mystiker oder wie sie sonst noch heißen, an; siehe, wie das Individuum sich zermartert und zerbeißt! Wohl wird der nicht auf den Grund Schauende bewundernd dastehen, wenn er jene Leute sprechen hört von eigner Nichtigkeit, von Demuth, von Sterben in Christo, und wenn er sieht, mit welchen Geist und Herz verzerrenden Bewegungen sie sich ihr Bestes, die Vernunft, ausbeißen; aber in welchen Affect wird sich wohl seine Bewunderung verkehren, wenn er erkannt hat, was das ist, was aus dieser Selbstzerknackung herauskommt! Dieses ist aber nichts Anderes, als der süße Kern ihres lieben unsterblichen Selbstes. Wenn sie von ihrer Sündhaftigkeit, von ihrer Verderbniß handeln, handeln sie denn nicht auch noch von ihrem Wesen, von ihrer Wichtigkeit und Realität? Ist etwa der, welcher seine Fehler und Mängel immer im Spiegel besieht, weniger eitel und selbstgefällig, als derjenige, der nur an seine Tugend

und Schönheit denkt? Ist es nicht gerade das Zeichen der höchsten Eitelkeit, von seiner Eitelkeit immer zu handeln? Handelt es sich etwa in ihrer Religion um Gott, dreht sich nicht vielmehr Alles nur um ihre Erlösung und Versöhnung, um ihr Heil, um ihre Seligkeit und Unsterblichkeit herum? Ja wohl; Gott ist nur die Peripherie ihrer Religion, der Mittelpunkt sind die Individuen selbst. Die Individuen erkennen nur deßwegen einen Gott über sich an, um an ihm einen unendlichen Raum zu besitzen, in dem sie ihre beschränkte, besondere, erbärmliche Individualität ohne Störung, ohne gegenseitige Beeinträchtigung und Einschränkung, die im wirklichen Leben unvermeidlich sind, bis in alle Ewigkeit hin ausdehnen und breitschlagen können; ihr Gott ist Nichts als die Atmosphäre, in der die Individuen gleich luftigen, aus der Erde aufsteigenden Gasarten, ungehemmt in ihrer interessanten Verschiedenheit von einander, sich ausbreiten können. Sollte es Dir unglaublich sein, daß wirklich aus dem Sterben und Vergehen dieser Leute Nichts weiter wieder heraus und hervorkommt, als das nämliche Individuum, so denke eben nur an den natürlichen Tod; ist doch selbst dieser für jene Leute nur der Platz hinter dem Theater der Welt, wo die Kleider gewechselt werden! hören sie doch selbst in dieser furchtbarernsten Posaunenstimme des Weltgerichts Nichts weiter als das lederne Schnetteredeng eines Postillons, der für die Poststation des künftigen Curriculum Vitae frische Pferde bestellt! Ach was muß doch das für ein himmlischer Genuß sein, befreit von der Erdenlast, d. h. der Vernunft, in der Atmosphäre des höheren Seins sich selbst auszudünsten und gleich einem leichten, luftigen Schneewölkchen über den dumpfen Vernunftkreis des irdischen Daseins dahin zu schweben! Ach welche Wonne wird das sein, welcher Genuß, an seine einst begangnen Sünden nun zurückzudenken, das saure Leben der Geschichte und Vernunft gleich einem Schwank hinter sich zu haben, und nun so von Ewigkeit zu Ewigkeit an sich selbst zu zullen und zu schnullen! Doch zur Sache.

Die ethische Bedeutung des Todes.

Alle Handlungen des Menschen lassen sich aus Liebe ableiten, in allen läßt sie sich finden und erkennen. Es ist unmöglich, daß der Mensch blos für sich selbst sei; würde er das blose unerfüllte Fürsichsein und Selbst ertragen können, so würde er das Unerträglichste, das Nichts, ertragen können; ein bloses Fürsichsein würdest Du nicht vom Nichts unterscheiden können. Sein ist beziehungsreiche Fülle, inhaltsvolle Verbindung, der unerschöpfliche Schooß der mannigfaltigsten Zusammenhänge; was ist, ist nothwendig mit Anderm, in Anderm, für Andres; Sein ist Gemeinschaft, Fürsichsein Isolirung, Ungemeinschaftlichkeit; aber das Nichts ist eben auch das Ungemeinschaftlichste, Isolirteste, Ungeselligste, was es nur immer in der Welt giebt, wenn es anders ein Nichts gäbe, gleich wie es Fische und Bäume giebt. Der Mensch liebt, und muß lieben. Aber die Liebe desselben ist sehr unterschieden, und ihre Wahrheit und ihr Werth bemißt sich nach dem Inhalt und Umfang des Geliebten. Je tiefer der Inhalt ist, der der Gegenstand seiner Liebe ist, desto größer ist auch sein Umfang; und nach diesem Umfang des geliebten Gegenstandes läßt sich der Werth der Liebe so bestimmen: Je mehr Du von Deinem Selbst aufgiebst, desto größer und wahrer ist Deine Liebe. Denn lieben kann man nicht, ohne sich selbst aufzugeben; denn liebend lebe ich mich in ein Andres hinein; ich setze mich, mein Wesen, nicht in mich selbst, sondern in den Gegenstand, den ich liebe; ich binde mein Sein an das Sein eines Andern; ich bin nur in dem Andern, mit dem Andern, für das Andre; bin ich nicht liebend nur für mich, so setze ich liebend mich für ein Andres, ich habe kein eignes, kein Fürmichsein mehr, das Sein des Andern ist mein

Sein. Der Mensch, wie er nicht liebt, blos für sich ist, ist da nur noch ein natürliches Wesen, sein Sein ein natürlich selbstständiges, unvermitteltes; aber das sittliche, das Menschenwesen des Menschen ist eben, sein bloses natürliches Selbstsein aufzugeben, einen Grund seines Seins sich zu setzen, durch ein Andres zu sein, in dem Sein eines Andern den Grund seines Seins zu haben. So macht der Liebhaber die Geliebte zum Grund seines Seins; indem er sie liebt, hat er sein Sein begründet, abhängig gemacht, er hat nun einen Grund von seinem Leben und für sein Leben gefunden. Alle Liebe, alle Liebesarten haben dies gemeinschaftlich, daß sie Selbstaufgebung, Selbstopferung sind; der Liebhaber verbrennt sein dürres, trocknes Selbst und Eigensein wie Schwefelholz im Feuer der Liebe. Aber dieses Selbstaufgeben ist wahrer oder unwahrer, größer oder geringer je nach dem Umfang des Gegenstandes. Es kommt darauf an, ob der Gegenstand von dem Umfang ist, daß er das ganze Selbst des Menschen aufnimmt und in sich faßt, oder ob er von solchem engen Umfang ist, daß das Selbst keinen Platz darin hat, daß es ausgeschlossen wird, daß (um das Untheilbare zu theilen) ein Theil des Selbstes innen ist, ein Theil außen in dem sich aufgebenden Selbst unaufgegeben zurück und übrig bleibt. Ehrsucht, Geldsucht u. dgl. Begierden sind eben darum so schauerliche, zerstörende, an Narrheit grenzende Leidenschaften, weil der Mensch zwar sein Selbst aufgiebt, aber an Dinge, die sein Selbst nicht fassen können; denn das Selbst des Menschen ist unendlicher, von größerem Umfange, als daß es in Dinge von so engem und beschränktem Raume eingehen könnte. Der Geizhals z. B. ist daher in dem Gelde und zugleich außer dem Gelde, abhängig von ihm und zugleich unabhängig; er giebt sein Selbst an einen Gegenstand auf, an den er sein Selbst nicht aufgeben kann, und welcher daher ihm immer sein unaufgegebnes, unerfülltes, unbefriedigtes Selbst zurückgiebt und widerspiegelt; es ist daher dieser schauerliche Widerspruch in ihm vorhanden, daß er arm in Reichthum, leer bei aller Fülle ist. Die Leidenschaft

verkehrt sich daher auch, als ein Zustand der Zerrüttung, in die Begierde, den Gegenstand zu verschlingen, statt vielmehr von ihm sich verzehren zu lassen. Aber der wahrhafte Mensch, er als sittlicher, als denkender, als religiöser hat sein Wesen gesetzt nicht in Gegenstände, die unter, sondern die über seinem Selbst sind; er schaut an und hat sein Wesen weder in und an sich selbst, noch an Dingen, die unter ihm sind, sondern sein Ich ist der Gegenstand über seinem Ich, ein Andres, das unendlich ist, sein ganzes Selbst in sich faßt; sein Leben ist ein ununterbrochnes Opferfest; sein Selbst ist frei geworden; sein Ich, sein Innerstes ist sein Andres selbst, ist eben der unendliche Gegenstand, in dem er aufgegangen ist. Die Natur ist nun an und für sich bestimmt und bewegt durch den freien Geist, den Willen, freilich nicht durch Deinen besondern Willen; und der Tod nichts Andres, als die durch den Willen an und für sich bestimmte und eingesetzte natürliche Verneinung des Menschen, auf daß die Natur Deinem wahren Willen sich füge und entspreche. Derselbe Wille, der Dich treibt und bewegt, in der Sittlichkeit, im Denken, in der Religion Dein Selbst aufzugeben, und auch noch in der Leidenschaft den Menschen mit Anderm verbindet, derselbe Wille treibt aus dem Sein der Natur den Tod heraus. Auch von dem Tode kann man sagen, daß sein Vater der heilige Geist, und nur seine irdische, die empfangende und leidende Mutter die Natur ist. Mit demselben Willen und in demselben Willen, mit und in dem Du die Liebe, die Wahrheit willst, ursachest Du den Tod; Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur, und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirket. Wenn Du das Gute, das Wahre liebst und willst, so liebst und willst Du dieses nur vermöge des Guten und Wahren selber, d. h. in dem Dir selbst, D e i n e m Willen inwohnenden allgemeinen Willen; hättest Du nur einen eignen, nur einen besondern Willen, so könntest Du nie Dich aufgeben, nie das Wahre und Gute lieben und wollen, ja Du könntest nicht einmal Etwas überhaupt wollen oder lieben; denn das Etwas ist immer ein

Andres, als Du, ein Gegenstand, ein von Dir Unabhängiges; hättest Du nun aber nur einen eignen Willen, so könntest Du nun und nimmermehr Anderes, Getrenntes, Unabhängiges von Dir wollen; mit und durch Deinen Eigenwillen könntest Du nur unmittelbar mit ihm Verbundnes, unmittelbar Eigenstes, aber nie einen Gegenstand wollen; dadurch daß er nur Dein eigner wäre, würde der Wille, diese Ausdehnbarkeit des Menschen, diese Kraft, sich auf Gegenstände zu erstrecken, so in Dir und mit Dir selbst zusammentrocknen, daß Du zu keinem Gegenstande Dich mehr hinüberbeugen, und so wenig wie Derjenige, dem die Hände abgedorrt oder abgehauen sind, noch einen Gegenstand fassen könntest; das Band, das Mittel zwischen Dir und dem Andern wäre zerrissen. Dieser allgemeine Geisteswille nun, durch den und in dem Du Gutes, Wahres, Etwas überhaupt, ein Andres, als Dich, wollen und Dein Selbst aufgeben kannst, hat auch das Andre des Geistes überhaupt, die Natur in eine solche heimliche und innige Einheit gesetzt mit dem wahren Willen des Menschen, daß der innern Verneinung auch eine Verneinung in der Natur entspricht. Die Liebe wäre nicht vollkommen, wäre kein Tod. Die freie That des Menschen muß zugleich in der Natur als Nothwendigkeit existiren, die geistige Aufgebung des Selbsts zugleich eine natürliche, leibliche sein. An und für sich ist der Tod als natürlicher das letzte Versöhnungsopfer, die letzte Bewährung der Liebe. Der Tod hat seinen Mittelpunkt im Geiste selber; bewegt sich um ihn wie ein Planet um seine Sonne. Indem Du liebst, erklärst und anerkennst Du die Nichtigkeit Deines blosen Fürdichselberseins, Deines Selbsts; Du erkennst nicht Dich selber, sondern Deinen geliebten Gegenstand als Dein wahres Ich, als Dein Wesen und Leben an; so lange Du nun lebst, lebst Du in der Verneinung Deiner selbst, in der ununterbrochenen Bestätigung der Nichtigkeit Deines Selbsts zugleich in der Bejahung, in dem Genusse, in der Anschauung des geliebten Gegenstandes; allein das Todesurtheil, das Du eben durch die Liebe, durch die Anerkennung der Wesenhaftigkeit Deines

Gegenstandes über Dich selbst aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an Deinem ganzen natürlichen Sein, an Deinem Leben vollzogen würde, wenn Deine Endlichkeit, die Du in der Liebe durch die Verbindung mit dem Gegenstande aussprichst, nicht auch für sich selbst hervorträte, wenn nicht Dein als solches einsames und verlassnes Fürdichsein selber als Fürsichsein offenbar würde, Du nicht stürbest; denn der Tod ist eben die Offenbarung Deines einsamen und verlassnen Fürdichseins. Die Unendlichkeit und Wesenhaftigkeit des geliebten Gegenstandes, in der Verbindung mit welchem und in der Begründung durch welchen Du allein bist, Leben hast, die Nothwendigkeit der Liebe und die Nichtigkeit Deines blosen Selbsts, Deines Fürdichseins offenbart sich nur dadurch, daß Dein für Dich selbst sich Setzen, Dein Selbst, wenn es nur für sich ist, abgezogen und abgetrennt von dem Wesen und Leben in der Gegenständlichkeit überhaupt und besonders in dem geliebten Gegenstande, in dem Augenblick, wo es für sich selbst allein auftritt und sich lossagt von der Verbindung mit der Gegenständlichkeit und dem geliebten Inhalt, welche während des Lebens eine ununterbrochne oder doch nur durch Verbindungen anderer Art unterbrochne Verbindung ist, Nichts ist, Nichts wird. Einmal nur bist Du reines Ich, bloses Selbst, Einmal nur für Dich ganz allein, und dieser Augenblick ist der Augenblick des Nichtseins, des Todes. Und der Tod ist daher, eben weil er die Offenbarung Deines Fürdichseins ist, in Einem die Offenbarung der Liebe; es tritt in ihm Dein Fürdichsein für sich selbst auf, aber eben darin, daß dieses Selbst im Augenblick der Isolirung todt, Nichts ist, in dem Augenblick, wo es ohne den Gegenstand sein will, nicht ist, ist er Offenbarung der Liebe, Offenbarung, daß Du nur in und mit dem Gegenstand sein kannst.

Deine Moralität ist daher die unmoralischste, die erbärmlichste, eitelste, nichtigste Moralität von der Welt, wenn sie aus dem Glauben an die Unsterblichkeit herkommt, wenn sie in dem Tode nicht die Handlung der höchsten Freiheit anerkennt, wenn sie ihn zuerst wie einen

reißenden Wolf über die Heerde der moralischen Individuen verzehrend einherfallen läßt und dann hintendrein den Schaden durch die milde Barmherzigkeitsgabe einer langweiligen Unsterblichkeit wieder gut zu machen sucht, und den Tod erst nach dem Tode, nach seinem Eintritt überwinden will. Denn der Tod kann nur vor dem Tode überwunden werden. Ueberwunden aber wird nur der Tod durch die wahre und vollständige Aufgebung des Selbsts und die damit nothwendig verbundene Erkenntniß und Anschauung des Todes in seinem Wesen und seiner Wahrheit. Der Denkende, der tiefer Schauende überwindet den Tod, denn er erkennt den Tod als das, was er ist, als eine mit der sittlichen Freiheit verbundne Handlung; er erblickt sich selbst im Tode, anerkennt in ihm seinen eignen Willen, die That seiner eignen Liebe und Freiheit. Er erkennt ja, daß im natürlichen Tode nicht erst der Tod beginnt, sondern sich schließt und endet; daß er nichts ist als eine Exhalation, Ausathmung des innern und verborgenen Todes, daß in dem äußern sinnlichen Tode nur der gefangne und verbundne Tod — denn der verbindende und gebundne Tod des Selbsts ist Liebe — losgelassen, isolirt, entbunden wird, gleichwie die Pflanze die Stoffe, die sie eingeathmet und in sich aufgenommen hat, wieder ausscheidet und ausdünstet. Wo soll denn der Tod herkommen, wenn er nicht aus Deinem Innersten kommt? Kommt er etwa aus dem Beinhaus heraus, steigt er aus der Erde hervor und bricht wie der Dieb über Nacht in Dir ein? Ist er etwa das Knochengerippe oder ein Mann, der selbstständiges Dasein hat? Mit Nichten; er ist nur die Erscheinung des Actes des innern Ablösens, Trennens und Scheidens, die Bewahrheitung Deiner Liebe, die Verkündigung, die Du während Deines ganzen Lebens im Stillen bethätigt hast, daß Du ohne und außer dem geliebten Gegenstand Nichts bist. Aber ist denn Trennung noch ein Act der Liebe? Wie kannst Du so noch fragen? Der letzte, der äußerste und höchste Act der Liebe; wäre die Trennung nicht Nichtsein, nicht Tod, dann freilich nicht. Welche Mutter liebt mehr, die, welche nur bei und um ihre Kinder sein

kann, oder die, welche, um ihre Liebe zu bestätigen, sich vom Geliebtesten trennt? Aber warum sterben denn die Thiere, die Pflanzen, woher kommt denn in sie der Tod? nur weil die Menschen sterben, der Tod des Menschen ist der Grund des Todes der Pflanzen und Thiere, gleichwie auch der Tod der wahrhaft Liebenden und Sittlichen der Grund des Todes der minder, der endlich und beschränkt Liebenden ist; das Höhere ist immer Grund des Niedern, der wahrhaft sittliche Wille ist allgemeiner, unendlicher, allwirkender, allgegenwärtiger Wille. Aus dem Höchsten holt der Mensch den Tod herunter und gießt ihn in die Schöpfung ein; es ist die Liebe, die im Menschen an den lichten Tag des Bewußtseins hervortritt, es ist der sittliche Wille, der reine Mensch, der auch noch in dem selbstischen Willen, sonst könnte er Nichts wollen, gegenwärtig ist, der den Act des Todes im Menschen und in der Natur vollbringt. Der erste Mensch brachte und bringt noch jetzt täglich den Tod in die Welt; der Erste, d. h. der geistige, der rein in die Wahrheit und Liebe aufgegangene, der urbildliche Mensch stirbt zuerst, stirbt vor, sein Tod ist urbildlicher, ursprünglicher, allwirkender Tod; alles Andere, Pflanze, Thier, selbstischer Mensch stirbt ihm nur nach und stellt ihn dar. Wenn Alles sein Urbild, sein höchstes Wesen, einen göttlichen und obersten Ursprung hat, sollte nicht auch der Tod sein Urbild, seinen Grund im letzten Grund der Dinge und Wesen haben? Sollte er allein selbstständig für sich, durch und aus sich selbst sein? Einen urbildlichen Tod muß es geben; suche ihn, so wirst Du ihn finden.

Der speculative oder metaphysische Grund des Todes.

Der gewöhnlich nur als Tod bekannte Tod ist keineswegs der wahre, wesentliche Tod; der zeitliche, sinnliche Tod setzt vielmehr als seinen Grund einen unzeitlichen, übersinnlichen Tod voraus. Dieser ewige, übersinnliche Tod ist — Gott. Wenn Du auch weiter gar keine Erkenntniß von Gott hast, so wirst Du doch wenigstens die haben, daß Gott das unbeschränkte, unendliche Wesen ist, daß man, um Gott auch nur zum Gegenstand des Geistes machen zu können, alle Beschränkungen und Bestimmungen, in die das Endliche eingefaßt ist, hinwegnehmen, d. i. negiren muß; daß Der, welcher nicht vom Da- und Dortsein, vom Jetzt- und Einstsein, vom Dieses und Jenes-, So und Anderssein abstrahiren kann, das Unendliche auch nicht einmal vorzustellen fähig ist. Diese Nothwendigkeit aber, nur vermittelst der Negation der Endlichkeiten zum Gedanken des Unendlichen bringen zu können, hat doch wohl ihren Grund nicht in Dir, sondern im Gegenstande selbst. Nur weil das Unendliche selbst *ist* die Negation des Endlichen, mußt Du dasselbe auch negiren, von ihm abstrahiren, um zum Gedanken desselben zu kommen. Dein Thun der Abstraction, indem Du die Vorstellung des Unendlichen in Dir zu erzeugen strebst, ist nur ein Nachthun, eine Nachahmung gleichsam Dessen, was das Unendliche selbst thut. Die wirkliche und wahrhafte Nichtigkeit des Endlichen ist daher das Unendliche selbst. Daß die Dinge in der That endlich sind, wechseln, sich verändern, vergehen, beruht allein auf dem wirklichen Sein des Unendlichen. Jedes Ding, auch das *endlichste* wäre *unendlich*, unveränderlich, unbeweglich, absolut fest wenn nicht Unendliches wäre; nur durch das Unendliche und in ihm ist das Endliche als endlich, und in dieser Endlichkeit seine Nichtigkeit, sein Tod gesetzt. Der sinnliche Tod ist gleichsam nichts anders, als der Ton, wodurch das zeitliche

Ding seinen zeitlosen Tod äußert und verkündet; nichts als ein Licht, das in der Finsterniß leuchtet, das den verborgenen und geheimen Tod sichtbar und offenbar macht. Das, dem nichts Unendliches innewohnte, könnte nicht sterben. Nach dem Tode daher noch Etwas zu wünschen, nach Etwas noch sich zu sehnen, ist gränzenlose Verirrung. Du stirbst gerade nur deßwegen, weil vor dem Tode Alles da ist, was Du nach dem Tode erst zu erreichen Dir einbildest; der Tod kommt nicht aus Mangel und Armuth, sondern aus Fülle und Sättigung her. Die Last des unendlichen Wesens nur macht den Schrein Deines eignen, endlichen Seins, welcher es in sich faßt, zerbersten.

Wird das unendliche Wesen, Gott, nur gedacht und bestimmt als Persönlichkeit, kommt von ihm nichts weiter in Betracht, als Selbstbewußtsein, Wille, Freiheit; so wird Gott nur gedacht als ein oberflächliches Wesen. Gott ist so ohne Tiefe, nur eine Fläche, die das Selbst dem Selbste wieder spiegelt, das Urbild, aber auch eben so das Ebenbild der menschlichen Persönlichkeit. Wie Diejenigen, welche behaupteten, es sei nichts im Verstande, was nicht in den Sinnen vorher gewesen, einen nur formellen Unterschied statuirten zwischen dem geistigen und sinnlichen Inhalt, so ist dann nur ein formeller Unterschied zwischen dem, was in Gott, und dem, was im Menschen ist, ein Unterschied, der nur im Grade, im Quantum besteht; es sind dieselben Bestimmungen in Gott, wie im Menschen, nur in Gott unendlich, in diesem endlich, d. h. in Gott sind sie in einem unendlich höhern Grade verwirklicht, als in diesem; und geht auch, wie man gerne zugeben kann, ja muß, das aufs Höchste gesteigerte Quantum in das Qualitative über, so bleiben doch die marquirenden Grund- und Begriffsbestimmungen in Gott und dem Menschen dieselben. Der Tod, der erkannt in die Tiefen alles Wesens und aller Erkenntniß hinableuchtet, wird dann gleichfalls nur als eine oberflächliche, von der äußern

Nothwendigkeit alles natürlichen Daseins kommende, nur die Außenseite des Individuums berührende, nicht als eine von Innen herauf und ins Mark hinab steigende Negation erfaßt; er ist nichts als ein Nußknacker, der nur die Schale des Individuums zerbeißt, damit der fleischige, schmackhafte Kern des Individuums für sich selbst heraustritt. Denn der Mensch erkennt sich nur selbst in Gott, erhält in Gott und von ihm nur sich selbst zurück; Gott ist ihm nur das unantastbare Heiligthum, die unverletzliche Garantie und Gewährleistung seines eignen Daseins; Gott ist ihm nur Hauspapa, Wachtmeister und Nachtwächter seiner selbst, Genius, Schutzpatron. Und wie sollte und könnte daher das Individuum an seine Endlichkeit denken, da es selbst im Unendlichen nur an sich selbst denkt, nur das Princip seines persönlichen Daseins, seiner selbstischen Realität erkennt? Wie sollte es in die Tiefe des Todes schauen können, da es selbst im Tiefsten nur die es selbst ab- und wiederspiegelnde Oberfläche und glänzende Außenseite sieht?

Gott ist darum noch nicht als Geist bestimmt, wenn er nur als absolute Person bestimmt wird, die in sich ist im Unterschied von der Natur, und in diesem Unterschiede von sich weiß. Denn die Natur, das Andre Gottes, wird dann nur außer Gott für sich selbstständig gedacht, und Gott ist so nur unterschieden von der Natur, aber er selbst unterscheidet sich nicht von ihr, und ist darum nur Person, nicht Geist; denn Geist ist er nur, wenn er das, was er ist, durch sich selbst ist, wenn sein Sein das Produkt und Resultat seiner Thätigkeit ist. Gott ist dann nur sich selbst unterscheidend von der Natur, wenn er in sich selbst von sich unterschieden ist, wenn er nicht blos absolute Person, d. h. ein bloses Wer ohne Was, eine Person ohne Wesen ist, sondern wenn er Person zugleich und Wesen, und in diesem seinen von ihm selbst, als Gott, als selbstbewußter Person, unterschiedenen Wesen Natur ist. Wodurch ist der Mensch Geist? dadurch nicht, daß er unterschieden ist von der Natur, sondern dadurch, daß sein Unterschied von ihr Resultat seiner selbstthätigen Unterscheidung ist; unterschieden ist er von der Natur

durch seine Natur, daß er aber diesen Unterschied selbstthätig aufgreift, den Unterschied erst aus dem Unterscheiden werden läßt, das ist sein Geist, und Werk seines Geistes. Worin liegt aber die Möglichkeit dieses Unterscheidens? darin, daß er nicht blos Person ist, Selbstbewußt, sondern darin, daß er zugleich das, wovon er sich unterscheidet und wovon er sich unterscheidend Person, Selbstbewußtsein ist, Natur, Seele, Wesen in sich selbst hat. Wäre nicht Natur in ihm, hätte er kein von seinem persönlichen Selbstbewußtsein unterscheidendes Wesen in sich, so wäre auch der Anfang und Anstoß der Thätigkeit und Unterscheidung außer ihm, er wäre ein unselbstthätiges, geistloses Wesen. Die bloße Persönlichkeit für sich ist eben so geistlos, als die bloße Natur für sich, Geist ist nur die Einheit der Seele und des Bewußtseins, oder — was dasselbe ist — der Natur, des Wesens und der Persönlichkeit. Wahrlich wäre Gott nicht mehr als persönlicher, so wäre der Mensch höher und tiefer als Gott, denn der Mensch ist doch nicht blos Person, er ist doch nicht seelenlos. Die Persönlichkeit zur einzigen Bestimmung Gottes machen, heißt daher die Geistlosigkeit und Seelenlosigkeit zur Bestimmung Gottes machen.

Wenn Du von Gott sagst: er liebt, oder besser, er ist die Liebe, so gehst Du schon über die Persönlichkeit Gottes hinaus. Denn das persönliche Wesen nur als persönliches liebt nicht, es ist nur ausscheidend und abstoßend; die Person, streng gefaßt als Person, kann nicht lieben, sondern nur hassen, trennen, entzweien; die Person muß, um zu lieben, ihr strenges und ausstoßendes Fürsichsein aufgeben können; aber sie kann es nicht aufgeben, wenn nicht in ihr, so zu sagen, eine Stätte ist, wo sie nicht Person ist. Die Liebe ist nicht Insich- und Fürsichsein, wie die Persönlichkeit, sondern Einssein, Gemeinsamsein, Du liebst also nicht kraft Deiner Persönlichkeit, wodurch Du Dich von Andern abtrennst und unterscheidest, sondern kraft Deines Wesens, Deiner Natur, durch die Du Eins mit Andern bist. Du liebst also nur deßwegen, weil Du tiefer, weil Du mehr, als Person bist. Liebe ist nicht, wo nur Wesen, aber auch nicht, wo nur Person ist, Liebe ist Einheit

der Persönlichkeit und Wesenheit. Liebe setzt eben so wohl Unterschied als Einheit voraus; wo nur Wesen, da ist nur Einheit, wo nur Person, nur Unterschied; nur in der Einheit beider wohnt die Liebe. Wie der Alles empfunden, der die Liebe empfunden, so weiß auch der Alles, der die Liebe erkannt hat; erkenne sie und Du hast Gott und seine Consequenz, den Tod erkannt. Was ist aber die Liebe? Keineswegs nur conservative Lebenswärme, sondern zugleich auch ein verzehrendes Feuer, keineswegs nur Deine Bejahung, sondern eben so Deine Verneinung. Die Liebe erzeugt und vernichtet, giebt Leben und nimmt Leben; sie ist Sein und Nichtsein in Einem, Leben und Tod als Ein Leben. Du bist nur, wenn Du liebst, Sein ist erst Sein, wenn es Sein der Liebe ist, aber zugleich geht in der Liebe Dein persönliches Dasein, Dein abgesondertes Fürdichsein zu Grunde. Du bist nur noch in dem geliebten Gegenstand, Alles außer ihm, Du selbst ohne ihn bist Dir Nichts. Die Liebe ist die Quelle aller Freuden, aber auch aller Schmerzen. Was ist aber die Freude? Gefühl des Seins, darum selbst Sein, Bejahung. Was der Schmerz? Gefühl des Nichtseins, der Verneinung, darum selbst Nichtsein. Heftiger Schmerz zieht den Tod nach sich. Du hast also die Liebe eben so als den Grund Deines Todes, Deines Nichtseins zu erkennen, als Du sie als den Grund Deines Daseins, Deines Lebens anerkennst.

Du kannst daher Gott keine Liebe zuschreiben, wenn Du ihn nur unter der Bestimmung der Persönlichkeit zum Gegenstand Deiner Seele machst, und dieselbe consequent und redlich festhältst und durchführst, nicht ad libitum aufgiebst und wieder ergreifst; Du kannst nicht sagen, daß Gott die Liebe sei, wenn Du sie ihm nur in Beziehung auf Dich zuschreibst, wenn Du in ihm nur Bestimmungen erkennst, die Affirmationen Deines persönlichen Daseins sind, wenn Du Dich nur in ihm enthalten und bestätigt findest, nur Dir in ihm Platz machst, alles Andere aus ihm verdrängend. Erkennst Du in Gott nur die Bestimmungen, die die Subjecte nur zu Subjecten machen, nicht gleichfalls die Bestimmungen, die das

Object zum Object, die Natur zur Natur machen, so ist Dein Gott nicht Liebe, Wesen und Substanz, sondern nur die aufs Höchste gesteigerte, die absolute Ich- und Selbstheit, wenn Du gleich dieselbe als ein selbstständiges, von Dir unterschiedenes Wesen vorstellst. Gott ist dann nur nicht blos ein subjectives, sondern auch ein objectives, ein absolutes Wesen, wenn Du ihn nicht blos unter die Bestimmung befassest, in welchen Du ein Ich bist, sondern auch unter die Bestimmungen, vermittelst welcher ein Nicht-ich, ein Ding ist, wenn Du also in ihm eben so wohl den Anfang und Grund Deiner Persönlichkeit und Existenz, als auch das Ende, die Negation derselben erhalten findest. Gott ist nicht blos ein Dich bejahender, sondern auch ein Dich verneinender Gott; er ist nicht blos der Anfang und das Ende aller Dinge, sondern auch der Anfang und das Ende Deiner selbst. Die Dinge und Wesen, die außer Dir existiren, die Du von Dir unterscheidend unter den Gattungsbegriff des Objectes oder der Natur ordnest, sind alle Grenz- und Negationspunkte von Dir; so viel und so weit die andern Dinge und Wesen außer Dir sind, so viel und so weit bist Du nicht, und so viele derselben sind, so viele End- und Grenzpunkte hast Du, an denen Dein Sein aufhört; an jedem Baume, an jeder Wand, an jedem Tische, an dem Du anstößest, stößest Du gleichsam auf Deinen Tod, auf die Grenze, auf das Ende Deines Daseins. Um Dir Dein Ende zu vergegenwärtigen, brauchst Du nicht erst auf den Kirchhof zu spazieren, jeder Gegenstand außer Dir kann Dir den Tod Deines Selbst vergegenwärtigen; jeder Rippenstoß, jeder Druck von außen ist ein lebendiges Memento mori. Da nun aber Gott nicht blos ein Gott des Selbstes, sondern auch ein Gott der Natur, da in Gott nicht nur die Bestimmung der Persönlichkeit, also nicht Du allein, sondern auch die Bestimmung der Objectivität, folglich die Dinge und Wesen außer Dir in ihm enthalten sind; so ist folglich auch in Gott die Grenze, das Ende, die Verneinung Deines persönlichen Daseins, Deines Ichs enthalten, und Gott hast Du also eben so wohl als den Grund Deines Todes zu er-

kennen, wie Du ihn als den Grund Deines Daseins anerkennst. Denn sind die Dinge in Gott, oder kommen sie wenigstens aus Gott, so kommen auch die Grenzen Deines Ichs aus ihm, kommen aber die Grenzen Deines Ichs aus Gott, so kommt auch der Tod aus Gott; denn der Tod ist nur die Folge, die Erscheinung der innern Grenzen Deines Selbsts, welche selbst wieder äußerliche selbstständige Existenz in den Dingen haben und deren Inbegriff zusammen die Objectivität überhaupt ist. Wäre kein Object, so wäre das Subject unendlich und folglich per se unsterblich; wäre nur das persönliche Subject allein, so gäbe es ja begreiflicher Weise kein Ende, keine Grenze, keinen Tod desselben; das Dasein einer Objectivität aber ist der thatsächliche Beweis der Endlichkeit der Subjectivität; denn das Dasein der Objectivität ist ja, so viel und so weit als die Objectivität ist und Objectivität ist, das Nichtsein, das Ende der Subjectivität. Du magst nun denken über die Natur, wie Du nur immer willst, so wirst Du wenigstens Dir vorstellen, daß Gott sie erschaffen habe, und daher, Du magst Dich drehen und wenden, wie Du nur immer willst, die Wahrheit bestätigen müssen, daß Gott dem Nichtsein Deines Seins Dasein und Realität gegeben habe, und folglich Gott selber der Grund Deines Todes sei. Freilich bist Du so schwachsinnig, daß Du in dem Augenblick, wo Du das Dasein und die Schöpfung einer Natur, also die Nothwendigkeit, Vernünftigkeit und Realität Deines Endes und Todes eingestehst, wieder vergissest, was Du gedacht, gesagt und gethan hast. Und es ist kein Wunder. Du machst ja Dich allein zum Inhalt Gottes, Dich allein zur Sache des Unendlichen; und natürlich ist daher der Tod ein Nichtseinsollendes, Dein Ende nicht ein wahres Ende. Da Du nicht einmal selbst in Gott an Dein Ende kommst, so kannst Du natürlich um so viel weniger im natürlichen Tode an Dein Ende kommen, und mußt daher nothwendig dem Ende dieses Lebens den flatterhaften, langweiligen, dunstreichen Kometenschweif einer kernlosen Unsterblichkeit ankleben. Dabei bist Du aber wieder so kurzsichtig und Dir selbst widersprechend,

daß Du nicht gewahr wirst, daß jener allerdings zwar prachtvolle und dunstreiche Kometenschweif der Zukunft doch nur ein ganz blasser, fast nebelartiger Wiederschein und Abglanz Deiner gegenwärtigen Majestät und Herrlichkeit ist. Indem Du Deine Persönlichkeitsbestimmungen zu den einzig absoluten Inhaltsbestimmungen Gottes selbst machst, so machst Du Dich selbst, wie bereits gemeldet, zum Inhalt des Absoluten; Du empfindest und erkennst in Gott nicht einen Abbruch von Dir, sondern vielmehr nur die Fortsetzung und zwar eine potenzirende, vervollkommnende, erhöhende Fortsetzung von Dir. Auf diese Deine qualitative, wesentliche Fortsetzung und Fortdauer in Gott, auf diese Deine göttliche Existenz und Dignität paßt nun aber doch wohl Deine quantitative, zeitlos zeitliche, endlos endliche Fortdauer in der Zukunft eben so wenig, als der Schein auf das Wesen, das Nebenbild der Sonne auf die Sonne selbst, die Copie auf das Original. Da Du Alles schon warst in diesem Leben, was Du nur immer sein konntest, schon in ihm das Höchste erreicht hast, was bleibt Dir denn nach dem Leben noch übrig, als der blasse Mondschein von dem gegenwärtigen Sonnenlicht? Held Achilleus, Urbild griechischen Geistes, der Du so edelmüthig gestandst, lieber Taglöhner auf Erden, als König im Schattenreich sein zu wollen, o könntest Du sehen so ein modernes Subject, wie es eben den Pfauenschwanz seiner Unsterblichkeit ausbreitet, die Körner der Gegenwart verschlingt, nur um sie in der andern Welt wieder zu käuen, und die Heldengestalten der Wirklichkeit mit dem Schwanze seiner unendlichen Zeitlichkeit zu erdrosseln sucht, nur um sich der Nothwendigkeit eines wesenlosen Schattenseins zu versichern!

Der physische Grund des Todes.

So gewiß und wahrhaftig das unendliche Wesen unendlich und ewig ist, so gewiß und wahr ist es, daß das, was seinem Inhalt oder Wesen nach bestimmt und beschränkt ist, auch seinem Dasein nach bestimmt und beschränkt ist, daß folglich auch eine bestimmte Person nur eine bestimmte Zeit ist. Erkennst Du an, daß Du ein begrenztes Wesen bist, nicht das Wesen selbst, daß Du *eine* Person bist, nicht *die* Person selbst, so mußt Du auch anerkennen, daß Du jetzt, aber nicht immer bist. Du sagst: ich, dieses Individuum, will unsterblich sein. Du bist aber dieses Individuum nur als ein von andern unterschiednes, und Du kannst Dich daher nicht abtrennen von diesem Deinem Unterschiede; diese Bestimmtheit, diese Unterschiedenheit ist die Grenze Deines Seins, die nicht aufgehoben werden kann, ohne daß Du selbst zu sein aufhörst, so wenig als Du einem bestimmten Vogel die Bestimmtheit, durch welche er sich von andern Vögeln unterscheidet und das ist, was er ist, rauben kannst, ohne ihn ihm selbst zu rauben. Aber alle Bestimmtheit, alle Trennung und Unterschiedenheit beruht nur auf diesem bestimmten, wirklichen Dasein, ist nur möglich und wirklich in diesem wirklichen Leben. Nur in diesem Leben bist Du dieser Mensch; hört daher dieses Leben auf, so hörst Du selbst zu sein auf.

Du bist Individuum nur so lange, als Du empfindest; die Gewißheit seines Daseins hat das Individuum nur in der Empfindung; das Bewußtsein ist das Sein des Seins, es ist allein absolut zuverlässiges, unbedingt gewisses, d. i. wirkliches, positives Sein; die Empfindung ist aber nichts weiter als das individuelle, mit dem Individuum identische Selbstbewußtsein; erst in der Empfindung *ist* daher das Individuum Individuum; sie ist nicht ein das Sein Begleitendes, sondern sie ist das Sein des Individuums; *Dasein habe ich allein in der Empfin-*

dung. Der Satz: ich bin ein bestimmtes Individuum, hat daher seinen bestimmten Ausdruck und Sinn erst in dem Satze: Ich bin Empfindendes. Aber von der Empfindung ist die Zeit unabsonderlich; wo kein Jetzt, da ist auch keine Empfindung; ich empfinde nur dadurch, daß ich in diesem verschwindenden Jetzt, in diesem vergänglichen Augenblick empfinde. Man stellt sich die Zeit nur unter der Dimension der Länge als eine ununterbrochne, fortfließende Linie vor; aber den ausschließenden Augenblick kann man sich vorstellen gleichsam wie eine Perle, einen Wassertropfen, der in seiner Absonderung von dem ununterbrochnen Fluß die Gestalt der Kugel annimmt. Ich empfinde nur dadurch, daß ich gleichsam aus dem an sich gleichen und ununterbrochnen Fluß der Zeit die Perle des Augenblicks absondere, und in den engen Raum desselben mein Sein zusammenfassend einschließe. Ich fühle immer nur Bestimmtes, aber in diesem bestimmten Gefühle bin ich immer selbst, das ganze Individuum, mein ganzes Sein enthalten, denn jedes Gefühl ist zugleich Gefühl meiner selbst, mein ganzes Sein in einer besondern Bestimmtheit. Allein ich fühle eben nur dadurch, daß mein ganzes Sein gedrängt ist in einen einzelnen Zeitpunkt, daß in einem Jetzt mein ganzes Sein geeint, und in dieser Sammlung gegenwärtig ist. Wie das Sonnenlicht zusammengedrängt und gesammelt Feuer wird, brennt, so entsteht nur durch die Zusammendrängung meines ganzen Seins auf den Brennpunkt eines Augenblicks in mir das Feuer der Empfindung. Vergänglichkeit ist daher das Wesen alles Gefühles, aller Empfindung. Warum giebt es denn keinen fortdauernden Genuß? eben weil ein fortdauender, ein ununterbrochner Genuß nicht mehr Empfindung und Genuß wäre, der Genuß nur Genuß ist, weil er vergeht. Nur wo Absätze, Zeitabschnitte, Epochen sind, da ist Empfindung, in dem Sichselbstgleichen verschwindet sie. Wo also die Zeit aufhört, da hört auch die Empfindung und mit dieser die Individualität auf. Dieses Wesen, dieses Individuum bist Du nur in dieser Zeit. Wenn Du daher in dem dunkelblauen Jenseits, wo von aller Zeit abstrahirt wird,

dem Individuum individuelles Dasein, Empfindung, und zwar ewige Wonne, ewige Lust zuschreibst, so folgst Du nur der Einbildung, in der Alles möglich ist, was in Wahrheit unmöglich ist, aber nicht der Vernunft.

Die bestimmte Person, das Individuum ist aber nicht blos nothwendig ein zeitliches, von der Zeit unabtrennbares, sondern auch nothwendig ein räumliches. Individuen sind nothwendig dem Raume nach außer einander. Das Denken, die Vernunft, das Bewußtsein ist raumlos, aber diese sind keine Individuen; Raumlosigkeit schließt Individualität aus. Zum Individuum gehört wesentlich, daß es dem Dasein nach getrennt ist, daß es als getrenntes existirt, als getrenntes aber existiren oder räumlich sein ist Eins. Wenn Du daher ein Leben nach dem Tode annimmst, in welchem Du dasselbe Individuum sein wirst, das Du in diesem Leben warst, das nämliche persönliche Wesen, so mußt Du dieses Leben — Du magst auch noch so sehr bemüht sein, alle sinnlichen Vorstellungen von ihm zu entfernen und es noch so geistig zu fühlen Dir einbilden — an einen Ort verlegen. Wo ist aber nun dieser Ort? Doch er sei, wo er wolle, wenn er gleich ein anderer Ort ist, als der Ort der Lebendigen, so hat er doch nothwendig mit diesem den Raum überhaupt gemein, denn es giebt doch offenbar keinen Raum außer dem Raum. Allein der Raum gehört wesentlich zu unserm Leben, der Raum ist das Eigenthum, so zu sagen, der Lebendigen, er ist selbst nur der allgemeine Ausdruck unsers jetzigen sinnlichen Lebens, der Raum fällt in das Sein vor dem Tode. Da also die unsterblichen Individuen an einem Orte existiren, ihr Ort aber in den Raum fällt, so fiele folglich das Leben nach dem Tode in das Leben vor dem Tode. Denn existiren dieselben nach dem Tode räumlich — und so gewiß eine Vernunft, eine Wahrheit ist, so gewiß müssen sie räumlich existiren, wenn sie als Individuen fortdauern — so existiren sie ferner nicht nur zeitlich, — denn der Raum kann wohl nicht für sich, von der Zeit abgetrennt sein — und das unsterbliche Leben wäre also zeitliches Leben, sondern

sie existiren auch mit allen sinnlichen Attributen und Beschaffenheiten behaftet, die zu diesem zeitlichen Leben gehören, — denn Raum und Zeit läßt sich nicht absondern von allen übrigen Beschaffenheiten dieses sinnlichen Lebens — und das jenseitige Leben wäre also diesseitiges, wäre wieder dieses Leben, das wir hier leben. Sollten übrigens die unsterblichen Individuen nur räumlich sein, ohne die übrigen Lasten, die nothwendig mit dem Raume verbunden sind, an sich zu tragen, so bleibt wahrlich nichts übrig, als daß die nach ihrem Tode existirenden Individuen mathematische Figuren oder doch wenigstens den Linien und Dreiecken höchst ähnliche Wesen sind, allein die Linien und Dreiecke fallen auch schon in dieses Leben.

Da also das Leben der nach dem Tode als Individuen fortlebenden Individuen nothwendig in das Leben vor dem Tode fällt, so war es ganz in der Ordnung, daß man in neuern Zeiten, nachdem man sich einmal von dem Glauben an einen imaginären Himmel und von den trüben Vorstellungen eines Gespenster- und Schattenreichs, eines Hades und Scheols, eines dunkeln Aufenthalts der Todten in oder unter der Erde entfernt hatte, die Sterne zu den Aufenthaltsörtern der Abgeschiedenen bestimmte — eine Lokalität, die besonders diesen Vortheil für sich hat, daß dadurch das Leben nach dem Tode wenigstens in eine scheinbare Entfernung von dem Leben vor dem Tode gerückt wird, und die Todten die Lebenden nicht mehr drücken und geniren können, wie es bei ihrem ehemaligen Aufenthaltsorte der Fall war. — Bei dieser Vorstellung von den Sternen geht das Individuum von dem allgemeinen Grundsatze aus, daß diese unzähligen Körper umsonst wären, wenn sie nicht von lebenden Wesen bewohnt wären, und daß es daher dem Wesen der Natur, die nichts umsonst mache, und der Weisheit ihres Schöpfers widerspräche, wenn sie nicht bewohnt wären.

Was, rufst Du entsetzt aus, was? so viele, so ungeheure Körper sollten umsonst sein, und nur auf dieser Erde, die sich in dem unermeßlichen Ocean der Welten gleich einem Salzkörnchen geschmacklos verliert,

nur auf dieser sollte Leben sein? und vergissest in diesem Deinem zoologischen und philanthropischen Schrecken Dich von der Natur, die Dich umgiebt, über die fernen Welttheile belehren zu lassen. Betrachte den Menschen, der von jeher als ein Mikrokosmus, als ein Spiegel des Universums angesehen wurde, und die Anschauung dieses Einen wird Dir das Universum erleuchten. Sein Körper besteht aus unendlich vielen und selbstständig unterschiednen Theilen; es giebt Theile in den Theilen, Organe in den Organen, Systeme in den Systemen; der kleinste Theil ist noch reich an Theilen und Bestimmungen, und wolltest Du, abgesehen von der Einheit der Beschaffenheit oder der Gattung, die blosen Materien theilen, so würdest Du auch noch an dem kleinsten Theil bis ins Unendliche fort theilen, bis ins Unzählbare zählen können; in unbegrenzbarem Vervielfältigen, Verselbstständigen, Unterscheiden entwickelt die Natur ihre unbeschränkte Schöpferkraft. Aber nun siehe dieses Wunder aller Wunder! diese Unermeßlichkeit, diese Unendlichkeit von Theilen, Organen, Systemen bringt nur Ein einziges Leben, Ein Wesen, Ein Individuum hervor! Ein einziges nur! Wie wenig, wie traurig! Warum giebt es denn bei diesen unendlich vielen Theilen nur Einen Menschen? warum ist denn das Auge nicht ein eigner Mensch? warum wohnen denn in den Knochen und Haaren nicht schon eigne Wesen? In Betracht Deiner immateriellen Seele, die noch weniger Raum einnimmt, als der mathematische Punkt, der bekanntlich keinen Raum einnimmt, ist der menschliche Körper ein eben so großer, wo nicht noch größerer Raum, als für Dein sinnliches Auge das Universum in Betracht der Erde; denn für das Raumlose und in Betracht desselben ist der kleinste Raum unendlicher Raum. Warum nimmt denn nun Deine Seele, die untheilbar, einfach, Punkt, Atom ist, Du, dieses Einzige Individuum einen so unendlich großen Raum ein? Die ganze Seele hätte ja doch, denke ich, in Einer Haarwurzel Platz genug, warum ist also die arme Haarwurzel nicht auch eine Seele, ein Mensch? Was, würden die Knochen, die Zähne sagen, wenn sie mit den Men-

schen jene zoologischen und philanthropischen Ansichten theilten, was, wir Knochen, die wir den Raum eines Saturnus und Uranus einnehmen im Verhältniß zu dem unsichtbaren, untheilbaren Punkt der Seele, sollten nicht auch unsere eignen dem Menschen wenigstens analogen Wesen in uns enthalten, wir sollten wesenlos und menschenleer sein? Das kümmerliche Leben und der klägliche Zweck, welche uns die Naturphilosophen und Mediciner vindiciren, ist kein Leben und kein Zweck; wir Zähne sind da, sagen sie, um die Speisen zu zerkauen und zu zermalmen, dieser unser Zweck ist unsere Thätigkeit, unser Leben; aber was ist denn der eigentliche, der wahre, der letzte Zweck unsers Zerkauens und Zermalmens, was ist denn der Zweck dieses Zwecks, das wahre Wesen unsers Wesens? der lebende, der wollende, denkende Mensch. Wir also, wir, die wir gar Nichts gemein haben mit dem Menschen, wir Riesennaturen, an deren materieller Festigkeit und Gediegenheit das feine Kometenwesen der immateriellen Seele gleich einer Seifenblase zerfährt, die wir unendlich entfernter sind vom Menschen, als z. B. der Uranus von der Erde — denn die Entfernung des Uranus von der Erde ist ja doch noch eine räumliche, meßbare, aber unsre Entfernung von dem Menschen ist eine Ferne der Natur, der Qualität des Wesens, also eine unermeßbare, unverhältnißmäßige, unvergleichliche — wir sollten unsern Zweck im Menschen, in der Seele haben, wir sollten unsern Zweck so fern von uns, außer uns haben in einer andern mit uns gar Nichts gemein habenden Natur? unser Leben sollte nicht in uns selbst enthalten sein, sondern in einem andern Welttheil, in der Natur des Menschen, in der Seele? Das ist unmöglich, das ist unverträglich mit der Weisheit Gottes, daß wir umsonst sein sollten, daß wir keine eigne Zahnmenschen, d. i. statt unsres nächsten Zweckes, welches ein erbärmlicher, zweckloser Zweck ist, da der Zweck dieses unsers Zerkauens ein ausländisches Wesen, die Seele, ist, nicht einen Zweck in uns enthalten sollten, der zugleich eben so unmittelbar nah uns ist, als jetzt der Zweck ist, den uns allein die Naturforscher anweisen, zugleich aber

eben so frei, selbstständig, edel ist, wie der Mensch, d. h. eben einen eignen, uns angehörigen, uns angemessnen Menschen, mit Einem Worte, einen Zahnmenschen. Wenn es Menschenzähne giebt, warum sollte es denn in aller Welt nicht auch Zahnmenschen geben? ein hohler, ein menschenleerer Zahn wäre eine himmelschreiende Lücke in der Weltschöpfung! also müssen wir Zähne unsere eigenen Bürger und Bewohner haben. Welch ein Thor ich doch früher war, wo ich mich noch für Einen Menschen hielt, wo ich nur todte, selbst- und bewußtlose Glieder und Theile, zwecklos in sich selbst, sich bewegen sah, um mich, dieses Eine Individuum außer ihnen hervorzubringen, ich sehe nun lauter Menschen, wo ich sonst nur Glieder sah, ich selbst, dieser Eine Mensch, bin nun eine unzählbare Menschenmenge!

In Deiner Anschauung von den Sternen stößest Du Dich blos an dem sinnlich selbstständigen Dasein, an der Größe und Menge dieser Weltkörper; sie sind doch, sie existiren; wozu also diese unendlichen Körper, wenn sie nicht für Etwas, für lebendiges Dasein, wenn sie nicht belebt sind? Du hast Recht darin, daß Du das Leben als Zweck eines Körpers setzest; Du irrst aber darin, daß Du glaubst, daß jene Körper eben so, wie sie dem Raum, dem Dasein nach selbstständig sind, so auch ihrem Zwecke und Wesen nach selbstständig sein müssen, d. h. daß dieser besondere Körper, den Du mit Deinem Auge dem Orte nach fixirst, umsonst ist, wenn nicht das, was Du auf dieser Erde findest und als ihren Zweck anerkennst, in und auf diesem Körper selbst enthalten ist, daß also dieser unermeßliche Raum zwecklos ist, wenn in ihm selbst kein Leben ist; und befangen in diesem Irrthum überschattest und bevölkerst Du daher die fernen Weltkörper ohne Ausnahme und Unterschied *) mit den wesenlosen Schatten Deiner üppigen Phantasie.

*) Diese Beschränkung und noch einige andere Modificationen sind die einzigen materiellen Veränderungen, die ich mir in dem Abschnitt von den Sternen erlaubte, erstlich weil er in seiner alten Fassung nur eine jugendliche Abschweifung vom Thema

Was Dich frappirt und irre führt, ist nur das sinnliche Dasein, blos der unbeschränkte Raum dieser Weltkörper. Allein ich muß Dir gestehen, daß mir überall, selbst hier auf der geist- und lebensvollen Erde, solch überflüssiges, unnützes, zweckloses Dasein aufstößt, daß mir in jedem selbst erfüllten Orte solche leere Räume begegnen, ja daß, wenn Dir deßwegen die Weltkörper umsonst da zu sein scheinen, wenn nicht auf ihnen selbst Leben haust, mir aller Raum, alles Dasein, alle Natur umsonst zu sein erscheint; ich finde Alles leer und öde, Alles zwecklos, wenn ich mit diesen Vorstellungen, mit denen Du die Weltkörper betrachtest, an die Natur gehe. Fragst Du: warum *sind* die Körper, wenn nicht Leben in ihnen ist, so setze ich Dir die Frage entgegen: warum ist überhaupt ein Sein, ein Raum, eine Materie, eine Natur? Dein Gott hätte ja das ganze Universum in ein Atom ein- und zusammenschmelzen können; was über das Gebiet eines Atoms hinausgeht, ist verschwendetes, überflüssiges, zweckloses Sein. Warum giebt es denn nicht Einen einzigen, sondern unzählig viele Menschen? so viel als andere außer mir sind und haben, so viel geht mir ab, so viele leere und unerfüllte Räume sind in mir; die andern Menschen sind Nichts als die objectiven, selbstständigen, außer mir angeschauten Poren meines eigenen Selbsts. Und so sind alle Dinge porös, voll leerer, lichter Räume. Warum ist der einzelne Ton nicht schon die ganze Ouvertüre? warum ist er einzelner? In diesem einzelnen Tone schon findest Du jene Zwecklosigkeit und jenen leeren Raum, der Dir nur an den Sternen wegen ihrer sinnlichen Größe auffällt. Dieser Eine Ton ist ganz durchlöchert, ganz porös, denn alle andern Töne sind nicht in ihm. Warum übersiehst Du denn hier das Leere? Warum ist nicht untrennbar und ununterschiedlich Alles in Einem? Der Zweck des Baumes ist die

---

war, zweitens weil ich, so absurd ich die gewöhnliche rationalistisch teleologische Anschauung finde, welche jeden glänzenden Punkt mit lebendigen Wesen bevölkert, doch eben so thöricht es finde, Weltkörpern, wie z. B. Venus, Mars, individuelles, bewußtes Leben absprechen zu wollen.

Frucht, wozu ist denn das Blatt, der Zweig, der Ast, der Stamm, die Rinde, warum trennt sich denn dies so auseinander und giebt sich so verschwenderisch in so vielerlei Theilen besonderes und selbstständiges Dasein? wäre es nicht weiser, wenn der Zweck unmittelbar, auf einmal ohne alle weiteren Umstände, Aus- und Abschweifungen da wäre, wenn Alles auf einfachgeistige Weise als Eines da wäre? Wenn Du zum ersten Male einen menschlichen Embryo sähest und würdest die Vorstellungen, die Du bei der Anschauung der Himmelskörper anwendest, hier gelten lassen, wie würdest Du Dich gebärden, wenn man Dir sagte: siehe! dieser Embryo hier ist bestimmt, ein Mensch zu werden, dieses stumme, regungslose Pflanzenleben soll einst lebendig starker, wollender, handelnder Mensch werden! Ach, welche trostlose, unweise „Einrichtung!" warum enthält denn nicht auch dieses arme Wesen schon seinen Zweck verwirklicht in sich, warum liegt doch sein Zweck, sein Wesen, der Mensch, welcher es selbst einst werden soll, so unendlich weit von ihm, daß das, was es an sich, der Möglichkeit nach schon ist und wozu es ist, noch nicht wirklich da ist, erst durch eine lange Reihe von Jahren und Stufen zu erreichen ist? Wenn Du Dich nun nicht darüber wunderst und ärgerst, daß nicht auch schon der Embryo Mensch ist, warum willst Du Dich darüber wundern und ärgern, daß nicht auch alle Sterne schon belebte Weltkörper, nicht auch schon die Kometen Planeten sind? Wahrlich, wenn man Deine teleologischen Vorstellungen, die Du sonderbarer Weise nur bei den Sternen anwendest, auf Alles ausdehnte, so würde man endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß eigentlich alles sinnliche, materielle Sein blose Verschwendung, zweckloser Aufwand ist, und es daher das Beste wäre, wenn gar Nichts wäre; denn nur im Nichts wäre alle Zwecklosigkeit vermieden und aufgehoben.

Die Natur, entgegnest Du mir, ist lebenslustig; solche ungeheuere Räume und so wenig Leben, wie reimt sich das zusammen, welch ein Widerspruch! Allein Du vergissest in diesem Deinem Lebensrausch zu bemerken, daß die Lebenslust der Natur zugleich Mordlust ist, die Geburt eines Wesens der Tod eines andern, der Selbsterhaltungstrieb in der Natur zugleich Zerstörungstrieb ist. Du siehst nicht, welch ein unglückliches Wesen es um das Dasein und Leben eines Einzelwesen, das nicht existiren kann, ohne in Gegensatz und Widerspruch mit einem andern zu treten, wie beschränkt und bedingt das Leben ist, da es nur unter dieser Beschränkung und Bedingung sein kann, daß es Widerspruch ist, jedes Lebendige seinen Todfeind hat. Schade, daß die Natur nicht so lebenslustig ist, wie Du, daß sie nicht nach Deiner Sinnesart, in der das blose Dasein, die sinnliche Einzelheit, dieses lebendige Individuum das Letzte und Absolute ist, sich eingerichtet hat. Wäre sie in dem Sinne lebenslustig, wie Du Dir es einbildest, so hätte sie dann gewiß das Leben separirt, vertheilt, jeder besondern Thier- und Pflanzenspecies einen besondern Weltkörper, jedem einzelnen Menschen aber, der doch in seiner Einzelheit ein viel umfassenderes, bedeutungsvolleres und freieres Dasein hat, als eine Thier- oder Pflanzenspecies, einen eignen Weltkörper für ihn allein bestimmt und eingeräumt. Diese „Einrichtung" wäre gewiß zweckmäßiger, als die jetzige, wo das feindliche, sich gegenseitig zerstörende Leben so zusammengedrängt und auf einander gehäuft ist. So ein für sich selbstständiger, eine eigne Welt bewohnender, so ein absoluter Mensch würde nie sterben; stirbt ja doch der Mensch nur durch den Menschen, nur deßwegen, weil er sowohl getrennt, als in wesentlicher Verbindung zugleich mit andern ist und lebt, ist ja der Tod nur da, wo eben sowohl Einheit als Unterschied ist. Wenn der Staat, folglich die Weltgeschichte — denn der Ursprung des Staates ist der Ursprung der Weltgeschichte — wenn die Sprache, folglich auch die Vernunft durch Uebereinkunft entstanden ist; warum sollte nicht auch der Tod in dem Contract social seinen Grund haben? Auch die Pflanzen

und Thiere haben ja unter einander gleichsam die Verabredung und Uebereinkunft getroffen, daß eins dem andern Platz macht, der Eintritt des einen ins Leben durch den Austritt des andern aus dem Leben bedingt ist. So eine besondere Pflanzenspecies daher, auf einen Weltkörper allein versetzt, hätte an ihm eine unendliche Sphäre des Daseins, und mit dieser Unendlichkeit der Sphäre des Daseins, in dieser absoluten Alleinheit und Einsamkeit verschwände der Grund und die Nothwendigkeit des Todes. Durch diese Vertheilung des Lebens, diese Verunendlichung des Einzelnen käme Leben in alle Himmelskörper, Friede und Ruhe auf die Erde, ewiges Leben in die ganze Natur. Auf diese Weise wäre zwei Uebelständen zugleich abgeholfen, würden zwei lästige und störende Mücken mit Einem Schlage getroffen. — Das Leben auf der Erde also scheint Dir zu wenig und beschränkt zu sein für das große Universum; nur dann scheint Dir die Welt eines unendlichen Schöpfers würdig zu sein, wenn unendlich viele Leben, unzählbarer, als die zahllose Menge der Himmelskörper, die Schaar der Lebenden, der das Dasein Genießenden ist; Du erweiterst daher und vervielfältigst dieses Leben bis ins Unendliche; die Zusätze aber zu dem beschränkten Erdenleben, die Vermehrungen und Erweiterungen desselben verlegst Du auf andere Körper in andere Wesen, gleich als stünden die Räume der Himmelskörper Dir nur dazu offen, um in sie, wie in Bienenzellen, den Honig süßer Phantasieen niederzulegen. Allein Du stößest hier wieder an den bloßen Massen Deinen Kopf an, und indem Du Dir einbildest, die Schöpfung dadurch erst vollkommen und vollständig zu machen, daß Du leere Räume im Himmel ausfüllst, übersiehst Du fortgerissen von der Dunst- und Dampfmaschine Deines excentrischen Kopfes einen Mangel, eine unausgefüllte Lücke auf dieser Erde; und diese himmelschreiende Lücke, dieser entsetzlichste aller Mängel, dieser leere Raum, der Dir eher ein Stein des Anstoßes sein sollte, als die Oede im Himmel, dieser große Riß in der Schöpfung ist das Ende, die Verneinung des Lebens selbst, der Tod. Denn in dem Tode ist kein Leben, er ist die reinste

Wüste, die entsetzlichste Lebensleere. Wohl tritt immer wieder ein neues Wesen an diese Stelle des gestorbenen; aber dieses Wesen, das jetzt ist, einst nicht mehr ist, dieses bestimmte Wesen kehrt nie wieder, ist auf ewig hin; dieser Ort, wo dieses Wesen war, bleibt immer leer, das Wesen ist dieses Wesen nur Einmal, der Mensch ist dieser ganz bestimmte Mensch, nur jetzt, nur dieses Mal; das andere, neue unterschiedne Wesen, das an seine Stelle kommt, füllt eben, weil es ein andres ist, jenen Platz, wo das erste war, nicht aus, sonst müßte es ganz dasselbe mit dem vergangnen sein. Die ganze Erde ist daher so durchlöchert, wie ein Sieb, so porös, wie ein Schwamm; überall sind Spalten, Sprünge, Risse, so viele Gestorbene sind, so viel leere Räume und unbesetzte Plätze giebt es, jeder Tod ist ein gewaltiger Riß in der lebendigen Natur. Was ist nun die Hohlheit und Leerheit eines Himmelskörpers, dieser unschädliche räumliche Mangel, der darum nur Mangel in Deiner Einbildung ist, gegen den lebendigen, den qualitativen Mangel des Lebens, gegen die schmerzliche Verneinung des Lebens, den Tod? O Du Narr, der Du vor lauter Mängeln nicht den Mangel, vor eingebildeten Lücken nicht die wirkliche Lücke siehst! Hätten Deine Einbildungen in der Natur Grund und Realität, so würde die Kette der Lebendigen eine weder durch den Raum, noch durch den Tod unterbrochne Kette sein; denn die lebenden Wesen auf dem Saturn oder Uranus machen den positiven Mangel auf der Erde nicht gut. Die andern lebenden Wesen würden und müßten sein die ununterbrochne Fortsetzung der hier lebenden Wesen, die von diesen selbst nicht unterschiedene, unmittelbar mit ihnen zusammenhängende Fortsetzung ihres Lebens. Die Stelle des Todes füllten die andern lebenden Wesen aus, das Leben der andern Wesen würde unmittelbar Eins sein mit dem Leben der irdischen Wesen, so daß das Leben dieser Pflanze, dieses Thiers an und in sich selbst die ununterbrochne Kette jener himmlischen Wesen wäre. Diese Pflanze z. B., die jetzt blüht, hat nach der dermaligen melancholischen und finstern „Einrichtung“ der Natur einen bestimmten Termin ihres Lebens; auf

dem Punkte, wo sie jetzt an ihr Ende kommt, würde ihr Leben etwa auf dem Uranus oder des Uranus in ihr beginnen, wie sie sich früher durch Blatt, Stängel und Blüthe hindurch entwickelte, so würde sie sich dann durch die höhern Wesen des Uranus hindurch entwickeln; wie in der phantastischen Arabeskenmalerei, so etwa würden aus Stängeln und Blumen die himmlischen Wesen hervorkeimen. Nach Beendigung ihrer Uranusperiode begänne wieder die Periode eines andern Sterns in ihr und so fort bis ins Unendliche. So wäre dann keine Lücke in der Natur, kein Lebensmangel nur so, wenn die in Deiner Phantasie von diesem Leben durch den Raum abgetrennten, die Lücken nicht ausfüllenden, den Schmerz des Todes nicht stillenden, selbstständigen Bewohner der Himmelskörper Perioden, Lebensformen der Thiere, Pflanzen und Menschen wären, Ansätze und Zusätze zu ihrem eignen Leben. Zugleich dürften aber jene himmlischen Perioden nicht abgetrennt und unterschieden sein von ihren irdischen Lebensformen, sonst wäre ja die Pflanze in ihrer Uranusperiode eine andere als in der Erdperiode, und mit jeder Veränderung träte ein Nichtmehrsein, eine Lücke ein, die auszufüllen, die ein Mangel in der Schöpfung wäre. So nur würde also die Welt ganz vollkommen sein, wenn keine Veränderung in ihr wäre, denn in jeder Veränderung vergeht Etwas, und entsteht daher mit diesem Vergehen ein Nichtsein, ein Mangel, und da alles Leben auf Veränderung beruht, so wäre also nur dann kein Lebensmangel in der Welt, wenn gar kein Leben wäre; nur wenn gar kein Leben gesetzt ist, wirst Du auch keine Verneinung des Lebens finden.

Alles, was nur immer ist, ist nicht ohne Grenzen und Schranken. Sein, Bestimmtheit, Schranke sind zugleich mit einander gesetzt; nur das Nichts ist das Schrankenlose. Jedes Ding ist ein Beweis von der Wahrheit dieses Satzes. Nur Eine Waffe giebt es gegen das Nichts,

und diese Waffe ist die Grenze, sie ist der einzige Haltpunkt eines Dings, die Schranke seines Seins. Denn die Schranke oder Grenze ist nicht außen herum, wie etwa der Zaun um das Feld, sie ist die eigne Mitte, das Centrum eines Dings. Alles in der Natur ist daher das, was es ist, nicht durch den Stoff, woraus es besteht, sondern vielmehr durch die Beschränkung des an sich unbestimmten Stoffes, durch das bestimmte Verhältniß, die bestimmte Verbindungsweise der Stoffe; und eben in dieser Bestimmtheit des Verhältnisses der Stoffe besteht die Schranke, wie das Wesen eines Dings. Aendert sich die Art, wie das, was man die elementarischen Bestandtheile eines Dinges nennt, verbunden ist, ändert sich dieses bestimmte und durch seine Bestimmtheit beschränkte Verhältniß der Elemente, so ändert sich das Ding selbst. Das Wesen und Leben der Dinge ist daher Maß, Form, Art, Gesetz. Und dieses Maß, durch das und innerhalb dessen ein Ding das ist, welches es ist, ist nicht etwa ein auf gewisse Stoffe, etwa nur auf den chemischen Stoff sich erstreckendes, sondern Alles durchdringendes Maß. Das ganze Leben und Wesen eines Dings ist durchgängige Bestimmtheit, Ein allgegenwärtiges Maß. Das Verhältniß z. B. der chemischen Stoffe dieses Fisches ist nicht nur ein gleichsam abgewogenes, sondern auch sein Organismus, sein ganzer Leib hat seine bestimmte, ihn von andern Thieren unterscheidende Gestalt, und was ist denn diese anders, als Maß, Schranke? Eben so ist das Verhältniß dieses Fisches nach Außen kein schrankenloses, unbestimmt und frei gelassenes; er bewegt sich, aber er hat eine bestimmte, durch seine Gestalt bedingte Bewegung; er lebt in einem bestimmten Klima, in einem bestimmten Element, dem Wasser, aber wieder nicht im Wasser überhaupt, in jedem Wasser, sondern in einem bestimmten Quell-, Fluß- oder Seewasser. Das Seewasser ist eben so gut noch Wasser, wie das Flußwasser, und doch lebt dieser Fisch eben, weil er nie und nirgends außer die Schranke hinausfällt, die der Mittelpunkt seiner Natur ist, Alles an ihm bestimmt und in sich faßt, nur in diesem und keinem andern Wasser. Diese Wahrheit kannst Du

selbst an Dir erfahren, wiewohl sie im Geistigen Modificationen erleidet. Du bist ein moralisches, freies Wesen; die andern Menschen, von denen Du Dich unterscheidest, sind es eben so. Der Stoff gleichsam, das Element, worin Du bist und woraus Du bestehst als moralisches Wesen, ist der Wille, die Freiheit. Als Stoff ist der Wille in allen Menschen gleich, mit demselben Willen und in demselben Willen, in dem und mit dem Du willst, will auch der Andere. Wie der Fisch in dem Wasser, so lebt der Mensch in dem allgemeinen Elemente des Willens, wie aber der bestimmte Fisch im bestimmten Wasser lebt, so lebst Du zugleich in einem bestimmten Willen. Durch die Art des Wollens wird der an sich als Stoff und Element in allen Menschen gleiche und Eine Wille Dein Wille, specificirter, beschränkter, unterschiedner Wille, wird er Charakter. Allein Du selbst, dieses besondre Subject, bist nun gar Nichts außer diesem specificirten Willen; diese Art des Willens, diese Schranke des Einen sich gleichen Willens ist Dein Wesen, bist Du selbst. Aendert sich Dein Charakter, das Maß, die bestimmte Art des Wollens, so änderst Du Dich selbst; was Du bist, bist Du nur innerhalb dieses Maßes.

Auch das menschliche Leben hat seine nothwendige Schranke, über welche hinaus, und unter welche hinunter es nicht mehr existiren kann, und derselbe Ort, welcher der Sitz und die Quelle des menschlichen Lebens ist, ist auch die Grenze desselben. Es ist das Wesen des menschlichen Lebens selber, nur auf der Erde zu sein, nur in der Schranke, die die Natur in der Form und Gestalt der Erde hat, möglich und wirklich zu sein. Wie es zur Natur der Forelle gehört, nur in diesem bestimmten Wasser zu leben, zur Natur einer Pflanze, nur innerhalb der Grenze des bestimmten Klimas das zu sein, was sie ist; so gehört es zur Natur, zum wesentlichen Charakter des menschlichen und irdischen Lebens überhaupt, nur in der Natur, wie sie diese Natur, Erde ist, zu existiren, nur innerhalb der Schranke eines Erdjahres u. s. w. sein zu können. — Auf der Erde selbst giebt es unterschiedne Lebens-

maße, von einander abweichende Stufen, Grade und Weisen des Lebens; jede Thier- und Pflanzenspecies, jeder Menschenstamm, jedes Menschenalter, jedes Zeitalter ist so eine eigne Lebensart, ein eignes Lebensmaß; aber das allgemeine, das einzige und letzte Maß aller dieser vielen besondern Maße ist die Natur selber, wie sie Erdnatur ist. Die Erde ist zwar ein bestimmtes, aber kein endlich bestimmtes, beschränktes, sondern in seiner Bestimmtheit zugleich allgemeines, unendliches, inhaltsreiches, d. i. innerhalb seiner selbst die mannigfaltigsten Arten, Unterschiede, Gegensätze gewährendes und enthaltendes Maß. Wäre das Lebensmaß der Erde endlich bestimmtes, nicht in seiner Bestimmtheit allgemeines und unendliches Maß, so wäre das Maß des Erdlebens etwa das Maß einer einzigen Thier- und Pflanzenspecies oder Menschenrasse; irgend Etwas, was jetzt ein besonderes Glied nur im System der Erdnatur ist, wäre das Ganze selbst. Und nur dann, wenn die Erde nur wäre das Lebensmaß einer bestimmten Art, nur dann läge in dieser beschränkten Beschaffenheit der Erde selbst der Grund und die Nothwendigkeit, über sie als ein Endliches hinauszugehen. Da es nun aber unendlich viele und unterschiedne Maße und Arten des Lebens auf der Erde giebt, diese Arten aber begriffen und enthalten sind innerhalb des gemeinschaftlichen Maßes, welches die Erdnatur selbst ist, so ist die Erdnatur als die allgemeine, allumfassende, unendliche Gattung, die absolute, unübersteigliche Grenze alles irdischen, folglich auch menschlichen Lebens und Wesens. Wo also nicht alle zum menschlichen Leben erforderlichen Bedingungen vollständig, unbeschädigt, ganz da sind — und zu diesen Bedingungen gehören nicht nur die allgemeinen Elmente und Stoffe, sondern auch die Form, das Maß, das bestimmte Verhältniß derselben — da ist auch kein menschliches Leben möglich. Wenn Du folglich auf dem Wege der Erfahrung, z. B. kein Wasser oder keine Atmosphäre auf einem Himmelskörper antriffst, so fordert die Vernunft, die Erfahrung, die Natur selbst von Dir den Glauben und das Eingeständniß, daß auf ihm kein menschliches oder

menschenähnliches Leben sei und sein könne, daß also dort kein Ort für Dich ist. Einbilden kann man sich freilich, daß, gleichwie der Gans die Federn ausgerupft werden können, ohne daß sie aufhört, Gans zu sein; so auch das untheilbare Leben zerzupft und zerzaust werden könne, und dennoch Leben sei und bleibe; auch kann man sich einbilden, daß auf dem Monde vielleicht das Leben aus Tod besteht, die Dürre Nässe ist, daß die Leiber der dortigen Wesen Glaskörper sind u. s. w., daß überhaupt die Einbildungen und Männleins der Phantasie, die an der massiven, derben Erde ins Nichts zerfahren, auf den toleranten Himmelskörpern erfreuliche Aufnahme und gesicherte Existenz finden. Aber Diejenigen, die Einbildbarkeiten für reelle Möglichkeiten halten, die da glauben, daß wie der Gans die Federn, so dem Wesen das Wesentliche, die Sache sich selbst genommen werden könne, und doch noch dasselbe Wesen, dieselbe Sache übrig bleibe, mögen uns, ehe sie solches vom Himmel uns weiß machen wollen, von dieser Zertrennlichkeit des Wesens Proben auf der Erde ablegen, denn ist es überhaupt möglich, daß das Wesen noch Wesen bleibe, wenn man ihm das nimmt, wodurch es ist, was es ist, so muß es auch auf der Erde selbst möglich sein. Sie mögen uns also Proben davon erst liefern, ob das Leben noch Leben ist und bleibe, wenn ihm das Mark aus dem Knochen, das Herz aus dem Leibe gerissen ist. Sie können nicht einwenden, daß diese Forderung in keinem Verhältnisse stehe zu dem, was sie thun. Denn das menschliche Leben und Wesen überhaupt ist nicht weniger untheilbar, als der organische Leib; das Wasser, das bestimmte Maß der Jahreszeiten u. s. w. ist nicht weniger nothwendig eingeschlossen in die allgemeine Möglichkeit des menschlichen Lebens und Wesens, als das Mark, das Herz dem organischen Leibe wesentlich, nothwendig ist.

Wenn der Mensch erst jenseits der Erde im Himmel auf Uranus oder Saturnus oder wo ihr sonst wollt seine Vollendung fände, so gäbe

es keine Philosophie, keine Wissenschaft überhaupt. Statt daß allgemeine, abgezogne Wahrheiten und Wesenheiten Gegenstände unsers Geistes wären, statt der Gedanken, Erkenntnisse, Begriffe, dieser rein geistigen Wesen und Objecte, die jetzt die Bewohner unsers Kopfes sind, wären dann unsre himmlischen Brüder, die Saturnus- oder Uranuswesen die Bewohner unsres Kopfes. Statt Mathematik, Logik, Metaphysik hätten wir die genauesten Porträte der Himmelsbewohner. Jene himmlischen Wesen nämlich würden sich zwischen uns und die Gegenstände des Wissens und Denkens hinlagern, sie würden uns den Blick auf jene Objecte versperren, eine ewige vollkommene Sonnenfinsterniß in unserm Geiste bewirken — denn sie wären uns näher und verwandter, als Gedanken, Ideen, Begriffe, sie sind ja nicht rein geistige oder abstracte Wesen wie diese, sondern sinnlich geistige Wesen, Wesen, die nur das Wesen der Einbildungskraft ausdrücken — unser ganzer Geist wäre dann nur ein Traum, eine Vision der schönern Zukunft. Derjenige daher, den die Schwere der Vernunft verhindert, auf der Oberfläche des unbegrenzten Oceans der Einbildung umherzuschwimmen, wird erkennen, daß in der Tiefe unsers Geistes, als in einer für sie irrespirabeln Luft das Lebenslicht der Engel, und aller sonstigen ähnlichen himmlischen Wesen erlischt, daß „Geister" eben so wenig das Licht des Geistes vertragen, als Gespenster das Morgenlicht, daß alle vom Menschen abstrahirten und gleichwohl über den Menschen gesetzten Individualwesen, sie mögen nun als Engel oder sonst wie vorgestellt werden, weiter Nichts sind, als Verzierungen, als gothische Schnörkel an dem Tempel unsers Geistes, und gleich den Büsten und Statuen an den Palästen der Großen nur das Atrium, den Vorhof unsers Innersten zieren. Denn indem wir uns über uns selbst, unser sinnliches Dasein und Leben erheben, in uns einkehren, so erheben wir uns, ohne an höhere Individuen anzustoßen, in den Geist selbst, zum Gedanken des unendlichen Wesens, überhaupt zu Gedanken, Ideen, Begriffen. Da aber der Mensch es ist, welcher, indem er über sein sinnliches Sein und

Wesen sich erhebt, zur Vernunft kommt, zu Gedanken, zu klaren, reinen, allgemeinen Unsinnlichkeiten, so ist sein sinnliches Sein auf der Erde ein letztes sinnliches Sein, sein irdisches Dasein sein höchstes, sein vollendetes Dasein. Hätte die Natur der Erde nicht schon hier ihr ganzes, letztes Wesen, alle in ihr liegenden und einem irdischen Wesen möglichen Lebensformen entfaltet, hätte sie nicht, wie sie zum Menschen kam, gerufen: „es ist vollbracht; bis hieher und nicht weiter," so würde der Mensch nicht denken. Das Denken ist ein Ausdruck der Sättigung, Befriedigung, Vollendung; das Denken ist die letzte äußerste Lebensgrenze des Wesens, das denkt. Das höchste Leben ist daher auch nur das Leben in Religion, Wissenschaft, Kunst; das ist das Leben über dem sinnlichen und vergänglichen Leben, das Leben über dem Tode; Wissenschaft, Kunst, Religion sind die einzig wahren Genien und Engel des Menschen, überhaupt, wenigstens für ihn die einzig wirklichen höhern und vollkommneren Wesen; in diesen allein, aber nicht auf Saturnus und Uranus oder sonst wo existirt der Mensch auch nach dem Tode noch fort.

Die Vorstellung, daß man nach dem Tode von Stern zu Stern wandele, daß auch schon die Sterne und zwar ohne Ausnahme fertige und bequeme Wohnplätze lebendiger Einzelwesen seien, ist besonders deswegen der Natur und dem Geiste widersprechend, leer und flach, weil sie die große und ernste Tragödie der Natur in den gemeinen Kreis des bürgerlichen, ökonomischen Philisterlebens hineinzieht, die tiefen Abgründe der Natur zu seichten Wiesenbächen macht, in denen die Individuen nur sich selbst bespiegeln und liebliche Vergißmeinnicht pflücken. Es wird in jener Vorstellung, die die ganze Natur zu einem wohleingerichteten Palais oder Hôtel umschafft, wo man von Stube zu Stube eben fortspaziert, ganz übersehen das furchtbar Ernste, Finstere und Nächtliche in der Natur. Gott hat nicht als Finanzrath oder Oekonom

die Welt erschaffen; Gott vergaß sich selbst, als er die Welt erschuf; wohl mit Wille und Bewußtsein, doch nicht aus Wille und Bewußtsein, sondern aus seiner Natur, im Rücken seines Bewußtseins gleichsam, brachte er die Natur hervor. Nicht als klugberechnender Hausvater und Werkmeister, als sich selbst vergessender Dichter entwarf er das große Trauerspiel der Natur.

Wenn man die ältern Principien der Erkenntniß gelten läßt, so darf man ihnen zufolge wohl mit Recht behaupten, daß das, was nicht der zureichende Grund der Erkenntniß einer Sache ist, auch nicht der zureichende Grund seines Wesens und Daseins sein könne. Gott aber nur als persönlicher Gott gefaßt, Gott nur antipantheistisch, nur als gegensätzliches Extrem der Substanz gedacht, ist nicht der zureichende Erkenntnißgrund der Natur, folglich auch nicht der zureichende Grund ihres Wesens und Daseins. — Geschichte hat nur das, was selbst das Princip seiner Veränderungen ist, was allen seinen Veränderungen als allgegenwärtige wesentliche Einheit zu Grunde liegt, dessen Veränderungen daher innere, immanente, durch es selbst bestimmte, mit ihm selbst identische Veränderungen sind. Der Stein, der aus der Hand eines Bettlers in die Hand eines Königs kommt, aus Amerika nach Europa und von da nach Asia gelangt, hat deßwegen noch nicht eine Geschichte, denn er selbst ist nicht das Princip dieser Ortsveränderungen. Die Pflanze dagegen hat eine Geschichte, denn sie ist das mit ihren Veränderungen selbst identische Princip derselben. Die Veränderung ist aber nicht eine oberflächliche Metamorphose, mit jeder Veränderung tritt die sich verändernde Sache in eine neue, wesentliche Begriffsbestimmung ein; die Veränderungen sind daher die innern Lebensmomente einer Sache selbst, alle Veränderungen zusammen das lebendige Sein selbst einer Sache. Was daher Geschichte ist oder hat, folglich das Princip selbst seiner Veränderungen ist, das hat sein Leben nicht von Außen, sondern von Innen, aus und von sich selbst. Geschichte ist darum Leben, Leben Geschichte; ein Leben ohne Geschichte ist ein Leben

ohne Leben. Aeußerliches Dasein kann wohl gegeben und geschenkt werden, aber inwendiges, wesentliches Dasein, d. i. Leben, kann nicht gegeben werden; sonst müßte die Sache sein, ehe sie lebt, die Sache sich selbst gegeben werden können. Leben ist Einheit des Wesens und Seins, Leben nur dort, wo absolute Identität mit sich selbst ist. Was daher lebt, hat den Grund und das Princip seines Seins in sich selbst, nur das, was in sich selbst und aus sich selbst ist, hat Leben. Leben heißt nichts Anderes, als der Grund seiner selbst sein. Insichsein, Selbstsein ist doch wohl die augenfälligste, unläugbarste Bestimmung des Lebens; kannst Du aber wohl Insichsein, Selbstsein vom Grund seiner selbst sein absondern? Seinen Grund nicht in sich selbst haben, das heißt eben außer sich sein, sein Wesen nicht in sich selbst haben und sein; denn der Grund einer Sache ist doch wohl ihr Wesen, und nur ihr Wesen ihr Grund; wo anders soll denn der Grund einer Sache liegen, als in ihrem Wesen? Leben ist nur da, wo Ursprung und Dasein identisch sind, wo das Princip des Seins selbst das Sein, wo Etwas nicht außer seinen Grund tritt, sondern in ihm bleibt. Die Uhr ist nur darum Uhr, todtes, mechanisches Werk, weil ihr Princip, der Grund ihrer Existenz nicht mit ihr Eins ist, weil nicht sie selbst, sondern der Uhrmacher ihr Wesen ist. Die Uhr ist nur Uhr, wiefern sie ihre Zweckbestimmung erfüllt, ihr nächstes Wesen ist, die Stunden anzuzeigen, aber sie zeigt die Stunden nur durch die Bewegung an, und diese Bewegung kommt nicht von ihr selbst, sondern der Geist des Erfinders, des Uhrmachers, ist der Beweger derselben. Die Natur stellt sich nun dem Auge des Forschers durchaus dar als Geschichte; die Geschichte verträgt sich aber nicht mit einer Erschaffung und Machung, ein bloses Machwerk hat keine Geschichte. Die Natur ist als Geschichte der Grund selbst ihrer Veränderungen; Leben, welches unzertrennlich von der Geschichte ist, als der Grund ihrer selbst; sie kann nur aus und in ihr selbst begriffen und erkannt werden. Von der Wahrheit der eben ausgesprochnen Gedanken kannst Du Dich sogar an Dir selbst, als

Einzelnem, als welcher Du ein Vermitteltes, Gesetztes, Abhängiges bist, überzeugen. Der Vater mit der Mutter hat Dich erzeugt, sie sind als die Wirklichkeit der Gattung selbst in ihrer Einheit im Begattungsprocesse der Grund Deines Seins; Du bist ein Einzelnes, also nothwendig dem Ursprung nach ein Gesetztes; aber indem Du ins Leben trittst, d. i. selbstständig wirst — denn Selbstständigkeit ist vom Leben unzertrennlich — so ist jetzt der Grund Deines Daseins nicht mehr außer Dir, er ist in Dir mit Dir eins, Du bist nicht mehr ein Kind, ein Gesetztes, Abhängiges — abhängig ist ja nur, was von seinem Grunde getrennt und doch zugleich mit ihm nothwendig verknüpft ist — mit Deiner Kindheit verschwindet Dein abhängiges durch Anderes Vermitteltsein, Du bist als lebendiges, selbstständiges Selbst ein Unvergleichliches, Ursprüngliches, durch sich selbst Begründetes, Unmittelbares. Wohl in Deinem Wissen bewahrst Du noch im Heiligthume der Pietät die Reliquien Deiner Abkunft, und erhältst die Abhängigkeit der Kindheit; aber im Leben selbst, in der Natur sind alle bindenden Verknüpfungen aufgelöst in das stolze Gefühl Deiner Originalität, Selbstständigkeit und Unmittelbarkeit. Du wirst selbstständiger Mensch, heißt ja nichts Anderes, als Du kommst in das Gefühl Deiner Ursprünglichkeit, d. i. das Gefühl des Grundes und Anfanges aller Menschen, des Wesens, der Gattung, der Menschheit. Und erst mit Deiner Selbstständigkeit, wo Dein Dasein in seinen Grund hinabsteigt, Grund Deines Seins in Dir selbst ist, fängt Dein eigentliches Leben an. Außer sich hat nur Das sein Princip und seinen Grund, was in sich ein Gewebe gleichsam ist, das sich auflösen und zertrennen läßt in Fäden, vermittelst welcher man es an einer andern Sache aufhängen und mit ihr verknüpfen kann. Ein solches in Fäden zertrennbares und aufhängbares Gewebe ist z. B. die Uhr. Aber das Leben ist kein Gewebe, es ist untheilbare, unendliche Einheit mit sich selber, eben deßwegen Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, schlechthin Anfang und Grund seiner selbst. Stellst Du Dir daher vor, daß das Leben, die Natur er-

schaffen, gemacht sei, seinen Grund außer sich habe, so trennst Du das Leben auf, wie einen Strickstrumpf, zerlegst es, wie eine Uhr, schlägst das Leben todt. Wohl ist der Geist der Grund der Natur, aber der Geist bringt nur auf geistige Weise und nur selbst Geistiges, Lebendiges hervor; zum Geiste gehört aber noch mehr, als Wille und Bewußtsein; Wille und Bewußtsein (dieses Wort verstanden im gewöhnlichen Sinne) bringen nur mechanische Werke hervor, zur Production aber des Lebendigen, selbst schon der Werke der wahren Kunst und Wissenschaft, gehört mehr als Wille und Bewußtsein, gehört Geist, Genie. Warum willst Du denn Deinem Gotte nur Willen und Verstand, aber nicht Geist, Genie zuschreiben? Das Kunstgenie producirt nicht aus Verstand, Wille und Bewußtsein, sondern aus der Fülle seiner Seele, in der es Eins ist mit seinen Productionen, mit Bewußtsein, Wille und Verstand. Die Werke der eigentlichen Kunst sind darum keine blosen Werke, sie haben ihren Grund in sich selbst, sie sind darum selbst geistvolle, beseelte Werke. Die Natur ist also Grund und Princip ihrer selbst, oder — was eins ist — sie ist aus Nothwendigkeit, d. h. dem Wesen Gottes, in welchem er selbst Eins ist mit der Natur. Die Sterne müssen daher auch nicht aus einer wohleinrichtenden und arrangirenden Oekonomie- und Finanzweisheit, aus einem nur Maschinen machenden Geiste betrachtet werden, sondern sie müssen und können nur aus dem Leben selbst, aus der Natur und ihrer Geschichte erkannt werden. Das Leben unzähliger Himmelskörper, wie z. B. der Kometen, besteht aber offenbar nicht darin, daß auf ihnen selbst Individuen sind, sondern darin, daß sie die historischen Vorbedingungen und Vorbildungen, gleichsam die Embryone der Erde und anderer ähnlicher, zu organischem Leben geeigneter Weltkörper sind.

Nun wieder zurück zu unserm unsterblichen Individuum. Das Individuum ist als ein bestimmt zeitliches und bestimmt räumliches ein leiblich lebendiges Wesen; es ist Individuum nur in dieser seiner leiblichen Lebendigkeit. Und das bestimmte Individuum ist Nichts außer und ohne diesen seinen bestimmten Leib. Das Ende Deines Leibes ist Dein eignes Ende. Das unsterbliche Individuum ist selbst auch von der Wahrheit und Nothwendigkeit eines Leibes, aber nur nicht dieses gegenwärtigen überzeugt, und hält es daher für angemessen, auch im künftigen Leben einen Körper zu tragen, aber freilich nicht mehr so einen groben, plumpen, empirischen Alltagskittel, wie der irdische ist, sondern einen aus ganz feinem, leichten Stoffe gewobenen, idealen, ganz klaren und zarten Körper. Das Individuum hält es auch für sehr natürlich, daß, wie im Geisterreich ein immer höher hinaufsteigender Stufengang ist, so auch in der Körperwelt ein immer zum Feinern und Vollkommenern emporgehender Fortschritt Statt findet. Auch ist allerdings nicht zu zweifeln, daß dieser Einbildung von einem bis in's unendlich Feine hin durchdestillirten und sublimirten Körper weiter gar Nichts im Wege steht, als eben die Vernunft selbst, und daß Du, wenn Du keine Grenzen, d. h. keine Vernunft anerkennst, Dir ohne alles Hinderniß einen Leib einbilden kannst, der blos aus Licht oder Rosenduft und Lilienschimmer oder gar blos aus einer Phantasie oder schönen Sonate von Mozart besteht. Allein eben die leidige Vernunft, die, wie sie selbst durchaus beschränkt und begrenzt ist, so auch überall Grenze, Ende, Ziel und Maß und Gesetz aufzeigt, die beschränkte Vernunft weist auch hier auf die unübersteiglichen Grenzen hin. Der letzte Körper in der Reihe der Körper oder wenigstens vollkommner, geistiger, himmlischer, ätherischer Leib ist schon der menschliche Leib. Ein geistiger und himmlischer Körper ist eben kein andrer, als ein lebendiger und beseelter, von einer Seele durchdrungner Körper. Ein ungeistiger, irdischer, der Schwere unterliegender Körper ist Erde, Wasser, Stein; aber schon in der Pflanze beginnt der irdische Leib den über-

irdischen anzuziehen, schon in ihr wird der Körper in den Himmel erhoben und erleidet die Natur eine Auferstehung und Verklärung der Leiber, die durch die lange Stufenreihe der verschiedenartigsten Thiergestalten hindurchgehend in der menschlichen Gestalt ihre Vollendung erreicht, die nicht mehr von einer mit ihrer Gestalt unmittelbar identischen Seele, sondern von einer, von aller Materie freien, in sich selbst seienden, durch sich selbst bestimmten, d. i. einer wollenden und denkenden Seele, d. h. einem Geiste durchglüht und durchleuchtet, und darum die eigentlich schöne und letzte sinnliche Gestalt ist.

Wie Du nun überhaupt Dein Jenseits nur dazu brauchst, um mit ihm auszupichen die Ritzen und Spalten in den hölzernen Dachrinnen Deines Capitoliums, d. h. in den Rinnen Deiner Begriffe und Erkenntnisse, in welchen Du die erquickenden und belebenden Regengüsse, die vom Himmel auf die Erde sich ergießen, durchläßt, und nur die irdischen Theile, Schlamm und Koth, die sie natürlich auch mit sich führen, einsammelst, wie Du Dein Jenseits überhaupt nur dazu erdichtest, um mit ihm die Poren, die hohlen und leeren Zwischenräume Deines geist- und substanzlosen Todtenkopfes auszustopfen; so ist denn auch Dein jenseitiger, zukünftiger, eingebildeter Leib, der höher, vortrefflicher und geistiger sein soll, als der organische, Nichts als eitel Dunst und Wind, mit dem Du die hohlen Bälge, (sit venia verbo) Schweinsblasen Deiner porösen, mangelhaften Vorstellungen von den erhabensten und heiligsten Gegenständen, von dem wirklichen organischen Leibe und Leben ausfüllst. Wie Dein Jenseits nichts Anderes ist, als die Grenze zwischen der Welt, wie Du sie Dir vorstellst, und zwischen der Welt, wie sie wahrhaft ist, nichts Anderes, als die jenseits Deiner Denkart und Anschauungsweise von ihr liegende wirkliche Welt; so ist auch der höhere, jenseitige Körper Nichts weiter als der diesseitige wirkliche Leib, wie er jenseits Deiner Vorstellungen, wie er in Wahrheit ist, Nichts weiter, als der verkannte gegenwärtige Leib.

Betrachte nur mit Aufmerksamkeit den lebendigen, organischen Leib,

vergleiche ihn gegen Stein, Wasser, Erde, oder gar gegen ein mechanisches Werk, oder gegen Deine Vorstellung von dem Körperlichen, Materiellen. Ist etwa auch der lebendige organische Leib zusammengesetzt? aus Theilen, die aus einander gelegt werden können, zusammengesetzt? Er ist nur organischer, als lebendiger, als lebendiger ist er aber untheilbare Einheit, unzertrennbares, absolutes Ganzes. Zertheilst Du ihn, so hat er schon aufgehört, organischer, lebendiger zu sein; indem Du ihn theilst, stirbt er, ist er nicht mehr, und eben hierin, daß er getheilt stirbt, beweist er seine untheilbare Einheit; wäre er theilbar, so müßte er nach der Theilung noch leben. Mit der Zertheilung geht Alles unbedingt, ungetheilt zu Grunde, und eben dieses unbedingte Nichtsein, dieser ungetheilte Tod ist daher das sichtbarste Zeugniß von der unauflöslichen, unbedingten Einheit des organischen, lebenden Leibes. Du sagst: ein Körper ist, was theilbar ist, dessen Theile außer einander sind. Allein die Theile des organischen Leibes sind nicht Theile, sondern Glieder, sie sind nicht außer einander, sondern in einander, sie sind nur äußerlich getrennt, aber ihrem Zwecke, ihrem Wesen nach, welches eben das Leben ist, sind sie Eines, denn sie alle zusammen bringen nur Einen Zweck, Eine Thätigkeit, Ein Gefühl: das Leben hervor. Und wegen dieser Auflösung der Theile zu Organen Eines Zweckes, wegen dieser untheilbaren, einfachen, wesentlichen Einheit ist eben der organische, lebendige Körper als organischer ein unkörperlicher Körper, eine immaterielle Materie, ein unsinnlich Sinnliches, und gehst Du von der Betrachtung des roh Materiellen über zur Anschauung des organischen Leibes, so wirst Du einsehen, daß er ein verklärter, geistiger, übersinnlicher Körper ist. Auch die Natur hat ihren Himmel; und dieser Himmel, in dem der Körper aufersteht und verklärt wird, ist das Leben, die Seele. Die Auferstehung und Verklärung des Leibes muß man daher in der Natur selber, nicht außer und hinter ihr suchen.

Es ist ganz richtig, daß der organische Körper auch Materie ist,

daß der Arm nicht ist, wo das Gehirn ist, das Gehirn nicht, wo das Herz, daß er also ein vielfaches Außereinander ist; es ist richtig, daß eine wesentliche Bestimmung der Materie das Außereinander, das Undurchdringlichsein ist, und daß also der organische Leib, inwiefern er unter die Bestimmung des Außereinander fällt, auch Materie ist. Aber ist denn dieses Außereinander eine wesentliche Bestimmung, eine treffende, bezeichnende, charakteristische Bestimmung des organischen Leibes? Wenn Du von dem organischen Körper weiter nichts zu sagen weißt und erkennst, als daß er Materie, daß er Körper, Außereinandersein ist, so sagst Du gar Nichts, und weißt gar Nichts vom organischen Leibe; Du machst das Nichts zur Determination des organischen Körpers, wenn Du die Materie zu seiner Determination machst, aber nicht ein bestimmtes und bestimmendes Etwas. Allerdings ist auch das Außereinander eine Bestimmung des Organismus, aber es ist eine nur sinnliche, nicht wesentliche, eine nur oberflächliche, aber nicht bestimmende, nur äußere, nicht innere, eine nicht ein wirkliches Etwas in ihm setzende, sondern nur eine nichtige Bestimmung desselben. Innere Bestimmung ist nur die, welche für Dich Erkenntnißgrund einer Sache ist, aber erkennst Du Etwas vom organischen Leibe, wenn Du sagst, er ist Materie? Vielmehr indem Du sagst, der organische Körper ist Materie, indem Du ihn subsummirst unter die Materie, machst Du das leere Abstractum, die nichtige Vorstellung einer puren Materie, die nirgends in der Natur existirt, zur Bestimmung desselben, und abstrahirst von Allem, wodurch und worin er organischer Leib ist. Ist nicht in ihm Alles Glied und Zweck, Alles bestimmt zu einem Zwecke, der eben das Leben ist? Ist nicht dieses Ineinandersein, diese durchgängige Zweckeinheit, in der Alles Eines ist, Ein Zweck, Ein Leben Alles durchdringt, die wesentliche Bestimmung, nicht also die Immaterialität, die Negation der Bestimmungen, die in Deiner Vorstellung das Wesen der Materie begründen, die innere Bestimmung dieses Leibes? Das Thier unterscheidet sich von den Pflanzen, noch mehr von andern Dingen oder

Wesen durch die Function des Essens und Trinkens; auch der Mensch ißt und trinkt; ist aber Essen und Trinken eine charakteristische, wesentliche Bestimmung des Menschen? Ist das wohl eine Definition des Menschen, wenn man ihn also definirt: der Mensch ist ein Wesen, das ißt und trinkt? So albern diese Definition ist, so albern bist Du, wenn Du Deinen Leib unter Deine Vorstellung der blosen Körperlichkeit und Materialität subsummirst, wenn Du ihn nur unter die Bestimmung eines Körpers, d. i. einer Materie befassest, und nicht selbst die Unkörperlichkeit zur Bestimmung dieses Körpers machst. Dein einziger Begriff, Deine einzige Erkenntniß vom Leben, d. h. vom organischen Leibe besteht daher darin, daß Du erkennst und gestehst, Du habest keine Erkenntniß, keinen Begriff von ihm; Deine höchste Erkenntniß ist überhaupt, wo Du zur Erkenntniß Deiner Begriffslosigkeit kommst, und so hast Du Dich denn auch in Beziehung auf Deine Denkungsart zur höchsten und wahren Erkenntniß des organischen Leibes emporgeschwungen, wenn Du ihn als unerkenntlich erkennst, als unbegreiflich begreifst; denn damit erkennst Du, daß er die wirkliche Negation Deiner Vorstellungen von Materie und Seele ist, die Du aber gleichwohl im Widerspruch mit Dir selbst für unaufgebliche, absolute Vorstellungen hältst, daß sie nicht mehr auf ihn passen und ihn bestimmen, daß sie an ihm zu Schanden und zu Nichts werden, daß das Wirkliche sich nicht fassen läßt in Deine Einbildungen von einer puren, nackten Materie und einer puren, nackten Seele.

Wie mit der Materie, so verhält es sich mit der Schwere in Bezug auf den organischen Leib. Ist etwa die Schwere eine Bestimmung, die den organischen Leib als organischen bestimmt und bezeichnet? Ist z. B. dadurch, daß vom Gehirn gesagt wird, es wiegt zwei bis drei Pfund, das Gehirn bestimmt, ist dadurch Etwas oder Nichts gesagt? Wohl bestimmt das Metall z. B. die Schwere und Ponderabilität, wie das Licht die Imponderabilität, aber der organische Leib ist ebensowohl über die Bestimmung der Ponderabilität, wie über die ihr entgegenge-

setzte Bestimmung der Imponderabilität erhaben, d. h. die Bestimmung der Ponderabilität ist wohl auch an ihm, aber nicht in ihm, sie bestimmt, definirt ihn nicht, wie z. B. zur Definition des Metalls die Bestimmung seiner spezifischen Schwere wesentlich gehört. Eine innere Bestimmung des Metalls ist seine Schwere, darum kann es nicht von seinem Orte fort; aber der organische Leib hat als organischer Leib das Princip ungebundner Bewegung in sich selbst; er kann den Ort verändern, er ist an keinen bestimmten Ort gebunden, d. h. eben die Schwere ist in ihm eine aufgehobene, d. i. untergeordnete und insofern nicht wesentliche Bestimmung, als er durch sie nicht ist, was er ist, organischer Leib. Der lebendige Leib überwindet freilich, wie Alles, was sich im Raume bewegt, die Raumgrenze nur vermittelst der Zeit, er kommt nur in der Zeit von einem Orte zum andern. Du bist nicht mit dem Wunsch und der Einbildung zugleich auch mit Deinem Körper in einem fernen Orte, und so ist allerdings dem Wunsch und der Einbildung die Schwere desselben eine lästige Fessel, und Du kannst daher, da Du überall Deine Wünsche und Einbildungen zum Maße dessen machst, was ist und sein soll, diesen Contrast zwischen dem Wirklichen und Deinem Wunsche zum Grunde nehmen, daß ein Körper existiren müsse und werde, der Deinen Wünschen angemessen ist. Aber ich sehe nicht ein, wie und warum Du erst mit dem Tode des organischen, vernünftigen Leibes die Existenz des ge- und verwünschten Körpers erwartest? Jener Körper, der mit dem Wunsche zugleich an dem Orte des Wunsches ist, ist ein mit Deinem Wunsche identischer Körper, also ein Körper, der selbst Wunsch ist; wäre er real oder würde er einst real, träte er in den Zusammenhang einer künftigen realen Welt, so würde eben die Realität und Wirklichkeit desselben eine Schranke und Grenze Deines Wunsches sein; als wirklicher Körper widerspräche er sich, wie er nur gewünschter und eingebildeter ist, er wäre nicht mehr sentimental, wie der Seufzer; leicht und frei, wie der Wunsch, unbeschränkt, wie die Phantasie. Jener nicht Selbst-Körper, sondern Seufzer und Wunsch

von einem Körper soll, darf und kann ja nur Wunsch und Einbildung sein; warum treibst Du daher solche sonderbare Späße, daß Du die Existenz desselben erst von dem Tode des organischen Körpers an datirst?

Das vornehme unsterbliche Individuum bekümmert sich übrigens, was seinen künftigen Körper, wie überhaupt Leben und Sterben betrifft, nicht nur im Mindesten darum, ob es denn nur überhaupt möglich ist, daß eine bestimmte Person noch dieselbe, die sie ist, sein könne, wenn sie ihren bestimmten Leib verläßt, sondern hält es auch ganz unter seiner Würde, darnach sich zu erkundigen, ob die Seele sich förmlich von ihrem Körper trennen, außer ihn hinausgehen könne, und im Tode wirklich außer ihn hinausgehe. Vielmehr setzt es als unbezweifelbar wahr voraus, daß wie der Vogel im Käfig, das Wasser im Gefäße, so die Seele im Körper eingeschlossen sei, daß er das Wohnhaus, der Kerker derselben sei, und daß sie vielleicht im Tode gar wie der Rauch aus dem Schornstein aus ihm aufsteige. Allein die Seele ist weder in dem Körper eingeschlossen, noch kann sie von ihm ausgeschlossen werden, sie ist weder in dem Körper, noch außer ihm, und kann folglich auch nicht außer ihn hinausgehen; denn in beiden Fällen, wenn sie in dem Körper, oder außer ihm sein könnte, wäre sie ein in selbst bestimmter Räumlichkeit und Körperlichkeit eingeschlossnes Ding, sie wäre selbst etwas bestimmt Körperliches; denn nur selbst Körperliches kann in einem oder außer einem Körper sein. Die Nichtkörperlichkeit ist allein die Außerkörperlichkeit der Seele. Eben so ist die Seele nur auf nicht räumliche Weise, nicht auf sinnliche, sondern geistige, wesentliche Art und Weise im Leibe.

Die Seele ist, obwohl unkörperlich, doch eben so wenig ohne ihren Körper Seele, als der Herr noch Herr ist, ohne Knecht, der Zweck ohne Mittel Zweck. Die Seele verhält sich zum Leibe, wie das

Feuer zum Stoffe; der Körper ist der Docht, der Nahrungsstoff der Seele; wo kein Stoff ist, da ist kein Feuer; insofern kann man sagen: ist das Feuer abhängig von seinem Stoffe, nothwendig an ihn gebunden, er ist sein Werkzeug, insofern es aber den Stoff aufzehrt und vernichtet, ist das Feuer der Herr des Stoffes, das Mächtige. So wie aber das Feuer selbst aufhört, wenn vom verbrennlichen Stoffe Nichts mehr übrig ist, so hört auch die bestimmte Seele, die Seele dieses bestimmten, besondern Körpers zugleich mit ihrem bestimmten Leibe auf. Hat die Seele nämlich ihren Körper gleichsam aufgezehrt, hat sie an ihm keinen Nahrungsstoff mehr, ist er durch den fortwährenden Gebrauch abgenutzt und ausgefressen worden, hat sie keine Materie mehr zu ihrem Gegenwurf und Gegenstand, woran sie sich thätig erwiese, und durch dessen Aufhebung und Verzehrung sie die ist, die sie ist, Seele, so erfolgt der Tod. Der Körper ist der Gegenwurf und Gegenstand der Seele, sie ist nur Seele in der ununterbrochnen Ueberwindung und Aufhebung dieses ihres Vorwurfs; die Immaterialität ist kein todtes, festes, ruhendes Prädicat, das ihr etwa anhängt, wie einem Dinge eine Beschaffenheit anhängt, sie ist nur immateriell als verneinend und verzehrend die Materie; ist dem Körper aller Stoff und Kraft ausgesogen worden (— und der einzelne Körper ist eben an und für sich als einzelner, ein endliches, abnutzbares, unbrauchbar werdendes Instrument —), so daß er nicht mehr Gegenwurf sein kann, so verschwindet die bestimmte einzelne Seele zugleich mit ihrem Leibe. Die Seele ist kein Ding, kein ruhendes, fixes Wesen, das etwa, wie die Auster, so in ihrem Körper säße; sie ist lauter Leben, lauter Thätigkeit, heiliges, übersinnliches Feuer, sie ist nie fertig, eine abgethane Sache; ihr kommt kein abgestandnes Sein zu, sie wird nur, sie ist nie. Aber eben diese reine Thätigkeit, die Seele, wie sie bestimmt, wie sie identisch ist mit dem bestimmten Leibe, endet auch zugleich mit demselben.

Die Meisten Derjenigen, die eine individuelle Unsterblichkeit glauben, scheinen, wenn sie gleich von einem Körper im künftigen Leben

sprechen, und so Leib und Seele unterscheiden, dennoch, wenn man das Ganze ihrer Vorstellungen und Ansichten zusammennimmt, sich die Seele als etwas Körperartiges, als etwas fein Materielles in bestimmter Figur und Form vorzustellen. Gleich jenem Kirchenvater, der behauptete, daß die Seele ein Körper eigner Art und Beschaffenheit, zart, von heller, lichter Farbe, durchaus menschlicher Gestalt sei, scheinen sie sich unter der Seele nichts Anderes vorzustellen, als das Spiegelbild ihrer Individualität. So etwas Dunstartiges, in bestimmte Figur Zusammengeflossenes, so etwas sanft Himmelbläuliches und Lichtschimmerndes, oder doch wenigstens so etwas Gespensterartiges und Spukhaftes, stellen sie sich vor, muß doch wohl die Seele sein. Wäre es nicht so, wie würden sie dann sonst an ihre eigne Unsterblichkeit glauben, den Tod nicht als wirklichen Tod anerkennen, sagen, daß die Seele außer ihren Leib hinausgehe, und von einer förmlichen, d. h. räumlichen, sinnlichen Trennung der Seele vom Leibe reden können, wie könnten sie denn, wenn man ihnen beweist, daß sie einst nicht mehr sein werden, daraus folgern: also verfließen wir nach dem Tode in die Weltseele oder Urmaterie, also löst sich die Seele in den Weltgeist auf? So verunreinigen sie der Seele reines und heiliges Wesen mit ihren schmierigen Vorstellungen, befangen in mehr als thierischer Selbstsucht, die sie nicht durchdringen läßt zur Anschauung des reinsten aller Wesen! So versteinert sich in der finstern kalten Grotte der Selbstsucht jener tugendhaften Seelen, die aus Tugend und Frömmigkeit, d. i. aus Aufgebung ihres eignen Selbsts die Unaufgebbarkeit, die ewige Fortdauer ihres Selbsts glauben, in das starre Bild der Individualität der Seele bewegtes, feurig flüssiges Wesen!

Wenn man von den sinnlichen, räumlichen Vorstellungen und Ausdrücken: die Seele ist in dem Körper, sie ist außer dem Körper oder geht aus ihm heraus, das Sinnliche abstreifend, den Sinn und den Gedanken selbst herauszieht, und dabei die wichtigen Unterschiede von Seele und Geist, oder Denken, Vernunft in Erwägung zieht, so hat die

Vorstellung, die Seele ist in dem Körper, keinen anderen Sinn als: sie ist Empfindung; und die Vorstellung: die Seele ist außer dem Körper, keinen andern, als den: die Seele ist nicht blos und nicht mehr Seele, sondern Freiheit, Bewußtsein, Vernunft. Die Seele als Empfindung ist der Grund und Ursprung der Individualität, die Seele selbst, insofern sie empfindet, ist sie Individuum, und als dieses eins mit dem Leibe. Insofern man unter der Seele das Lebensprincip versteht, so kann man, da die Empfindung das constituirt, was man Leben nennt, ein Leben ohne Empfindung kein Leben ist, mit Recht und Fug sagen, daß die Seele Empfindung sei oder Empfinden. Die Seele ist in dem Leibe, heißt gedankenmäßig ausgedrückt: sie bezieht sich auf ihren Leib, er ist ihr Gegenstand, denn in dem, was mir Gegenstand ist, bin ich, die Seele, ja der Geist kann auf keine andere Weise in einer Sache sein, als so, daß sie ihm Gegenstand ist. Sinnliches ist Gegenstand der Seele in der Empfindung, und zwar ist ihr entweder vermittelst ihres eignen sinnlichen Daseins, des Leibes, anderes sinnliches Dasein, wie in den Empfindungen der Sinne, oder unmittelbar ihr eigenes sinnliches Dasein, wie in Schmerz und Lust, oder beides zugleich Gegenstand. In der Empfindung ist aber auch schon die Seele in sich und für sich, d. h. sich selbst Gegenstand, denn wie könnte sie Etwas empfinden, wie könnten ihr Objecte oder ihr eigner Leib Object sein, wenn sie nicht sich selbst zugleich Object wäre? Aber in der Empfindung ist die Seele nur sich Gegenstand, indem ihr der Leib Gegenstand ist, sie ist nicht unmittelbar durch und in sich selbst, sondern nur vermittelst und in der Gegenständlichkeit des Leibes sich Gegenstand. Die Seele ist außer dem Körper, heißt aber im Gedanken und in der Wahrheit, abgelöst das roh Sinnliche, nichts Anderes, als: die Seele ist Denken, Freiheit, Wille, Vernunft, Selbstbewußtsein. Denn als Geist, nicht mehr als Empfindung, ist die Seele nicht gerichtet und bezogen auf das Sinnliche und ihren Leib, ist sie nur in sich, also außer ihrem Körper, ist sie nur sich selbst Gegenstand, ist sie nicht vermittelst des Leibes, sondern

vermittelst ihrer selbst, rein durch und in sich selbst sich Gegenstand. Die Seele macht auch auf dem Standpunkte der Vernunft Sinnliches, den Leib zum Objecte, aber hier ist er Object des Willens oder des Denkens, wo die Seele nicht vermittelst des Sinnlichen, sondern vermittelst ihrer selbst, nur in und durch sich selbst, also außer dem Sinnlichen dasselbe zu ihrem Objecte macht. Wohl ist auch natürlich für uns, wenn wir den Leib zum Objecte des Denkens machen, die denkende Betrachtung und Erkenntniß desselben vermittelt durch die Empfindungen der Sinne, aber die Sinne sind nur die äußerlichen Mittel.

Wie also die sinnliche Vorstellung, die Seele ist außer dem Körper, nur den Gedanken hat: die Seele ist in sich, auf sich allein bezogen, also Geist, Vernunft, so drückt das sinnliche Bild: die Seele kommt außer den Körper, sie trennt sich vom Leibe, Nichts aus, seinem Sinne nach, als das Werden der Seele zum Geist, die Entstehung der Vernunft in der Seele. Die Seele trennt sich vom Leibe, heißt, freilich nicht in Deiner Meinung, aber in der Wahrheit ausgesprochen und gefaßt: die Seele unterscheidet sich vom Leibe, trennt sich von der Empfindung, zieht sich zurück aus aller Sinnlichkeit in die reine Beziehung auf sich selbst, und ist in dieser Abstraction, dieser geistigen Absonderung von dem Leibe, in diesem freien Verhältniß zu sich selbst, in dieser den lebendigen Leib selbst als bloße Materie, als ein gleichgültiges Andre von sich entfernenden und ausscheidenden Einheit mit sich Selbstbewußtsein, Denken. Glaubst Du aber, daß die Trennung der Seele vom Leibe und ihr Außerdemkörpersein etwas Anderes bedeute und bedeuten könne, als daß die Seele sich vom Leibe unterscheide, und in dieser Unterscheidung Denken und Vernunft sei, so mußt Du Dir das Verhältniß der Seele zum Leibe als ein räumliches und sie selbst als ein Räumliches vorstellen. Indem Du daher Dir wirklich vorstellst, daß die Seele im Tode außer den Körper hinausgehe, so machst Du die geistige, wesentliche, innere Entkörperung der Seele, ihr geistiges außer dem Körper Sein zu einem räumlichen, und stellst Dir daher die höchste

Thätigkeit, das höchste Wesen der Seele — denn dieses ist der Geist — als eine besondere, räumlich und zeitlich, d. i. mit dem Tode erst vor sich gehende Begebenheit vor. Wenn gewisse krankhafte Erscheinungen der Seele darin bestehen, daß für den Menschen Vorstellungen zu Erscheinungen werden, daß, wie z. B. Denen, welche Doppelgänger hatten, dem Menschen seine sinnliche Vorstellung von sich, sein Bild als ein selbstständiges Wesen gegenübertritt, daß eine und dieselbe Person zerfällt in zwei Personen, die Person sich selbst im Raume außer sich sieht; wenn die Narrheit darauf beruht, daß Vorstellungen in dem Menschen fix, d. i. gleichsam leibhaftig werden, sinnliche, räumliche Existenz bekommen, Vorstellungen zu unmittelbaren Affectionen, zu Beschaffenheiten, Passionen und Zuständen werden; so ist Dein Glaube an die Unsterblichkeit, insofern er der Glaube und die Vorstellung ist, daß die Seele im Tode förmlich, wirklich außer den Leib hinausgehe, eine theoretische Narrheit, eine theoretische Seelenkrankheit. Denn wie der Narr seine Vorstellungen verleiblicht, wie sie für ihn sinnliche Wirklichkeit haben; so ist Deine vermeintliche Entkörperung der Seele nur eine Verkörperung derselben, so machst Du ihre Befreiung und Freiheit von dem Leibe, das Werden der Vernunft, Freiheit und Selbstbewußtseins, eine innere, ewige, geistige Handlung, also den Geist selbst, die höchste Thätigkeit und das höchste Wesen der Seele zu einem besondern Zustande, einer Passion, einem in Raum und Zeit sich zutragenden Ereigniß, denn nach dem Tode oder mit ihm soll die Seele erst frei werden vom Körper, wirklich, d. h. auf räumliche sinnliche Weise sich vom Körper scheiden oder außer ihn hinausgehen. Dein Glaube daher an die Unsterblichkeit, inwiefern er sich gründet auf die Natur der Seele, beruht auf höchst materiellen Vorstellungen von derselben, nur ist freilich Dein Materialismus von anderer Art, als der gewöhnlich so genannte Materialismus.

Der geistige oder psychologische Grund des Todes.

Was nur immer Grund und Princip Deines Lebens ist, dasselbe ist auch Grund und Princip Deines Todes. Wie das unendliche Wesen, so begreift auch jedwede Grund- und Wesensbestimmung von Dir eben so wohl Deine Bejahung als Verneinung in sich. So sind erstlich Raum und Zeit Bejahungen Deines Seins, aber ungetrennt sind sie auch Verneinungen desselben; Du bist nur in Raum und Zeit; Du fängst an in Raum und Zeit, aber in ihnen endest Du auch; sie sind die Grenzen Deines Seins, Du kannst als Individuum nicht außer Zeit und Raum sein, und bist also nur in diesem zeitlichen und räumlichen Leben. Du bist aber zweitens nicht nur ein bestimmtes, endliches, also raum- und zeitbegrenztes, sondern auch lebendiges Wesen; Dein Sein ist lebendiges Sein; aber eben weil Du lebst, stirbst Du auch; was Deine Affirmation, ist auch Deine Negation. Du bist aber drittens nicht nur lebendiges, sondern auch bewußtes, geistiges Wesen, Mensch. Geist, Bewußtsein, Vernunft sind Dein wahres Wesen und Sein, sind die höchsten, letzten, unendlichen Affirmationen Deines Seins, aber sie sind auch die wahren Negationen Deines Seins, denn sie sind die geistigen un- und übersinnlichen Negationen von Dir. Der unbestimmt unendliche Grund Deines Todes ist Gott, das Unendliche; die bestimmten, endlichen, selbst begründeten Gründe, welche darum sinnliche, Mittelgrund, nicht End- und Anfangsgrund sind, diese sind Zeit, Raum, Leben; der bestimmt unendliche Grund Deines Todes, der darum auch erst bestimmter Erkenntnißgrund des Todes selber ist, ist die Vernunft, der Geist, Bewußtsein. Raum und Zeit sind nur sinnliche Affirmationen und darum auch nur sinnliche Negationen; der Tod abgeleitet nur aus Zeit und Raum, aus dem Leben ist nur ein sinnlich begründetes; der letzte Grund ist aber überall allein

erst Grund; führt man daher nur Zeit, Raum, Leben als Grund des Todes an, so führt man nur Folgen, Erscheinung, Mittelglieder als Grund des Todes an. Wer bei dieser Begründung des Todes stehen bleibt, ist ein Empirist, Materialist, Naturalist; und im Gegensatz gegen diesen Materialismus behauptet daher der Idealismus des Immortalitätsglaubens sein Recht und seine Wahrheit. Ist der Tod nur ein sinnlich begründetes, so hat er nicht mehr Grund und nicht mehr Wahrheit, als alles Sinnliche überhaupt; so wenig das Sinnliche ein Wahres und Letztes ist, so wenig ist daher der Tod, als nur sinnlich begründet, ein Wahres und Letztes. So wie das Sinnliche nicht Schluß, sondern Uebergang nur zum Geistigen ist, so ist dann auch der Tod des Individuums nur Uebergang; denn das Individuum ist nicht blos im Sinnlichen, sondern auch im Bewußtsein und in der Vernunft über dem Sinnlichen, und das Individuum ist daher gegen den Materialismus berechtigt durch die Wahrheit selbst, über den Tod, da er nur Folge des Sinnlichen nach dem Materialismus ist, sich selbst fortzusetzen, ihn nicht als sein Ende anzuerkennen. Das Individuum, welches gegen den Materialismus seine Unsterblichkeit als ein unverletzbares Heiligthum festhält, unterscheidet sich aber darin selbst nicht vom Materialisten, daß es, wie dieser, nur eine sinnliche, natürliche Grenze, nur ein sinnliches Ende als Ende des Individuums annimmt, es weicht nur darin von ihm ab, daß es diese sinnliche Grenze nicht als wahre und letzte Grenze gelten läßt, und darin eben denkt es wahr, daß es nicht das Sinnliche als letzte Grenze fixirt. Aber die wahre Grenze des Individuums, die daher über die sinnliche Grenze, den Tod, hinausgeht, ist die Vernunft, der Geist, das Bewußtsein; die geistige Grenze, das übersinnliche Ende, der wahre Tod des Individuums ist die Vernunft. Die Grenze alles Sinnlichen, und darum des Todes selber, als eines sinnlichen Endes ist der Geist. Der Geist, das Bewußtsein, die Vernunft sind allgemein, selbstständig, unterschieden von Dir, als dieser ausschließenden Persönlichkeit, dieser bestimmten

Individualität. Wohl als Gegenstand Deines Bewußtseins, aber nicht als Bewußter, wohl als bestimmter Denker, aber nicht als Denker bist Du Individuum, bestimmte Person; Du bist Eins mit dem Bewußtsein als Bewußter, Eins mit dem Denken, in welchem Alle Eins sind, als Denkender, Du bist geistig untergegangen, aufgelöst in den Geist. Die äußerliche Verwirklichung dieser geistigen Auflösung und Negation ist der Tod.

Hoffentlich wirst Du das doch wohl zugeben, daß Du eben als ein lebendiges Individuum ein Wesen hast: denn hast Du kein Wesen in Dir, so bist Du, wie sich wohl von selbst versteht, das Schlechteste und Niedrigste von Allem, was nur immer ist, da doch Alles, was ist, nothwendig ein Wesen hat. Indem Du es aber, wie ich nicht zweifle, bejahst, so erkennst Du damit sogleich an, daß Du nicht selbst das Wesen von Dir bist; denn gerade damit, daß Du bejahst, es gebe ein Wesen von Dir, machst Du eine Trennung und Unterscheidung in Dir und sprichst Du mit dieser Trennung aus, daß Du nicht selbst das Wesen von Dir bist. Ja diese Trennung und Unterscheidung, Du magst es nun wissen oder nicht wissen, machst Du ununterbrochen Dein ganzes Leben hindurch, und gerade auf dieser Trennung und Unterscheidung beruht Das, was Du den bessern Theil von Dir nennst, was aber in Wahrheit nicht blos Dein besserer Theil, sondern Dein Allerbestes, Dein Wesen selbst ist. Denn eben wegen dieser freien Trennung und Unterscheidung bist Du nicht blos ein lebendiges, beseeltes, sondern auch ein bewußtes, geistiges Wesen. Wohl hat alles Lebendige, überhaupt, was ist, ein Wesen, ist in sich getrennt und unterschieden in Dasein und Wesen, aber es trennt und unterscheidet sich nicht selbst. Du aber bist deßwegen ein bewußtes Wesen, hast ein Wesen, welches nicht blos Wesen, sondern mehr als Wesen, welches Geist, Bewußtsein ist, weil Du selbst Dich von Deinem Wesen trennst und unterscheidest,

und durch diese Unterscheidung und in ihr Dein Wesen zu Deinem Gegenstand machst, und so, indem Dir Dein Wesen Gegenstand ist, Du in ihm zugleich Dir selbst Gegenstand bist.

Du kannst aber nur Dein Wesen von Dir unterscheiden und zum Gegenstand machen, weil Dein Wesen selbst darin sich von allem Naturwesen unterscheidet, daß es sich von sich selbst unterscheidet, sich selbst Gegenstand ist; Du bist Deiner selbst, als eines besondern Individuums nur bewußt, weil Dir das reine, allgemeine Wesen des Menschen — die Gattung, die Menschheit, der Geist — in Dir selbst Gegenstand ist, aber ist Dir nur Gegenstand, weil es sich selbst Gegenstand ist; Du bist also Deiner bewußt im Bewußtsein des allgemeinen Wesens, des Geistes von sich selber. Indem Du bewußt bist, hast Du zu unterscheiden das Bewußtsein selbst, und das, dessen Du Dir bewußt bist, den Gegenstand; das Bewußte bist Du selbst, dieser bestimmte einzelne Mensch, dieses besondere Subject oder Individuum, oder diese Person, denn die Person ist das bewußte Individuum, inwiefern es bewußt ist, die Einzelheit, wie und wiefern sie Gegenstand des Bewußtseins ist. Der Gegenstand also wohl, dessen Du Dir bewußt bist, ist ein Einzelnes, Besonderes, bist Du eben; das Bewußtsein selbst aber ist schlechthin allgemein; das Wissen ist eine Thätigkeit des Wesens, des Geistes selber; das Bewußtsein als solches ist durch alle Menschen hindurch sich selbst gleich, identisch mit sich, Eines, verschieden sind nur die Bewußten, der Gegenstand, die bestimmten Personen, die im Bewußtsein sich selbst wissen. Das Bewußtsein ist das Licht, die Personen sind die Farben; Farben sehe ich nur im Lichte, aber das Licht kann ich nicht in und vermittelst der Farbe sehen; wäre das Bewußtsein, der Geist, die Vernunft selbst eine Farbe, eines mit der farbigen, besondern Person, so würde ich weder mich, noch den Andern sehen und wissen, so wenig ich eine Farbe sehen könnte, wenn das Licht selbst eines mit der Farbe wäre. Die Farben sind die Objecte des Lichtes, wie die Personen des Bewußtseins, sie sind verschieden, Farben nur im Unterschiede von dem

allen Farben zu Grunde liegenden sich selbst gleichen, identischen, reinen Wesen des Lichtes. Besonderes ist nur sichtbar in und vermittelst des Allgemeinen, Unterschiede sind nur Gegenstand in dem, was Einheit, Ungleiches nur in dem, was sich selbst gleich ist. Die Personen sind nur Personen, ihrer selbst bewußte Individuen in dem reinen, hellen, aller Unterschiede, Farben und Besonderheiten freien Himmelslichte des Bewußtseins. Wie sich das Licht nur an der bestimmten irdischen Materie in Farben bricht, so bricht sich das Bewußtsein nur an dem Gegenstande, den Individuen, in die Farben der Personen.

Du sagst: Ich bin meiner bewußt, Ich bin mir selbst Gegenstand. Glaubst Du aber, daß das Ich, worunter Du Dich als diese besondere Person verstehst, dasselbe ist mit dem Ich, welchem es Gegenstand ist? Wäre die Person, welche der Gegenstand ist, und das Ich, welchem sie Gegenstand ist, ein und dasselbe, so wäre ja kein Wissen und Bewußtsein in Dir möglich; diese Einheit Deiner Besonderheit mit sich schlösse ja den Unterschied aus, in dem allein Wissen möglich ist; indem Du aber sagst, ich bin meiner bewußt, machst Du einen Unterschied zwischen Subject und Object in Dir selbst. Den Unterschied begründen unterschiedene Bestimmungen; zu dem Unterschiede von Subject und Object werden daher unterschiedne Bestimmungen erfordert. Welche Bestimmungen sollten nun aber das wissende und das gegenständliche Ich unterscheiden, als einerseits die der Allgemeinheit, Identität, andrerseits die der Besonderheit, Verschiedenheit? Das wissende Ich oder Subject in Dir, dem Du Gegenstand bist, ist ein von Deinem individuellen, persönlichen Ich oder Wesen unterschiednes, allgemeines, in allen Personen sich gleiches Wesen oder Ich, das Wesen des Geistes selber; oder richtiger das in sich selbst bestehende und selbstständige Bewußtsein des Geistes. Dieses ist der absolute Grund Deiner Persönlichkeit, dieses die Möglichkeit, daß Du Deiner Individualität bewußt bist. Der Geist ist bewußt seiner selbst; er ist sich Gegenstand; die

Individuen oder Personen sind selbst der Geist, inwiefern er sich Object ist; aber indem er sich Object ist nicht als dies oder jenes Individuum, nicht als einige, nicht als die Individuen in ihrer Einzelheit und Vielheit, sondern als alle Individuen, als sie, wie sie Eins sind, so ist er zugleich sich als Er selbst Gegenstand, ist er in den Individuen zugleich in sich selbst, in selbstständigem Unterschiede von ihnen. Wie könntest Du denn Deiner bewußt sein, Dich zum Gegenstande machen, wenn das, worin Du Dich, die besondere Person anschaust, nicht sich selbst Gegenstand, nicht reines Selbstbewußtsein, Bewußtsein des Geistes von sich selbst wäre? Wie könntest Du Dich denken, wenn das Denken sich nicht selbst dächte?

Gleichwie nun die Farben wechseln, entstehen und vergehen, so vergehen auch die Personen, die bestimmten Personen, weil sie nicht selbst das Selbstbewußtsein sind, sondern nur die Objecte desselben, oder nur Subjecte, aber nicht die reine Subjectivität, das Princip der Subjecte. Der Tod ist nun nichts Anderes, als die Handlung, wo das Subject aus seinem Principe, aus der Subjectivität heraustritt, sich von ihm abtrennt, und so bloses Object wird. Tod ist, was n u r Gegenstand ist. Lebendig, bewußt bist Du nur — denn wo Bewußtsein sich mit Leben verbindet, da ist nicht mehr das Leben als solches, sondern das Bewußtsein das Leben — indem Du Dir selbst Gegenstand bist; das Ich aber, dem Du Gegenstand bist, ist nicht dieselbe Person mit Dir, sondern, wie eben gesagt, das allgemeine, in allen Personen sich gleiche Ich des Geistes selber. Als Person, als Gegenstand bist Du von ihm unterschieden, und dieser Unterschied hat eben seine sinnliche Erscheinung und Offenbarung im Tode, worin Du bloses Object wirst; er ist blos die Aus- und Abscheidung Deiner Gegenständlichkeit von dem Wesen Deiner Subjectivität. Wie Du Dich innerlich so von Deinem Wesen unterscheidest; so mußt Du auch äußerlich, sinnlich, Deinem Dasein nach von ihm abgeschieden werden; denn alles Geistige, Innerliche, Wesentliche hat auch seine Versinn-

lichung, seine Offenbarung, in der es in sichtbare Existenz tritt. Der Tod kommt nur aus den Menschen in den Menschen, er ist nur der Vollender und Ausführer seines eignen Thuns. Nur die niedrige Denkungsart faßt den Tod als ein äußerliches Gesetz, als eine harte Naturnothwendigkeit; wo kein Geist, keine Freiheit, keine innere Natur ist, da ist kein Tod; denn wo keine innere Unterscheidung ist, da ist keine Freiheit, wo keine Unterscheidung, kein Tod. Der Tod setzt Geist voraus. Du stirbst, weil Du ein freies, denkendes, bewußtes Wesen bist. Bewußtsein ist Entzweiung; nur das, was sich selbst sich entgegensetzen kann, sein Wesen von sich unterscheiden, es über sich setzen, und sich als ein Bestimmtes und Einzelnes unter dasselbe subsummiren und so sich zu sich selbst als einem Objecte von sich verhalten kann, ist bewußt. Du stirbst aber gerade nur deßwegen, weil Du Gegenstand bist, weil Du Dich von Deinem Wesen unterscheidest, und die innerliche Unterscheidung auch äußerliche, natürliche Abscheidung werden, das innere Thun des Vergegenständlichens sich auch als Gegenstandsein in der Natur darstellen muß, und es kommt also der Tod nur aus dem Geiste, der Freiheit. Der Grund Deines Lebens das Bewußtsein, die Entzweiung ist auch der wahre Grund und Ursprung Deines Todes. Die Pflanzen und Thiere sterben daher auch nur deßwegen, weil in ihnen schon der Geist aufbricht, schon die Freiheit Wurzeln faßt, und ein innerliches sich Brechen und Unterscheiden in Gattung, Allgemeines, Wesen und Dasein, Einzelheit, Erscheinung, oder richtiger in Subjectivität und Objectivität anhebt. O Tod! ich kann mich nicht loswinden von der süßen Betrachtung Deines sanften, mit meinem Wesen so innig verschmolznen Wesens! Spiegel meines Geistes, Abglanz meines eignen Wesens! Aus der Trennung der einfältigen Einheit der Natur mit sich selber ist der bewußte Geist auferstanden, ist dieses allgemeine sich selbst schauende Licht hervorgebrochen, und wie der Mond mit dem Lichte der Sonne glänzt, so spiegelst Du in Deinem milden Scheine nur das brennende Sonnenfeuer des Bewußtseins

wieder. Du bist der Abendstern der Natur, und der Morgenstern des Geistes, die sinnlichen Thoren halten den Einen Stern für zwei verschiedene Sterne. Du leuchtest dem Weisen aus dem Land der Träume voran zu der Geburtsstätte des wahren Heilands, des Geistes. Die Thoren wähnen, daß sie erst nach dem Tode und durch ihn in den Geist kommen, daß geistiges Leben erst nach dem Tod entsteht, gleich als könnte eine sinnliche Negation zum Geiste führen, eine sinnliche Negation der Grund oder die Bedingung des Geistes sein. Sie sehen nicht, daß der Tod schon das wirkliche Dasein des Geistes voraussetzt, nur dem Geiste nachfolgt, und als das sinnliche Ende eben nur die Erscheinung des geistigen und wesentlichen Endes ist. Der Morgenstern bringt nicht den Morgen, er ist selbst nur eine Erscheinung des Morgens.

Die Vorstellung, daß durch einen Sündenfall der Tod in die Welt gekommen sei, ist darin eine wahre und tiefe Vorstellung, daß sie den Tod von einer freien Handlung abhängig macht, im Geiste den Grund des Todes erkennt; aber das Wahre in ihr verliert sich wieder dadurch, daß sie eine Handlung des Geistes selber zur Handlung eines Individuums, eine allgemein geistige Handlung zu einer besondern, zufälligen, moralischen, eine ewige zu einer zeitlichen macht. Der Tod wird daher selbst wieder für die andern, auf Adam folgenden Individuen zu einer äußerlichen, geistlosen Nothwendigkeit; denn die moralische Handlung eines Individuums betrifft nur dieses selbst, ist als moralische nur diesem anzurechnen, und kann daher nur durch blinde nicht unterscheidende Nothwendigkeit ihre Folgen auf die andern Individuen ausdehnen. Ueberdies bleibt in dieser Lehre der Tod anderer Wesen als der Menschen eine äußerliche, unbegriffne Nothwendigkeit. „Andere Creaturen sterben auch; aber ihr Tod ist Nichts gegen des Menschen Tod. Denn die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser ꝛc. und alle Thiere auf Erden sterben dahin, nicht aus Gottes Zorn und Ungnade, sondern nach der Natur und göttlicher Ordnung dem Menschen zu gute. Aber

derer Menschen Tod ist ein armer jämmerlicher Tod, denn er kömmt aus Gottes Zorn und Ungnade ꝛc.“

„Also Nichts ist nach dem Tode?“ Allerdings; bist Du Alles, so ist, wenn Du stirbst, nach dem Tode Nichts; bist Du aber nicht Alles, so bleibt nach dem Tod noch Alles übrig, was Du nicht gewesen bist. Bist Du freilich die Menschheit, der Geist, das Bewußtsein selbst, so ist natürlich mit Dir Alles aus. Du bist aber, so glaube ich wenigstens, kein Gott, sondern ein Mensch, und eben weil Du nicht ein Gott bist, so sind Mehrere Deines Gleichen; Du bist nicht der Einzige Mensch, sondern außer Dir existiren noch viele andere Menschen. Glaubst Du nun nicht, daß die Mehrheit der Menschen in Deinem Wesen selber ihren Grund und Ursprung habe, glaubst Du etwa, daß es zufällig sei, daß mehrere Menschen sind? Mußt Du nicht vielmehr überzeugt sein, daß die andern Menschen, ob sie gleich selbstständig existiren, nicht nur zu Deiner Existenz, sondern auch wesentlich zu Deinem Wesen gehören? Widrigenfalls mußt Du glauben, daß Du der einzige Mensch bist, der existirt. Denn kannst Du Dich von den andern Menschen abtrennen, sind sie für Dein Inneres zufällig, so ist das Wesen der Menschheit schon in Dir ganz verwirklicht und enthalten, so bist Du Eins mit dem Wesen. Bist Du aber Deinem Wesen nach selbstständig und allein, nicht mit Andern nothwendig und wesentlich verbunden, so bist Du auch Deiner Existenz nach allein und selbstständig; aus der Selbstständigkeit des Wesens geht die Selbstständigkeit der Existenz hervor. Da Du nun aber, wie mir die Erfahrung augenscheinlich lehrt, und Du wohl selbst eingestehst, nicht allein existirst, so sind wir wohl beide verbunden, uns zu überzeugen, daß unsere Existenz unzertrennlich ist von der Existenz Anderer, daß die Andern zu unserm Wesen nicht weniger nothwendig gehören, als wir zu uns selbst. Auch

bezeugen wir, wie in vielen Handlungen und Empfindungen, so besonders auch in der Liebe durch die That, daß unser Wesen Andere erfordert, und zwar so, daß die Liebe nur als Versinnlichung und Erscheinung einer tiefern und höhern Verbindung, als sie selbst ist, einer wahren Einheit erscheint. Nach Deinem Tode also bleiben übrig Andere, bleibt übrig Dein Wesen, die Menschheit unbeschädigt und ungeschmälert durch Deinen Tod. Ewig ist der Mensch, ewig der Geist, unvergänglich und unendlich das Bewußtsein, und ewig werden daher auch Menschen, Personen, Bewußte sein. Du selbst aber als bestimmte Person, nur Object des Bewußtseins, nicht selbst das Bewußtsein, trittst nothwendig einst außer Bewußtsein, und an Deine Stelle kommt eine neue frische Person in die Welt des Bewußtseins.

Sonderbar ist es, daß die Menschen nur vor den Abgründen der Zukunft, aber nicht vor denen der Vergangenheit zurückbeben, und nur bekümmert um das Nichts oder Etwas nach dem Leben, nicht auf das Nichts vor dem Leben zurückschauen, nur vorwärts, nicht hinter sich blicken. Du warst schon einmal, vor dem Leben Nichts; gesetzt — denn mit allerlei Einbildungen suchst Du die Erkenntniß der Wahrheit von Dir abzuhalten — Du wärest schon vor dem Leben einmal gewesen, wärest schon in individueller Begrenzung und Gestaltung irgendwo eingeschachtelt oder eingewickelt gelegen, so wäre doch damit Nichts gewonnen; denn Du weißt es nicht, daß Du gewesen bist. Das Sein des Menschen ist aber nur bewußtes, persönliches Sein, erst mit dem Wissen geht sein Sein an; nach der Dauer des Wissens bemißt sich die Dauer des Seins, mit dem Abbruch des Wissens ist das Sein selbst abgebrochen; ein Sein, ohne daß ich weiß, daß ich bin, ist kein Sein für mich. „Ja, wir können es nur jetzt in diesem Leben noch nicht wissen, daß wir einst schon vor diesem Leben gewesen, einst aber wird es uns offenbar werden;“ aber damit verbannst Du noch immer nicht das Nichts aus dem Rücken Deines Lebenslaufes; jenes Leben und jenes Sein wird dadurch nimmermehr Dein Sein und Leben, wenn es

Dir erst einst hintendrein offenbar wird, daß Du gewesen und gelebt hast. Was ist es aber nothwendig, über dieses Leben hinauszugehen? In der ersten Zeit Deines Lebens warst Du noch nicht Du, dieses persönliche, bestimmte Wesen, das erst mit der Erfassung seiner selbst persönlich wird und erst an und in dieser Persönlichkeit das Maß seines Seins und seiner Dauer hat. Daß Du einst Kind gewesen, daß Du der Nämliche bist, der Du als Kind warst, weißt Du nicht durch Dich, sondern durch Andere. So sehr sind die Andern in Dein innerstes Leben, in die Einheit des Bewußtseins Deiner Persönlichkeit verschlungen und verwebt, daß Dein Wissen von Dir ein durch das Wissen der Andern von Dir vermitteltes Wissen ist. Dein Bewußtsein von Dir war anfänglich außer Dir, die Andern selbst waren Dein Bewußtsein, in das Wissen der Andern war Dein Sein aufgenommen; erst später, indem Du auch körperlich und äußerlich Dich verselbstständigst, wirst Du auch innerlich, geistig, selbstständig; das Wissen anderer von Dir wird nun auch Dein eignes Wissen, das äußere Bewußtsein ein inneres; die Stelle, die die Andern an Deiner Statt begleiteten, übernimmst Du nun selbst, Du empfängst gleichsam aus der Hand der Andern Dein Bewußtsein als ein schon zubereitetes. Wie Du leiblich im Schooße einer Mutter umschlossen und umfaßt von ihr lagst; so ist der Mutterschooß Deines Selbsts das Bewußtsein der Andern, von dem Du umfaßt warst, ehe Du Dich selbst umfaßtest; aber das Wissen Anderer von Dir und Dein Wissen von Dir bleibt immer im Leben ein innig in sich verwebtes Wissen. Wie Deine erste Speise eine im Mutterleibe zubereitete, die Milch der Mutter war; so saugst Du Deine Persönlichkeit gleichsam an und von der Brust der Menschheit ein. Der Tod ist nichts Anderes, als die Handlung, worin Du Dein Bewußtsein wieder Andern zurückgiebst und einhändigst. Dein Wissen tritt in ihm wieder aus Dir hinaus, Dein eignes Wissen wird, wie Anfangs, wieder nur ein Wissen der Andern von Dir, ein Wissen, das jetzt Erinnerung, Andenken, Gedächtniß ist. Das Bewußtsein ist gleichsam ein Amt,

das Du während des Lebens verwaltet hast; im Tode legst Du es nieder. Wie Du Anfangs nur im Bewußtsein der Andern existirtest, so existirst Du endlich wieder nur in ihrem Bewußtsein.

Das Bewußtsein ist die allgemeine Geistes- und Lebensluft, durch deren Einathmung Du lebst und bewußt bist, durch deren Ausathmung Du bewußtlos wirst, stirbst. Zum Bewußtsein gehören daher, wenn man sich von den einzelnen Individuen aus sein Wesen will anschaulich machen, alle Menschen, wiefern sie Ein ungetrenntes Ganze ausmachen; ihre gegenseitige, unzertrennliche Anschauung, das Wissen aller von einander als Ein Wissen zusammen ist erst das Bewußtsein. Die Person als Person existirt nur im Wissen, näher in der Unterscheidung; mit der Unterscheidung nimmst Du die Existenz der Person hinweg; Du bist nur, indem und so lange Du Dich unterscheidest, aber eben dazu, daß Du Dich unterscheidest, und in dieser Unterscheidung Person bist, gehören Andere, von denen Du Dich unterscheidest; Du bist bewußt Deiner nur im Unterschied von Andern, also nur an, in, mit Andern und durch sie; aber eben diese Nothwendigkeit, daß zur Existenz der Person, der Unterscheidung Andere erfordert werden, daß Dein Bewußtsein zugleich, ungetheilt Bewußtsein anderer Personen ist, Du nur an ihnen und durch sie Dich erkennst, ist nur eine Erscheinung davon, daß das Bewußtsein die absolute, unendliche Einheit aller Personen und Menschen ist. Der Mensch tritt als ein Einzelner — und jeder trat so hinein — in die Menschheit ein als ein Ganzes; das Bewußtsein ist aber die Menschheit selbst, das ungetrennte Ganze in der Form des Wissens. An dem Bewußtsein erkenne und schaue das große Geheimniß des Ganzen, der Einheit. Er ist der absolute feste, unzerstörbare, unverrückbare Mittelpunkt, die Sonne der Menschheit. So gut, wie die sinnliche Natur, ist es eine Welt, in die der Einzelne hineintritt. Wie die Aehre an der Sonne, so reifst und zeitigst Du zu einer Person heran beschienen vom Sonnenlichte des ewig geschlossnen und ewig jungen, innerhalb seiner stets entwickelnden und schaffenden Bewußt-

seins der Menschheit. Im Tode sinkst Du ermüdet von der den Einzelnen anstrengenden, ihn verzehrenden Sonnenhitze des Bewußtseins in den ewigen Schlaf, die bewußtlose Ruhe des Nichts zurück. Der Tod ist daher insofern nichts Positives, er ist nur Ausscheidung, Beraubung des Bewußtseins. Wie kannst Du aber nun klagen, daß Du sterblich bist, wenn Du nicht klagst, daß Du einst Kind, einst gar nicht warst? Wie kann Dir bangen vor dem Tode, da Du schon einmal gleichsam den Tod bestanden und durchgemacht hast, schon einmal das gewesen bist, was Du einst wieder werden wirst? Schaue doch auf das zurück, was Du vor dem Leben gewesen bist, und was vor Deinem Leben war, so wirst Du nicht mehr zittern vor dem, was Du nach dem Leben sein wirst, und nicht mehr zweifeln, daß Etwas auch ohne Dich nach demselben und was nach demselben sein wird. Oder schaue doch wenigstens in das Leben hinein, so wirst Du schon in ihm finden, was Dir erst am Endpunkte des Lebens Gegenstand wird. Dein Sein ist immer nur auf die Gegenwart eines Augenblicks beschränkt, nur so viel bist Du, als Du immer gegenwärtig, diesen Augenblick bist; die Vergangenheit, wenn sie auch noch in Deiner Erinnerung lebt, ist doch nicht mehr Sein; Sein ist immer nur die Gegenwart des mit seinem Sein zugleich verschwindenden Augenblicks. Dein ganzes Leben ist ein ununterbrochner Erinnerungsproceß, Alles in Dir und Du mit ihm vergehst; mit diesem Vergehen wird es Object der Erinnerung, des Geistes. Der Strom der Zeit ist daher allein der Acheron, der die Lebenden in das Schattenreich des Geistes übersetzt; die Zeit nur bildet den Uebergang vom Sein zum Wesen, die Zeit nur bringt die Welt zu Verstand und zur Besinnung. Um ein Object des Verstandes, der Erkenntniß werden zu können, muß Etwas ja *vergangen* sein; so lange Etwas *ist*, so lange ist es auch nur ein Object der Leidenschaft, ein Object blinder Liebe oder blinden Hasses. Als ein ununterbrochner Erinnerungsproceß ist daher Dein Leben ein fortwährender Vergeistigungsproceß; denn die Erinnerung verwandelt Dein leibliches Sein in ideales und

eben deßwegen mittheilbares, aussprechliches Sein. Dein bloses Sein, Dein unmittelbar eignes und gegenwärtiges, mit Deiner Person indentisches Sein kannst Du nicht mittheilen, aber vergangnes, erinnertes Sein kann eben als Object des Geistes auch Object der Andern werden. Wenn nun Dein ganzes Leben ein ununterbrochner Erinnerungs- und Vergeistigungsproceß ist, kannst Du wohl mit dem Tode diesen Act abbrechen, oder mußt Du nicht vielmehr in ihm nur die Offenbarung und Vollendung dieses Acts erkennen? Du existirst ja schon im Leben, seinem vergangnen Theil nach, nur als erinnerte Person, Dein Leben beschließt sich daher damit, daß Dein ganzes Sein endlich in ideales Sein sich verklärt, daß Du aus einer wirklichen Person eine vorgestellte, ein bloses Object der Vorstellung, ein nur Mitgetheiltes und Mittheilbares — ein Wort, ein Name wirst. Du lebst nur so lange, als Du Etwas mitzutheilen hast; hast Du Alles mitgetheilt, ist Nichts mehr übrig, als die letzte trockne Hülse Deiner Persönlichkeit, so giebst Du Dich selbst hin. Diese Hingebung ist der Tod. Das letzte Wort, das Du sprichst, ist der Tod, in welchem Du Dich ganz aussprichst und Andern einsprichst; er ist der letzte Act der Mittheilung.

Wie das Leben des Einzelnen, ist aber auch die Geschichte der Menschheit Nichts als ein ununterbrochner Erinnerungsproceß, in dem der Geist die Individuen, die selbstständigen Existenzen in sich verwandelt, und so das, was sie an sich selber schon sind, Objecte seines Bewußtseins, nur verwirklicht. Ohne Tod ist daher keine Geschichte, und kein Tod ohne Geschichte. Die Geschichte ist das Bewußtsein, der Geist, das Wesen selbst als Proceß, in der Handlung, oder das Bewußtsein als Erinnerung. Das Individuum stirbt, weil es nur ein successives Moment in dem Erinnerungsprocesse des Geistes ist, es stirbt nur in und an der Geschichte, weil es ist ein Glied des geschichtlichen Ganzen. Die Menschheit, weil ihr Princip Ein Geist, Ein Bewußtsein ist, ist

nicht ein Ganzes, eine Einheit, wie eine Heerde Schaafe, die nur aus Einzelnen besteht, welche in ihrer Einheit nur für sich, nur Einzelne sind, ihre besondern Bedürfnisse für sich allein befriedigen, und durch diese Einheit keinen Schaden, Abbruch und keine Negation an sich erleiden. Die Menschheit ist ein Ganzes, welches in den Einzelnen als Ganzes Wirklichkeit hat, eine durchgreifende und durchdringende, eine lebendige, verzehrende, die Individuen in sich auflösende Einheit. Die Geschichte ist die Erscheinung dieser Einheit in der Zeit, die Bethätigung der Verneinung der Individuen in der Einheit des Wesens an ihrer äußerlichen, selbstischen Existenz. Die Zeit ist Nichts, als der Geist im Eifer und Zorne, das Wesen in der Raserei, der Furor divinus, der im Strome seiner eignen Begeisterung die Welt mit sich fortreißende Geist. Diejenigen übrigens, die von dem mit attischem Salz gewürzten Symposium der Geschichte weiter Nichts davon tragen, als einen moralischen Katzenjammer, unvermögend die heilige Flamme der Begeisterung in sich zu empfangen und zu nähren, mögen immerhin noch ein Jenseits erwarten, um in ihm sich mit den Salzgurken des Diesseits — denn das Salz des Jenseits ist ja nur das Diesseits — zu curiren. Mögen sie immerhin an den erhabnen Alpen der Geschichte umherirren, suchend nach Kräutern, nur um sie zu zertreten und so aus ihnen den Nahrungsstoff für ein zukünftiges Leben zu bereiten. An der Sonne des Bewußtseins zergeht wie Butter ihr Jenseits. Die Ewigkeit, d. h. die Einheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Bewußtsein ist selbst der Boden der Geschichte, der innere Grund derselben. Gleich dem organischen Leibe ist die Menschheit in beständiger Bewegung, ununterbrochner Erneuerung, Erschaffung und Verwandlung ihrer Glieder, der Individuen begriffen. Sie selbst aber als Ein Ganzes, das Bewußtsein selbst liegt über der Zeit. Die Zeit liegt gleichsam nur in der Mitte zwischen dem Ganzen und den Einzelnen, ist nur die Beziehung, das Verhältniß des Ganzen zu den Gliedern, der Einheit zu den Individuen. Das Bewußtsein ist eine in den geschicht-

lichen Veränderungen zugleich unveränderlich feststehende Gegenwart, unmittelbar, zeitlos schließt sich für es eine Zeit an die andere an; von den entferntesten geschichtlichen Zeiten an, bis zu denen hinauf das Auge des geschichtlich, zeitlich Forschenden dringen kann und wo sich die Geschichte selbst in das Dunkel bewußtlosen Lebens verliert, von jenen Zeiten bis auf unsere herab ist das Bewußtsein durch keinen Verlauf von Zeiten, durch keine Zeittrennungen unterbrochen. Wäre die Menschheit als Ganzes, wäre das Bewußtsein selbst durch Zeiten getrennt und unterbrochen, so wäre nicht nur Geschichte, sondern auch das Dasein jedes bestimmten Zeitalters unmöglich, gleichwie es auch unmöglich wäre, daß ich, ein Individuum eine Geschichte hätte, wenn, wie meine Individualität, so auch das Bewußtsein in mir in die Zeit fiele, wenn, wie meine Empfindungen, Leiden, Erfahrungen, Begebnisse durch die Zeit getrennt, zeitlich sind, so auch das Bewußtsein selbst in mir durch die Zeit von sich getrennt, unterbrochen wäre. Ueber dem Wechsel der Zeiten und Individuen, über den Wogen des Kommenden und Vergehenden schwebt das Bewußtsein selbst in ruhiger Sichselbstgleichheit, in ungetheilter Einheit mit sich; und nur innerhalb dieser alle Völker, Zeiten und Individuen erleuchtenden, verbindenden und umfassenden Einheit des Bewußtseins ist die Menschheit in beständiger Thätigkeit, Bewegung und Entwickelung.

Die Geschichte, als die Selbstbethätigung des seiner selbst bewußten, denkenden, vernünftigen Wesens, des Geistes, ist aber kein bloser Verlauf, wie der Verlauf des Wassers, wo dasselbe immer auf dasselbe folgt, sondern ein in sich durch Grenzen unterschiedner, Zweck und Vernunftbestimmter Verlauf. Die geschichtliche Existenz des Individuums ist daher eine zweckbestimmte Existenz; es ist ein bestimmtes Glied des geschichtlichen Ganzen; es hat in dieser Bestimmtheit seine Bestimmung, und der Grund des Todes des Individuums ist daher nicht blos der unbestimmte, daß es Glied eines Ganzen ist, sondern der selbst dadurch bestimmte, daß es ein bestimmtes Glied ist. Jeder Mensch hat eine

Bestimmung, eine Zweck- und Vernunftbestimmung seines Daseins, sie offenbart sich in dem Individuum als Trieb, Verlangen, Talent, Neigung. Die Bestimmung des Individuums ist sein heiliges, unverletzliches Wesen, der Trieb aller Triebe, die Seele seiner Seele, das Princip seines Lebens, der Genius, die innere Nothwendigkeit, die Vorsehung seines Daseins. Du sollst sein, Du mußt sein, so spricht die Bestimmung; aber dieses Sollen, dieses Muß ist ein sanftes, mildes Sollen und Müssen, ist kein Zwang, ist eins mit der Neigung, der Seele des Individuums; ist sein Wesen; und das Wesen ist doch wahrlich dem, dessen Wesen es ist, kein Zwang, keine äußerliche Nothwendigkeit. Der Mensch lebt so lange, als seine Bestimmung noch Bestimmung ist, als sie noch in ihm und mit ihm Eins ist. Das Sein des Individuums ist als ein Gliedsein ein durchaus bestimmtes, in Maß und Ziel gesetztes Sein; ist daher die Bestimmung des Individuums Wirklichkeit geworden, als Object, abgelöst vom Individuum, in die wirkliche Welt getreten, so hat sich also seine Seele, das Princip seines Leben vergegenständlicht; indem aber sein Wesen Gegenstand geworden ist, so hört eben damit sein subjectives Für- und Insichsein, sein Eigensein auf — es stirbt. Das Vermögen des Individuums zu Etwas ist das Vermögen, wovon es lebt; ist daher jenes Vermögen verwendet, aufgebracht worden, als Sache in die Existenz getreten, so ist auch das Vermögen zu leben verbraucht. Das innere Ziel des Menschen ist auch das Ziel seines Lebens, das innere Maß auch das Maß seines Daseins; die Bestimmung ist der Anfang und der Schluß Deines Seins. Unvernünftig ist es daher, von dem innern Maß des Individuums sein Sein abzutrennen, eine maßlose Dauer desselben anzunehmen, und in dem jenseitigen, d. i. zweck- und bestimmungslosen Leben das wahre Leben zu suchen. Das wahre Sein des Menschen ist seine Bestimmung, sein Zweck, aber der Zweck ist Grenze und Schranke, das Sein des Individuums ist daher nothwendig, in wiefern es Zweck hat oder Zweck ist, Grenze. Ein grenzenloses Sein ist ein unbestimmtes

und zweckloses Sein. Der Zweck sammelt und bringt zur Besinnung; die nothwendige Folge dieser Sammlung und Besinnung, dieser Begrenzung ist der Tod. Jenes Leben daher, wo die Individuen ewig existiren, folglich ohne Bestimmung, ohne Zweck, ohne Maß und Ziel — denn hätten sie in sich eine Bestimmung, in ihrem Wesen Grenze und Determination, so müßte auch ihre Existenz eine determinirte, begrenzte sein — jenes jenseitige Leben daher ist ein Leben ohne Sammlung und Besinnung, ohne Vernunft und Ernst, ein Leben zum Spiele und Scheine. Nur dann daher, wenn Nichts vor dem Tode des Individuums gesetzt ist, muß noch Etwas nach ihm (freilich nur für es selbst) gesetzt werden, und die komische Frage entstehen: ob Nichts oder Etwas nach seinem Tode ist? Nur dann, wenn die Geschichte Nichts ist, wenn das nackte, von aller geschichtlichen Bestimmung und Zweckgrenze entblößte Individuum, das eitle, abgezogne, inhaltslose, nichtige Individuum, also das Nichts Etwas ist, und das Etwas, das wirklich determinirte und determinirende Leben, die Geschichte Nichts ist, nur dann ist allerdings Nichts nach dem Tode, wenn das Nichts nicht auch nach dem Tode noch Etwas ist.

Von dem Inhalte und Umfange der Bestimmung des Individuums hängt nun auch der Umfang und die Bedeutung des Platzes ab, den es nach seinem Tode als ideales Wesen, als Bild im Schatten- oder Geisterreich der Erinnerung erhält. War die Bestimmung des Individuums eine beschränkte, der Umfang der sie verwirklichenden Handlungen ein enger, so ist auch der Erinnerungskreis ein kleiner und verschwindender Kreis; war dagegen die Bestimmung eine allgemeine, die sie realisirende Handlung daher von allgemeinem Inhalt, Umfang und Interesse, so ist auch die Erinnerung eine allgemeine, eine eigentlich historische. Von der moralischen Beschaffenheit der Handlungen, ob sie gute oder böse sind, hängt aber die Beschaffenheit der Erinnerung ab, ob sie Strafe, Verfluchung oder Belohnung, segnende, dankbare Anerkennung ist. Himmel und Hölle haben ihre wahre Existenz und ihren Grund

nur in der Geschichte, und zwar in ihr, wie sie eine in Völkereinheiten und Völkergeschichten sich gliedernde Geschichte ist; sie verdanken ihren Ursprung nur dem geschichtlichen Leben der alten Völker, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit in ununterbrochnem innigem Zusammenhang erhielten, welchen die Geschichte noch nicht eine trockne Erzählung von dem, was geschehen, sondern wirkliches Leben, die Vergangenheit die wesentliche Grundlage des gegenwärtigen Daseins war, wo daher die Individuen nicht sich von dem wirklichen, gemeinsamen, geschichtlichen Leben absonderten, und diese ihre abstracte, abgesonderte, nackte, eitle Individualität als ein Wesentliches sich vorstellten, wie die Individuen der modernen Welt. Das höchste Leben des nicht die Geschichte und die Wirklichkeit vernichtenden, sondern nur in der Einheit mit seinem Volke, im Zusammenhang mit der Geschichte lebenden und sich wissenden Individuums ist, gefeiert in dem dankbaren Gemüthe der Nachwelt fortzuleben; die härteste Strafe für es der Fluch, die Verdammung der Nachwelt. Die Sänger des Volks und das Volk selbst stellte die Erinnerung als ein wirkliches, existirendes Reich vor. Eben weil der Lohn der dankenden oder fluchenden Erinnerung wirklicher Lohn, die Erinnerung als allgemeine, unveränderliche Volkserinnerung ein wirkliches Reich ist, war es, abgesehen von andern Gründen, nothwendig, daß es auch als ein sinnlich existirendes Reich vorgestellt und ausgemalt wurde. Selbst als sich die Völkereinheiten der alten Welt auflösten und mit ihnen der beschränkte Begriff eines Volks als des Wesens der Menschheit sich erweiterte in den allgemeinen, den Unterschied der Völker aufhebenden Begriff der Menschheit, selbst im Christenthum, freilich im alten Christenthum sonderte sich nicht der Glaube an Himmel und Hölle ab von dem geschichtlichen, gemeinsamen Leben; denn der Himmel war nur denen bestimmt, die in Einheit mit der Kirche, dem Volke und Staate Gottes lebten, die Andern wurden in die Hölle verstoßen. Den modernen Subjecten freilich, die nur ihre persönliche Empfindung, ihr eignes Wissen zum Maße des Wirklichen

machen, genügt der Lohn der Geschichte nicht. Fällt nicht das, was nach ihrem Tode ist, auch nach ihm noch in ihr eignes Wissen und Empfinden, so ist für sie Nichts nach dem Tode; empfinden sie selbst nicht den Lohn für die guten Handlungen, so giebt es, schreien sie gleich, keine Vergeltung, keine Gerechtigkeit. Alles ist ihnen nur gelegen an ihrem Unterschiede von Andern, Nichts an der Realität des Guten an und für sich, Nichts an dem Wesen, an der Wahrheit, an der Liebe, der den Unterschied aufhebenden Einigung mit dem Wesen, mit dem Andern; können sie sich daher nach dem Tode nicht auch noch unterscheiden, so sagen sie, sei Nichts nach ihm.

Da die Verbindung der Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart nothwendig gesetzt ist mit dem Bewußtsein, so findet man daher auch den Glauben an Unsterblichkeit fast bei allen Völkern; denn das Wahre in diesem Glauben besteht allein darin, daß in ihm die Grundlage, die Bedingung aller Geschichte, die Einheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ein Wesentliches fixirt ist. Wahrer Glaube ist aber eben darum Dein Unsterblichkeitsglaube nur dann, wenn Du glaubst an die Unendlichkeit und Wahrheit des Geistes, des Bewußtseins, glaubst an die unvergängliche Jugend der Menschheit, glaubst, daß die Menschheit eine von der Existenz dieser bestimmten, gegenwärtigen Individuen unabhängige Existenz hat, glaubst folglich, daß diese gegenwärtigen, bestimmten Individuen nicht unsterblich und unvergänglich, d. h. in Wahrheit nicht die letzten Individuen sind, mit denen das Wesen der Menschheit und Geschichte erschöpft und aus ist. Widrigenfalls ist Dein Glaube nicht ein Glaube an die Wesenhaftigkeit und Realität des Wesenhaften, sondern des Endlichen, und Dein Glaube an das ewige Leben ein Glaube an das allerzeitlichste Leben. Die Zeit ist eine Tochter der Wahrheit, sie offenbart nur Natur, sie ist der Spiegel des Wesens, sie thut keinem Dinge Etwas zu Leide, es vergeht nur in der Zeit, was im Wesen vergänglich ist, sie lüftet nur den Schleier im Tempel der Isis, ihr ganzer Act besteht in Enthüllung. Sollen

daher die gegenwärtigen, vergehenden Individuen unsterblich sein, so ist jenes Leben, in dem die isolirte Gegenwart, die gegenwärtigen Individuen ein absolut Letztes und Fixes sind, in dem also das Zeitliche ewig, das Vergängliche unvergänglich, die bestimmten Personen absolutes Bestehen und Bleiben haben, so ist jenes sogenannte ewige Leben daher nicht blos zeitliches, sondern höchst, absolut zeitliches, das allerzeitlichste, d. h. unwahrste und endlichste Leben. Dieses Leben dagegen, das Du nur dieses Leben nennst, als wäre es nur ein einzelnes, ist absolutes, ewiges und unendliches Leben, denn in ihm vergeht das Endliche, ist das Zeitliche nicht ewig. Dein Unsterblichkeitsglaube ist daher nur wahr, wenn er der Glaube an dieses Leben ist.

Schluß.

Die Nichtigkeit von Tod und Unsterblichkeit.

Todt nennst Du Etwas nur, indem Du es vergleichst mit dem, was es früher war, und was Du selbst bist. Das Nichtsein, das Ende eines Individuums ist nur für Dich und höchstens für es selbst nur insofern, als es das Ende vorausfühlt, aber so lange es nur das Ende vorausfühlt, ist noch nicht das Ende; das Dasein des Endes schließt das Dasein des Individuums selbst aus. Für das Individuum wäre ja nur sein Ende Ende, wenn es im Ende nicht endete, im Tode noch zugleich, sei es auf was immer für eine Weise, lebendig wäre; das Gefühl seines Nichtseins hätte es ja nur, wenn es im Nichtsein zugleich noch im Sein wäre. Nur vor dem Tode, aber nicht im Tode ist der Tod Tod und schmerzlich; der Tod ist so ein gespenstisches Wesen, daß er nur ist, wenn er nicht ist, und nicht ist, wenn

er ist. Das Ende oder Nichtsein des Individuums also, da es nicht für dieses selbst ist, hat keine Realität für es selbst, denn für das Individuum hat nur das Realität, was Gegenstand seiner Empfindung, seines Bewußtseins ist. Das Individuum ist nicht mehr nur für Andere, nicht für sich selbst; der Tod ist nur Tod für die Lebenden, er ist Nichts an sich, nichts Positives oder Absolutes, er hat keine Realität außer in Deiner Vorstellung und Vergleichung. Du vergleichst das todte Wesen mit dem einst lebendigen Wesen, wie es noch in Deiner Vorstellung ist, und nur in dieser Vergleichung fixirst Du den Tod, verselbstständigst Du ihn und denkst ihn Dir mit Schrecken und Schauder als eine grausame, dem Todten selbst empfindliche, positive Vernichtung des Lebens. Der Tod ist aber keine positive Vernichtung, sondern eine sich selbst vernichtende Vernichtung, eine Vernichtung, die selbst nichtig, Nichts ist; der Tod ist selbst der Tod des Todes; indem er Leben endet, endet er selbst, stirbt er an seiner Gehalt- und Inhaltslosigkeit. Eine wirkliche, positive Vernichtung ist nur eine solche, die innerhalb des Wirklichen selber ist, die nur eine partielle, nicht eine totale ist, die folglich das Wirkliche nur bestimmter Wirklichkeit, nicht der Wirklichkeit selbst beraubt, gewisse Beschaffenheiten und Prädicate des Wirklichen aufhebt, die Sphäre aber des Wirklichen nicht aufhebt. Eine solche Vernichtung ist nur Etwas, die selbst nur Etwas nimmt; die Bestimmung, ob sie wirkliche oder unwirkliche ist, hängt von dem Inhalt und Umfang dessen ab, das sie nimmt; eine Vernichtung, die Alles nimmt, ist damit selbst Nichts; indem sie Alles nimmt, hat sie selbst keine Bestimmung, keinen Inhalt mehr; indem sie alle Realität aufhebt, hebt sie ihre eigne Realität auf. Wirkliche Verneinung oder Vernichtung ist daher nur die, welche selbst nur etwas Bestimmtes oder Wirkliches verneint. Eine solche Verneinung ist der Schmerz, das Uebel, das Unglück, dieses ist eine Verneinung des Wirklichen innerhalb der unverneint bleibenden Sphäre der Wirklichkeit, eine Verneinung des Wirklichen durch Wirkliches, wie, wenn ich aus dem Ueberfluß aller Güter in den

Zustand der äußersten Dürftigkeit versetzt werde, diese Vernichtung meines Glücks eine wirkliche Existenz, die Armuth, ein meiner frühern Lage entgegengesetzter, bestimmter Zustand ist. Was aber die Existenz verneint, das hat selbst keine Existenz, denn indem es die Existenz verneint, verneint es das, worin, wovon und wodurch es selbst existiren könnte; der Tod daher, indem er in der Verneinung der Existenz sich selbst verneint, indem er in der Vernichtung des Positiven, des Lebens selbst Nichts ist, ist dadurch die stärkste Bejahung und Bestätigung von der absoluten Realität der Existenz, des Lebens.

Das Leben wäre endlich? der Tod der Beweis dieser Endlichkeit? Etwas nur begrenzt Etwas. Endlich ist nur dasjenige, welches in dem, woran oder worin es endet, sein wahres Wesen hat; so ist das Kind endlich, denn seine Grenze und Ende ist sein wahres Wesen, der erwachsene Mensch, dessen Existenz eine dem Wesen des Menschen gleiche Existenz ist. Bestimmte Dinge sind endlich, weil das, worin sie enden, im Verhältniß zu ihnen unendlich, ein höherer Grad von Wirklichkeit ist. Der Tod wäre also eine positive Grenze des Lebens? wäre er dies, so müßte er nicht nur ein Seiendes, sondern auch eine höhere Wirklichkeit, mehr Leben sein, als das Leben selbst ist. Der Tod ist aber eine Grenze des Lebens, die keine Existenz und Realität hat; das Leben ist daher unendlich, denn seine Grenze ist Nichts. Was in seiner Grenze seine Existenz selbst verliert, in ihr aufhört, das zu sein, was es ist, wie das Leben im Tode Leben zu sein, ist unendlich, wie das einfach und untheilbar ist, welches aufhört zu sein, was es ist, wenn es getheilt wird. Das, dessen Grenze blose, unbestimmte, beschaffenheitslose, und eben wegen dieses Mangels, dieser Abwesenheit alles Sächlichen, Bestimmten, Wirklichen sich selbst aufhebende Verneinung ist, das ist selbst nicht eine bestimmte Bejahung, eine bestimmte Wirklichkeit, sondern unendliche, absolute Wirklichkeit. Von dem Maße des Seins hängt ja das Maß des Nichtseins ab, von dem Grade der Wirklichkeit der Grad der Verneinung. Wäre daher das Leben nicht reine, unendliche Wirklichkeit, so

wäre auch seine Verneinung nicht reine Verneinung, sondern eine bestimmte, als ein wirkliches Etwas oder Wesen existirende Verneinung, nicht der Tod. Obgleich das Leben seine entschiedenste, kraft- und ausdrucksvollste Wirklichkeit erst in der Empfindung und im Bewußtsein hat, so beweist doch das Leben diese seine alle Verneinung verneinende, unendliche Wirklichkeit schon in niederen Stufen des Lebens. Auch das Leben selbst einer Pflanze ist schon unendliches Leben. Wohl hört diese Pflanze hier, die jetzt Dein Auge wunderbar entzückt, zu sein auf, aber kannst Du dieses Aufhören zum Merkmal ihrer Endlichkeit machen? Sagst Du überhaupt damit Etwas von ihrem Leben aus, wenn Du es ein endliches nennst? Ist Endlichkeit ein bestimmendes Prädicat? Die Pflanze ist, was sie ist, in diesen bestimmten Bestimmungen und Beschaffenheiten ihres Organismus, und diese Bestimmungen drücken nur sich selbst aus, aber keine charakterlose, unbestimmte Endlichkeit; sagst Du aber: sie ist endlich, so lässest Du weg die Bestimmungen, die ihr eigenthümliches Wesen begründen, so lässest Du ihr inhaltsvolles Leben in das geschmack-, geruch- und farbenlose Prädicat der Endlichkeit verschwinden. Und wenn dieses Wesen hier, das Du Pflanze nennst, vor Deinen Augen endet, geschieht deßwegen mit diesem Ende ihm ein Abbruch, eine Beeinträchtigung, eine Verneinung, ist dieses Ende eine Schranke? Sie endet, weil ihr Leben Maß ist. Aber dieses Maß ist ihr Leben und Wesen selber, — es gehört ja zur Natur dieser Pflanze, nicht länger zu existiren, als sie existirt — ist ihre Bejahung; in ihrem Ende stößt sie nicht an ein Anderes, ein Fremdes an, kommt sie an keine Grenze, keine Negation; sie ist im Ende ihres Lebens eben so im Principe ihres Lebens, als während des Lebens selber, ihr Wesen selber ist ihr Ende, wie ihr Anfang.

Wenn nun aber der Tod nur eine sich selbst verneinende Verneinung ist, so ist auch die Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne als der blose Gegensatz einer Nichtigkeit eine unwirkliche, unbestimmte Bejahung des Individuums, des Lebens und Daseins. Wenn ich von Dir sage,

Du bist ein lebendiges, empfindendes, liebendes, wollendes, erkennendes Wesen, so sage ich unendlich mehr, unendlich Reelleres und Bestimmteres und Tieferes von Dir aus, als wenn ich von Dir sage, Du bist unsterbliches Wesen. In jeder Handlung, Empfindung, Erkenntniß liegt mehr Wesen, mehr Realität, mehr Wirklichkeit, als in der Unsterblichkeit. So wenig ich Etwas, Wirkliches von der Pflanze aussage, wenn ich sage, sie ist vergänglich, so wenig ich eine Blume bestimme, wenn ich behaupte, sie vergeht, so wenig überhaupt die Prädicate Vergänglichkeit, Sterblichkeit ein Wesen afficiren, ergreifen und berühren; so wenig afficirt und trifft das Prädicat Unvergänglichkeit oder Unsterblichkeit das Leben oder Individuum. Die Eigenschaften oder Bestimmungen eines Dings sind allein seine Bejahungen, die Bestimmungen eines Dings aber zusammen sind sein Inhalt; die Bejahung, die Wesenhaftigkeit und Wirklichkeit eines Dings ist daher sein Inhalt; aber der Inhalt eines Dings ist erhaben eben sowohl über Sterblichkeit als Unsterblichkeit, denn er ist nur durch sich selbst bestimmt und bestimmbar, hat das Maß seiner Realität in sich selbst; wie ihm der Tod oder die Vergänglichkeit Nichts nimmt, so giebt ihm die Unsterblichkeit Nichts. Wie daher der Tod nur eine Verneinung ist, die Schein ist; gleicher Weise ist die Unsterblichkeit nur eine Bejahung, die Schein ist. Weise waren wahrlich Diejenigen, welche behaupteten, es komme nicht darauf an, ob Du lange, sondern wie Du gelebt hast. Die Länge, die Dauer, und folglich auch die Unsterblichkeit — denn diese ist, wenn Du aufs Wesen eingehst, Dich nicht täuschen lässest durch die Blendwerke bloser Worte, weiter Nichts als die abgezogene Vorstellung der Dauer — bestimmt nicht, aber das Wie bestimmt und entscheidet; das Wie ist Inhalt. Du bist ein unsterbliches Wesen, heißt in Wahrheit nichts Anderes, also Du bist ein Wesen von Werth und Bedeutung. Ein sterbliches, vergängliches Wesen ist ein gleichgültiges Wesen, an dessen Sein Nichts gelegen ist, das sein kann oder nicht sein kann. Aber das Interesse des Seins liegt

ja allein im Inhalt des Seins. Unsterblichsein heißt daher in Wahrheit Etwassein, denn mit dem Etwas ist die Inhalts- und Bedeutungslosigkeit, mit der Bedeutungslosigkeit die Gleichgültigkeit, Zufälligkeit und Interesselosigkeit des Daseins aufgehoben. Sei Etwas, und Du bist unsterblich. Ende ist geist- und verstandlose Verneinung, Endlosigkeit geist- und verstandlose Bejahung.

Unsterbliches Leben ist das Leben, das um sein selbst willen ist, das seine Bestimmung, seinen Zweck und Werth in sich selbst hat — unsterbliches Leben ist inhaltsvolles Leben. Aber schon dieses Leben hat seinen Inhalt, seinen Werth, seinen Zweck also in sich selbst. Jeder Augenblick des Lebens ist erfülltes Sein, von unendlicher Bedeutung, um seiner selbst willen, durch sich selbst gesetzt, in sich selbst befriedigt, uneingeschränkte Bejahung seiner selbst; jeder Augenblick ist ein Trunk, der bis auf den Grund den Kelch der Unendlichkeit ausleert, der wie der Wunderkelch des Oberon immer aus sich selbst wieder sich erfüllt. Thoren sagen, das Leben sei ein bloser, leerer Schall, vergehe, wie der Hauch, verwehe, wie der Wind. Nein! das Leben ist Musik, jeder Augenblick eine Melodie oder ein erfüllter, seelenvoller, geistreicher Ton. Der Wind saust gehalt- und bedeutungslos an meinen Ohren vorüber; sein Wesen ist wesen- und inhaltslose Vergänglichkeit, ein interesseloses, gleichgültiges Wehen und Verwehen. Aber der Ton ist Musik, ist Fülle, volles Sein, Grund seiner selbst, Zweck, in sich selbst bestehender Inhalt. Auch die Töne der Musik vergehen, aber jeder Ton hat als Ton Bedeutung; vor dieser innern Bedeutung und Seele des Tons verschwindet als ein Nichtiges und Bedeutungsloses die Vergänglichkeit. Der blose Schall ist nur im Flusse des Vergehens begriffen, denn der gegenwärtige Moment im Schalle unterscheidet sich nicht vom vergangnen oder zukünftigen, und wegen dieses unterschiedslosen Einerleis, wegen dieser gehaltlosen Wiederholung Eines und desselben ist der Schall selbst gleichgültige Vergänglichkeit und Endlichkeit. Der Ton dagegen als erfüllter, inhaltsvoller Augenblick ist ein bestimmter, unterschiedner

Zeitmoment; diese Erfüllung, dieser Inhalt ist sein Zweck, seine Bedeutung, mit diesem seinem Unterschiede, seiner Beschaffenheit, seinem Inhalte verschwindet die Gleichgültigkeit seines Daseins, mit der Gleichgültigkeit die blose Zeitlichkeit desselben, denn die Gleichgültigkeit des Seins ist die blose Zeitlichkeit desselben, ein gleichgültiges Sein ist in Wahrheit nichts Anderes, als ein blos zeitliches Sein. Ein nur zeitliches, vergängliches Sein ist ein solches, wo sich das Gegenwärtigsein, Zukünftig- und Vergangensein nicht von einander unterscheidet, denn in der Zeit als solcher ist kein Unterschied, der gegenwärtige Zeitmoment als bloser Zeitmoment ist von dem vergangnen nicht unterschieden und abgesondert; der Inhalt nur unterscheidet die Zeit; erst durch seine Beschaffenheit ist der gegenwärtige Moment ein bestimmter, also unterschiedner Moment. Jedes Etwas, jeder Inhalt ist daher unzeitlich und überzeitlich, jede Grenze in der Zeit eine Grenze, Verneinung der Zeit selber, jeder erfüllte Augenblick als erfüllter Ewigkeit und Unendlichkeit. Ewigkeit ist nichts Anderes als die Erfüllung und Bestimmung der Zeit, als diese die thätige, wirkliche Verneinung der Zeit in der Zeit. Ewigkeit ist Kraft, Energie, That, Sieg. That ist sie aber nur, wenn sie in der Zeit über der Zeit ist, in der Zeit die Zeit verneint. Sieger ist nur der, erhaben über das Unglück nur der, welcher im Unglück das Unglück verneint und besiegt, aber nicht der, welcher jenseits des Unglücks im weichen Schooße der Fortuna schlummert. Der Ton ist nur deßwegen Ton, weil er im Vergehen die Verneinung des Vergehens, nicht blos zeitlicher, sondern in seiner Zeitlichkeit bestimmter, inhaltsvoller, zeitverneinender Ton ist. Wohl ist der Ton kurz oder lang; ist er aber weiter gar Nichts, als kurz oder lang? Wohl vergeht auch die Sonate selbst, in der diese einzelnen Töne bald kurz oder lang sind, sie wird nicht ewig fort gespielt; aber ich frage Dich, wie würdest Du einen solchen nennen, der, während die Sonate gespielt wird, nicht hörte, sondern nur zählte, die Dauer der Töne vom Inhalte absonderte, in dieser Absonderung die Zeitlichkeit für sich selbst zum Objecte machte,

und, wenn die Sonate vorüber ist, die Viertelstunde, die sie gedauert hat, zum Prädicate seines Urtheils über die Sonate machte, während die Andern, hingerissen von der Bewunderung ihres Inhalts, ihre Bedeutung in bestimmten Worten zu bezeichnen suchten, die Sonate als eine verständige Sonate charakterisirte? Du würdest zweifelsohne selbst das Prädicat Narr noch zu gut finden, um einen solchen zu bezeichnen. Wie soll man nun Diejenigen nennen, die die Vergänglichkeit zu einem Prädicate dieses Lebens machen, die da glauben, sie sagen Etwas, sie fällen ein Urtheil über das Leben, wenn sie sagen: es ist endlich, zeitlich, vergänglich? Womit man Nichts sagt, Nichts denkt, Nichts bezeichnet, das ist selbst Nichts. Wie soll man also Diejenigen nennen, die das Nichts zu Etwas und dafür das Etwas, das Wirkliche, den Inhalt des Lebens zu nichte machen? Sie selbst nennen sich Christen, Fromme, Rationalisten, wohl auch Philosophen; Du aber nenne sie Thoren und bestätige noch mit Deinen letzten Athemzügen die Wahrheit dieses Lebens!

Reimverse auf den Tod.

1830.

Es zieht mich fort von diesem Leben,
Daß ich dem Nichts mich thu' ergeben.
Die alte Fabel lehret zwar:
Ich käme zu der Engelschaar;
Doch das ist Wahn der Theologen,
Die uns von jeher angelogen.
Mein leidiges Derselbesein,
Das modert in dem Todtenschrein;
Es endet die Identitas,
Der Tod ist nicht ein leerer Spaß;
Natur spielt keinen Eulenspiegel,
Sie führt wahrhaften Tod im Siegel.
Es zehrt sich selber auf das Sein,
Und schließet in das Nichts sich ein;
Das Sein läßt sich nicht separiren,
Drum kann es nur das Nichts kuriren.
Ich bin untheilbarer Natur,
Ein Sein, Ein Ich, ein Ganzes nur;
Von meinem Sein nicht lassen thu',
Kann Nichts davon, kann Nichts dazu.
Den Menschen kannst Du nicht tranchiren,
Ad libitum nicht excerpiren;
Das Ich geht aus, das Ich löscht aus,
Nimmst Du mir Sünd' und Schuld heraus.
Und wär' auch jene Fabel wahr,

Und gäb' es eine Engelschaar;
Ein Sünder will ich lieber sein,
Als Engel dort im Himmelschein;
Um Engelein zu fabriziren,
Darfst Du mich nur brav excerpiren.
Drum wär' auch jene Fabel wahr,
Und gäb' es eine Engelschaar:
So fänd' ich drüben doch nicht Mich,
Denn ein Excerpt ist nicht mehr Ich.
Und Jenseits ganz derselbe sein,
Geht in den Sinn mir auch nicht ein,
Denn solche Repetitoria
Sind in natura nirgends da.
Drum liebes Ich ade, ade!
Auf ewig hin! o weh! o weh!
O liebe Seel', o jammre nicht,
Wenn gleich das Ich zusammenbricht:
Was hilft's denn ohne Saft und Kraft,
Mit ausgetrockneter Eigenschaft,
Als eine excerpirte Seele
Zu schweben in die Himmelssäle?
Wie willst Du als ein bleiches Licht,
Dem Feuer, Farb' und Stoff gebricht,
Die öde Nacht des Nichts erfüllen
Und seinen Durst nach Lichte stillen?
Als Nichts noch fürderhin zu sein,
Des eignen Wesens blasser Schein:
Das mag ich nicht, das will ich nicht!
O jammre nicht, wenn's Ich zerbricht.
Nicht will ich zu den Schatten hin,
Zu Sokrates und Augustin;
Es zieht mich in das Nichts hinunter
Als neuen Lebens Feuerzunder:
Zu denen treibts mich hinzufahren,
Die noch nicht sind und noch nicht waren:
Die jetzt das Nichts noch regungslos
Verbirgt in seinen dunkeln Schooß;
Zu Euch Ihr lieben Kindelein,
Die Ihr statt unser tretet ein,
Und athmet Eure Lebensluft
Aus unsrer kalten Todtengruft.
Wohl keimet aus dem Tod empor
Ein neues Sein in frischem Flor:

Doch Ich, Ich steh' nicht wieder auf,
Mir schließt der Tod den Lebenslauf.
Ich muß im Nichts zu Grunde gehen,
Soll neues Ich aus mir entstehen.
Mein Ich, das wird ein neues Ich,
Von mir ganz unterschiedentlich,
Mein Ich, das sich dem Tod' entwunden,
Hat sich zum freien Selbst entbunden,
Das andre Sein fällt nicht in mich,
Das trägt die künft'ge Zeit in sich.
Ihr lieben theuern Kindelein,
Mein Sein wird itzund Euer Sein;
Ihr seid mein auferstandnes Ich,
Wenn längst mein Sein ins Nichts erblich.
Der Tod verkehret Mein in Dein,
Er schließet Eins ins Andre ein.
Du lebst in der Dieselbigkeit
Nur Einmal hier in dieser Zeit;
Es endet die Indentitas,
Der Tod, der ist kein bloser Spaß.

O hartes Leben, saures Sein!
O Sein voll lauter Kampf und Pein!
O schrecklich Loos! o Herzensnoth!
Zuletzt ein Nichts, ein ew'ger Tod!
O liebe Seele trage doch
Mit Muth der Wahrheit mildes Joch,
Dann wirst Du nicht mehr also ächzen,
Und nach dem Ichsein gierig lechzen.
Der andern Menschheit bess'res Ich,
Vor dem mein Ich ins Nichts entwich,
Das ist das wahre Himmelreich,
In das ich nach dem Tode steig.
Du rufst in Deiner Herzensnoth:
Gieb einen Trost mir für den Tod.
O schau' der Wahrheit mild Gesicht
Und neuen Trostes süßes Licht!
Sie giebt nicht alter Fabeln Rost,
Sie giebt Dir Menschen selbst zum Trost:
Die lieben bessern andern Wesen,
Die sind, weil Du zuvor gewesen;

Die lieben Kindlein Engelgeister,
Der itz'gen Meister künft'ge Meister,
Die rufen Dich vom Leben ab,
Und säuseln Ruhe Dir ins Grab;
Die schläfern sanft zum Tod Dich ein
Und weben in das Nichts Dein Sein.
Dein eignes Kind, Dein eignes Blut
Entziehet Dir des Lebens Gut,
So lange nicht Dein Ich zerbricht,
Den Kleinen Du noch trübst das Licht.
Der Vater geht die Todesbahn,
Das Kind zu heben himmelan,
Er wirfet sich als eine Leiche
Dem Kinde hin zur Himmelssteige.
Was glänzt die Maid so liebesheiß
In ihrem zarten Lilienweiß?
Was glänzt des Knaben Angesicht
Voll rosenrothem Feuerlicht?
Wie strahlen doch lieb' Jungfräulein
Die Aeuglein Dir so klar und rein!
Dir schlägets lieber Junge schier
Wie Feuer aus dem Aug' herfür!
Das ewige Fort, das ewige Hin,
Das Nichtmehrich, das Nichtmehrbin,
Das wäscht die Augen gar so rein,
Bringt Feuer, Licht und Farbenschein.
Der Grund ist licht, das Nichts ist hell,
Nichts trübet Euren Lebensquell;
Es dämmert im Bewußtsein nicht
Zugleich ein mattes Todtenlicht,
Es theilt mit Euch kein Schattendunst
Des Lebens und des Denkens Kunst;
Drum funkeln Euch die Augen so,
Drum brennt's in Euch so lichterloh.
Das feuerglüh'nde Wangenroth
Erzeugt der Väter ew'ger Tod,
Das liebesheiße Lilienweiß
Der theuern Mütter Todesschweiß;
Der Grund ist Nichts, das Nichts ist Nacht,
Drum brennt's in solcher Feuerpracht.
Das dunkle Nichts, der dunkle Grund,
Der ist den Farben so gesund.
Nicht dehnt die Denk- und Lebenskraft

In ungemess'ner Eigenschaft
Bis in des Todes dunkel Haus
Ihr Licht sich matt verschimmernd aus,
Sie dränget sich in Euch zusammen,
Drum kann sie hier so feurig flammen.
Das ewige Fort, das ewige Hin
Giebt solchen Muth, giebt solchen Sinn,
Das eine Licht, das eine Leben
Nur das kann solches Feuer geben.

Du kannst fürwahr nur Einmal sein,
Ergieb Dich darum willig drein.
Einmal ist alles Wahre nur,
Einmal der Geist, Einmal Natur.
Das Leben ist nur darum Leben,
Weil es nicht kann ein zweites geben.
Das Einmal nur schafft Wesen, Kraft,
Lebend'ge That und Eigenschaft;
Das Einmal leuchtet, wärmet, zündet,
Und siedet, dränget, treibt, verbindet.
Das Zweimal ist nur matter Schein,
Ein Wesen ohne Mark und Bein.
Das Einmal ist der rechte Held,
Der Kern, der Geist, die Kraft der Welt.
Dem, was sich zählen, theilen läßt,
Ist aller Geist schon ausgepreßt.
Das Welke, Schlaffe, schlappig Weiche,
Die Lethargie, der Schwindsucht Bleiche,
Der aufgewärmte Kohl, der Brei,
Das abgeschmackte Einerlei,
Die ungesalznen Judenmatzen,
Der Somnambülen fromme Fratzen,
Die Gähnsucht und Kopfhängerei,
Die aufgeblas'ne Klerisey,
Die Wassersuppen, Eselsgrau,
Der Mysticismus lau und flau.
Geschwulst, Erbrechung, Ueberdruß,
Des Specks und Eiters Ueberfluß,
Dies Wesen ohne Trieb und Kraft,
Ohn' Wesen, Farbe, Leben, Saft,
Dies Wesen nur aus Dunst und Brei

Kommt aus dem Zweimal Eins ist Zwei.
Die Zahl nur ist des Uebels Grund.
Einmal ist Leben, ist gesund.
Nicht läßt der Geist sich repetiren,
Nicht zählen sich, nicht dupliciren.
Das Leben selber ist schon Geist,
Drum alle Zahl es von sich weist.
Im Einmal endet Zahl und Zeit,
Drum ist das Einmal Ewigkeit.

Das Einmal ist die Kraft der Liebe,
Des Herzens Puls, der Trieb der Triebe;
Das Einmal nur bringt in die Brust
Der Liebe Schmerz und Liebe Lust.
Die Lieb' hat strenge Eigenschaft,
Im Contrahiren ihre Kraft;
Drum ihre scharfe Beschaffenheit
Nicht gut ist der Unsterblichkeit.
Was ist sie anders als Ein Schmerz,
Der Dir erfüllt das ganze Herz?
Sie ist ja nur ein Seelenzwang.
Der Seele sehnsuchtsvoller Drang,
Des ganzen Geistes Sammelplatz
Auf seinen heißgeliebten Schatz.
O weicher Druck, o sanfter Drang!
O linde Presse, süßer Zwang!
Die hohe Kraft und Kunst zu lieben
Wie könntest Du sie aber üben,
Wie käm' in Dich der Liebe Noth,
Wenn ohne Grenze, ohne Tod
Bis in das Meer der Ewigkeit
Hinmurmelte die Lebenszeit?
Nur wo ein kurzer Lebenslauf,
Das Herz in Liebe gehet auf.
Im Lebenszwang, im Todesdrang,
Da kommt die Lieb' erst recht in Schwang.
Nur auf des Lebensbaumes Spitze
Da schlagen ein der Liebe Blitze;
Es ist des Herzens letzter Stoß,
Der treibt empor der Liebe Sproß.
Wenn Dir im Rücken dieser Zeit

Auflauerte Unsterblichkeit,
So wärst Du schon als Kind schneeweiß,
Ein abgelebter, stumpfer Greis,
Der Himmelslüste Vorgenuß,
Der Ewigkeiten Ueberfluß
Hätt' alle Kraft Dir ausgewühlt,
Und allen Trieb hinweggespült.
Der Himmel dann die Erde hier,
Das schöne Jenseits wär' sie Dir.
Du würdest die Unsterblichkeit
Gern geben hin für diese Zeit,
Und aus dem leid'gen Engelstand
Dich sehnen in des Todes Land,
Um wiederum auf dieser Erden
Ein liebesheißer Mensch zu werden.
Denn Hier ja ist das schönste Land,
Ein Mensch zu sein, der höchste Stand,
Nur wo es Kampf und Leiden giebt,
Und Schmerz der Seele Hellung trübt,
Da ist mein wahres Vaterland,
Schmerz ist des Geistes Unterpfand.
Es mögen sich die feigen Pfaffen
Ins Jenseits immerhin vergaffen!
Mir bleibe nur allein mein Schmerz,
Mein liebend heißes Menschenherz.
Und wollten Alle himmlisch sein,
Und gingen in den Himmel ein
— Was aber ich nicht glauben kann,
Es giebt noch manchen tapfern Mann —
Ich möchte nicht hinein mit gehen,
Ich blieb' alleine draußen stehen,
Und bäte mir zu meinem Haus
Die alten Schmerzen wieder aus:
Die sollten wieder in mir brennen,
Von ihnen könnt' ich mich nicht trennen.
Der Schmerz ist nicht ein einzelner Theil,
Getrennt von ihm der Seele Heil,
Ganz bin ich Drang, ganz bin ich Schmerz,
Ich will nicht unter= noch oberwärts.
O Niobe! O Niobe!
Auf ewig Stein, O weh! O weh!
Ein Stein fürwahr, der ewig weint.
Hat Menschheit mehr in sich vereint

Als aller Engel dunst'ge Schaar,
In denen Sünd' und Schmerz ist gar.
Drum wär' ich lieber solcher Stein
Als bei den Engeln im Himmelsschein.

Gleichwie im Fleische der Citronen
Der Säure herber Saft thut wohnen;
So sitzet als in seinem Park
Der Tod in Deinem Knochenmark.
Er ist des Weltalls Rebensaft,
Der in Bewegung setzt und schafft,
Der Geist mit seinem lösenden Nasse
Eingießt der Dinge lederner Masse,
Und der Materie altes Fell
So ziemlich machet spirituell;
Denn die Ephemerie allein
Bringt Qualität in sie hinein.
Die Todesangst, der Todesschreck
Die bringen ja allein vom Fleck.
Der Tod nur schreckt Materie auf,
Und setzet die Natur in Lauf,
Daß sie unruhig gehet fort
Ohn' Aufenthalt von Ort zu Ort.
Der Tod nur tanzt den Sternen vor,
Und hat Planeten in seinem Chor;
Es tanzt die Welt mit Sack und Pack
Nur nach des Todes Dudelsack.
Das Ach! und O! Ade! O weh!
Das ist das ganze Abc,
Woraus das Buch der Welt besteht,
In dem die Schöpfung vor sich geht,
Das sind die Buchstaben allein,
Die Charaktere graben ein
In der Materie faden Brei,
Der Masse schlechte Einerlei.
Nur an des Lebensquelles Fall,
Da singt die süße Nachtigall;
Zum Singen wird das Herz bewegt,
Wo eine letzte Stunde schlägt.
Es ist der Diamant so helle
Gespült nur von der Todeswelle.

Nur nach der letzten Stunde Klang
Erschaffet in gemess'nem Gang
Bestimmet durch der Töne Fall
Natur den herrlichen Krystall.
Nur nach dem Schlag der Todesuhr
Bewegt sich und bekommt Figur,
Und fügt sich in der Form Verband
Der ird'schen Masse lockrer Sand.
Es ist fürwahr die ganze Welt
Nur nach der Todesuhr gestellt.
Der Wellen Rausch, der Blätter Saus,
Der Wolken Zug, der Winde Graus,
Des Zornes Wuth, des Blutes Eile,
Der Liebe Gluth, des Blitzes Pfeile,
Dies Wesen nur in Schnauf und Lauf,
Es schaut zur Todesuhr hinauf.
Man hört die wahre Theologie
Von dem Katheder wahrlich nie;
Drum bin ich nicht auf Academie
In Mast gestanden wie ein Vieh.
Ich habe die Natur studirt,
In ihrem Borne mich curirt,
An Sternen, Thieren, Stein und Kraut
Der Wahrheit ins Gesicht geschaut,
Gram der Magister Redekunst
Und der Pastoren blauem Dunst.
Bei Elfen weich wie Sonnenstrahl,
Bei Wassernixen, Rübezahl,
Der Molch' und Unken Großpapa,
Da höret' ich Collegia;
Und ging durch Sümpf' und durch Morast,
Bis mir erschien ein fester Ast.
Mich macht der Thiere Klaggeschrei
Der größten Sünd', der Selbstsucht frei.
Ich seh' in jeder klaren Quelle
Die Todesnacht in milder Helle,
Der Ewigkeiten letzten Saum,
Des Selbstes Grenz' in jedem Baum,
Ich schau' in jedem Stern und Stein
Gestellt aus meinen Todtenschein,
Und habe selbst von Wasserwellen
Mein Todesurtheil hören fällen.

Ach welcher Wunder reiche Fülle!
Des Lebens Drang, der Ruhe Stille,
Des Schmerzens Nacht, des Friedens Helle
Hat in dem Tode seine Quelle.
Im großen Buch der Welt ich's las:
Der Tod ist aller Dinge Maß.
Er ist die still' Indifferenz
In jeder Kraft und Differenz.
Wär' Tod und Leben nicht vereint,
Längst wär' vom Nichts die Welt verneint.
Die Lebensbrunst in ihrer Hitze
Zerspränge Dich in tausend Ritze,
Wenn nicht in Deinem tiefsten Schooß
Der Tod Dir säße so wärmelos,
Und träufelte stets Tropfen Eis
Dir in den Leib durch Deinen Steiß.
Zu voll wär' Deines Blutes Drang,
Zu eng gezwängt sein wilder Gang,
Daß seines Triebes Wellenstoß
Zerbräche Deines Leibes Schloß,
Wenn nicht in unterird'sche Gänge
Der Tod des Blutes Strömung zwänge,
Und Dir sorgfältig wie ein Bader
Ohn' Unterbrechung ließ zur Ader,
Und sänftigt' in der Ewigkeit
Drangbangen Lebens stürmische Zeit.
Noch weicher, als des Orpheus Klang,
Der Tod stets singt den Friedenssang,
Der Alles zu der Eintracht zwingt,
Den Stein selbst und den Klotz durchdringt.
Im Schlaf entstieg dem Mann sein Weib,
Im Schlaf entzweite sich sein Leib.
Die Welt wär' nur Ein roher Klotz,
Unbeugsam hart und voller Trotz,
So nicht der Tod das Selbst stets beugte,
Zu Mitleid den Tyrann erweichte,
Und durch den Schlaf dem rohen Klotz
Entzöge seinen wilden Trotz.
Der Tod nur senkt den Schlaf darnieder
Dem Selbst auf seine Augenlider,
Daß Andres aus dem Einen kommt,
Und Eines auch dem Andern frommt.
Du könntest nicht das Licht vertragen,

Dich nicht hinein ins Leben wagen,
Wär' nicht der Tod die Augenbinde,
Die Licht und Leben macht gelinde;
Sonst wäre jeder Sonnenstrahl
Ein Stich ins Herz von einem Stahl.
Zuerst hat Gott geschaut ins Licht,
Daß, wenn Du's sähest, stürbest nicht.
Als Gott ins Licht hinein that blicken,
Da macht' 'n Schatten nun sein Rücken;
Er ließ ihn auf der Erde zurück
Als Sonnenschirm für Deinen Blick;
Der Schatten Gottes ist der Tod,
Des Menschen Auge thut er Noth;
Es hat ihn Gott als Regenbogen
Dir freundlich über's Haupt gezogen,
Als Sonnenschirm ihn ausgespannt,
Sonst wärst Du längst zu Asche verbrannt.

Warum ist doch, was Mensch sich nennt,
In Vorn und Hinten abgetrennt?
Wie kommt es denn, daß nicht den Rücken
Auch Nase, Mund und Augen schmücken?
Warum ergreifet Dich kein Zorn,
Daß Du nicht hinten auch bist vorn,
Nur auf des Körpers vordern Zinnen
Vermagst zu schauen und zu sinnen?
O halte doch das Aug' gesund,
Zu schaun der Wesen tiefen Grund,
Wie Alles in einander webet,
Im Niedrigsten das Höchste lebet!
Wie selber ist sogar der Steiß
Sinnfälliger Vernunftbeweis!
Du kannst im Steiß selbst und im Rücken
Die Wahrheit, so Du willst, erblicken.
Ja, schaue Du nur hinterwärts,
So dringt die Wahrheit Dir ins Herz;
Sie thut sich sinnlich stets ausdrücken.
Des Todes Bildniß ist Dein Rücken;
Der Tod ist nur Dein hintres Du;
Im Rücken ist Dein Auge zu,
Da schläft noch jetzt in ew'ger Stille

Das Denken und bewußter Wille.
Du warest ehedem ein Kind,
Drum bist Du jetzt noch hinten blind,
Was einst bewußtlos Du gewesen,
Das bleibt auch jetzt noch in dem Wesen
Nur ist gesetzet hinter Dich,
Was einst Du warest ohne Ich.
Der Grund thut heute noch Dich fassen,
Den Du als Ich vorlängst verlassen.
Du wirst des Ursprungs nimmer los;
Bleibst stets in Deiner Mutter Schooß.

Ach! nur des Spiegels vordere Wand
Dir zeigt Dich und den Gegenstand.
Vorn ist gehäuft auf Einen Bündel
Der Sinne lustiges Gesindel.
Es treibet Dir der Lebensbaum
Nur auf der letzten Grenze Saum
Heraus zum süßen Sonnenlichte
Bewußtseins herb gereifte Früchte;
Es quellet nur in Saus und Braus
Die Vorderspitz' das Selbst heraus;
Person ist nur des Baumes Gipfel,
Des Lebensfadens letzter Zipfel.
Das Messer ist nur vorne scharf
Und nutz zu Deinem Hausbedarf.
Du siehst nur auf des Hahnes Kamme
Auflodern seines Zornes Flamme.
Scharf zugespitzt den Federkiel,
Hat in lakonisch kurzem Stil
In die Natur aus Lumpenstoff,
Daß alles Fleisch von Blute troff,
Geätzet wie mit Höllenstein
Der Geist sein klares Wesen ein.
Nur wo Natur hat blutige Wunden,
Da hat der Geist auch Grund gefunden.
Die Freiheitsfahne wehet nur
Auf Stang' und Spitz' in der Natur;
Es sitzet auf des Weltalls Mast
Der Geist, der selbstbewußt sich faßt.

Es fasset die Natur beim Schopfe
Der Geist allein am Menschenkopfe,
Und schneidet seiner lieben Base
Ironisch eine lange Nase;
Natur macht dann ein Compliment,
Kehrt ihm den Rücken indecent,
Empfiehlt sich seiner Excellenz —
Adieu, o liebe Existenz!
Ein unterthän'ger Bückling nur
Bringt ach! den Tod in die Natur.
Wär' die Natur nicht ein Kameel,
Wir lebten ewig sonder Fehl.
Doch sei nur Dein Verstand nicht schief,
Und schaue, wie Natur so tief!
Wo Deines Selbstes Majestät,
In eignem Wissen aufgebläht,
Und Deiner Sinne Blüthenpracht
Erloschen ist in Todesnacht,
Da liegt der Wahrheit reicher Schatz
Und hat das Wesen seinen Platz.
Du lebest in des Todes Sitze
In aller Wesen Vollbesitze.
Im Wesen bist Du nicht Person,
Im Wesen ist der Gottheit Thron.
Person ist Form nur und Gestalt,
Das Wesen Fülle, Stoff, Gehalt.
Im Rücken ist der Mensch selbst Gott,
Ich sag' es, Frömmler! Dir zum Spott.
Dem rückgrathslosen Pietist
Die Vorderfratz' bekannt nur ist,
Er hat ja nur am Zeugungsglied,
Wo Mensch vom Menschen sich abschied,
Wo sich erfaßt die Selbstischkeit
Im Schleier der Natürlichkeit,
Der Hoffnung Anker, feste Stütze,
Des ew'gen Lebens Feuerspritze.
Es hat dies thierisch fromme Wesen
In seiner Bibel einst gelesen,
Daß Lot's, des Sodomiten, Frau,
Als sie sich rückwärts wandt zur Schau,
Geworden sei mit Blitzes Eile
Zu einer salzsteinart'gen Säule.
Drum bleibt es heut noch g'rade stehn,

Traut sich nicht hinterwärts zu sehn,
Drum kennt's vom Menschen nur den Zipfel,
Des Selbstes blitzendhellen Gipfel,
Und stützt sich auf sein Zeugungsglied,
Des Selbstes Körperunterschied.

Wie aus dem Aug' die Thräne fließt,
Dem Geiste so der Tod entsprießt;
Drum ist der Tod so wunderbar,
Wie Diamant so himmlisch klar.
Als sich der Erste Mensch erkannte,
Die Seel' ein tiefer Schmerz durchbrannte,
Und durch der heißen Augen Thor
Jetzt löschend quoll der Tod hervor.
Drum noch beim Tod das Herz so brennt,
Weil da der Mensch sich selbst erkennt,
Der Mensch vom Menschen sich abscheidet,
In Ich und Gegenstand zerschneidet.
Drum bei dem Tod man weinen thut,
Die Thräne löscht des Schmerzes Gluth.

Als Adam einst das Aug' aufriß,
Der stillen Unschuld Stand verließ,
Da war es ihm nicht wohl, o wehe!
Auf seines Selbstes steiler Höhe.
Er sog in seines Selbstes Schaft
Begierig alles Lichtes Kraft,
Daß Pflanze schier und Thier verdarb,
Und vor des Lichtes Mangel starb.
Erst jetzo ward das Licht zu Feuer,
Gesammelt in des Selbstes Scheuer.
Es brannt' in seines Selbstes Lichte
Gar heiß und roth Adams Gesichte.
Er prangte, wie 'ne Tulipan,
Mit rothen Federn wie ein Hahn.
Es war nun zwar die goldne Zeit
Von ihm entfernet himmelweit;
Doch blieb ein Schein von ihr zurück
In seinem tiefbetrübten Blick;

Sie stand ein schönes Traumgebilde
Vor seiner Seele still und milde,
Und stieg gleich süßem Duft empor
Durch seines Selbstes Farbenflor.
Als Adam diesen Schein erblickte,
Der Schein den Adam sehr entzückte,
Als Adam den Geruch vernahm,
Der Ruch ihm wahrlich gut bekam:
Es sanken ihm die Augen zu,
Er sank hinab zur ew'gen Ruh.

Du wärest wahrlich abgeschmackt,
Empfindungslos, daher contract,
So nicht ein Theil von Deinem Ich
Stets in das Nichts absetzte sich.
Wo Nichts verwest, Nichts wird verzehrt,
Auch kein Geschmack und Ruch einkehrt.
Der arme Tod stets hungrig ist,
Und immer an dem Leben frißt.
Das Herz thut nur so lange kreisen,
Als Du was hast, den Tod zu speisen;
Es stehet still des Blutes Lauf,
Kannst Du ihm Nichts mehr tischen auf.
Das Leben mit dem Tode handelt,
Und immer Sein in Schein verwandelt,
Stets legt sich ab von Dir ein Stück,
Und existirt nur noch im Blick.
Ein Augenblick ist stets Dein Sein,
Dein ganzer Rücken ist nur Schein;
Der Schein dringt aber immer weiter,
Der Schein macht immer mehr sich breiter,
Bis endlich Du ein Schein wirst ganz,
Aus Feuer wesenloser Glanz.
Der Dinge Grund ist klar und rein,
Gleich einem Diamantgestein.
Der Tod enthüllt den Grund der Welt,
Der Tod nur die Natur erhellt.
Das Sein wird erst im Tode klar,
Drum ist das Sein im Tode gar.
Das Leben hat durch sich nur Härte,
Ist für sich nur die Kieselerde;

Der Tod erst bringt den Demantschein
In diesen harten Kieselstein.
Erst in des Geistes Todesthräne
Die Welt sich klärt in reine Schöne,
In ihrem Spiegel reflectirt
Von ihrem Nasse penetrirt.
Drum kam Materie erst in Sud,
Bei Adams Todes Thränenfluth;
Dies Salz, purgirend aus dem Grund,
Hat sie gemacht so schön und bunt,
Durchsichtig wie ein Pergament,
Bis in die Tiefe transparent.
Eia! wie ist der Tod so helle!
So rein blinkt keine Wasserquelle.
Er ist der schönste Brillant,
Der leuchtend glänzt in Gottes Hand.
Ihn trübet keine Qualität,
Nicht Differenz und Varietät.
Er ist noch jetzt die goldne Zeit,
In der noch nicht war Unterscheid,
Ihn schnüren keine Formen ein,
Unendlich ausgedehnt ist Schein.
Drum ist Dein Sein auch einstens gar,
Weil es im Tode erst wird klar.

Ich sag's Dir, stumpfer Pietist,
Daß keine Wahrheit in Dir ist,
Daß Du die allerhöchste Pflicht,
So fromm Du bist, erfüllest nicht.
Du solltest fromm dem Tode danken,
Ihm weihen Sinn, Herz und Gedanken;
Du übst ja nur Sang und Gebet,
Weil Dir der Tod hülfreich beisteht,
Selbst daß Du Dich kannst stellen todt,
Nur Schein ja ist Dein geistiger Tod,
Selbst dieses Todes Phantasey
Bringt nur der wahre Tod Dir bei.
Du denkst gerecht nur Gott und gut,
Daß recht das Brot Dir schmecken thut;
Wo nur Gerechtigkeit und Güte,
Da kommt das Selbst in volle Blüthe.

Die Gottheit ist Dir nur das Schmalz,
Und unentbehrlich als das Salz,
Womit Du würzest Deinen Brei,
Um ihm Geschmack zu bringen bei.
Dein Gott ist nur Dein eignes Ich,
Geputzt, geschmücket säuberlich.
Erst bringst Du Dich in einen Schweiß,
Dem Herzchen wird's ein Bischen heiß;
Das selbst im Schweiß sich transspiriret
Und von sich selbst sich separiret,
Und dieses ausgeschiedne Ich
Zum Gott für's Selbst bestimmet sich.
Es macht das Ich sich zum Objet,
Das ist der Komödie Sujet.
Willst Du die Heimath schätzen lernen,
So mußt Du Dich von ihr entfernen.
Man muß sich aus einander trennen,
Will man den eignen Werth erkennen;
Drum weil das Selbst sich caressirt,
Es sich selbst von sich separirt.
Es läßt dies transspirirte Ich
Begreiflich nicht begreifen sich.
Das Ich hat ja sich selbst versteckt,
Objectivirt und zugedeckt,
Nun darf natürlich es nicht wagen,
Die Augendeckel aufzuschlagen.
In Kästchen schließt man ein Juwelen,
Damit ein Dieb sie nicht kann stehlen.
Die zarte Maid hüllt ihr Gesicht
In Schleier vor dem Sonnenlicht.
Das Selbst ist sich unendlich theuer,
Drum hüllt es sich in einen Schleier.
Vor Todesangst und Todesgraun
Das Selbst nicht auf den Grund darf schaun;
Der Todesschreck setzt außer sich,
Drum wird Object sich da das Ich.
Das Selbst fliegt hin in Nacht und Nebel;
Der Pietist schwingt jetzt den Säbel
Der christlichen Staatspolizei,
Damit kein Denker kommt ihm bei;
Er macht zu der Vernunft Popanz
Die heilige Nacht der Ignoranz,
Und zullt an seinem lieben Glauben,

Als wie an einer süßen Trauben,
Und setzt im Jenseits sich zur Ruh',
Und sieht dem Weltlauf lächelnd zu,
Sich labend frei vom Todeskampf
An seines eignen Selbstes Dampf,
Der oben in der Himmelsferne
Verdichtet sich zu einem Kerne,
Und annimmt der Person Gestalt —
Das Selbst ist einzig der Gehalt.
Du schaust in Gott nur an Person,
Drum setzest Du Dich auf den Thron;
Du kennst nicht Wesen und Natur,
Von Gott die Vorderspitze nur.
Der Blick hinein ins Eingeweide
Ist allerdings nicht Augenweide.
Der Tod fürwahr ist auch ein Wesen,
Du kannst allüberall es lesen;
Der Tod auch eine Realität,
Die in dem Wappen Gottes steht.
Ich rath' es darum ernstlich Dir,
Wenn es Dir gleich nicht macht Plaisir;
Fall betend nieder vor dem Tod,
Allmächtig ist die Todesnoth.
Erst laß vom Tode Dich erschüttern,
Von seinen Schrecken Dich durchzittern;
Dann kommt von selbst in Dein Gedärme
Des Lebensfriedens linde Wärme.
Erst beitz' im Tod vom Selbst Dich rein;
Versöhnung kommt schon hintendrein.

Satyrisch theologische Distichen.

1830.

Vorerinnerungen.

Wohl vergrößert, sie ist Mikroskop, Satyre die Dinge,
Aber verändert sie nicht; zeiget sie deutlicher nur.

Seht! Präparat', anatomische, zeig' ich Euch jetzt als Prosector
Von dem Geziefer, das uns Saaten und Blüthen verdirbt.

Ungeziefer erforscht kein unbewaffnetes Auge,
In sein Inneres dringt nur die Satyre hinein.

Derb satyrisch, fürwahr! sind die Distichen, die ich Euch sende,
Aber mir bürget der Geist: treffend auch sind sie und wahr.

Willst Du gerecht urtheilen? Bemiß nach dem Ziele den Schützen!
Jedes besondere Thier fordert besondere Jagd.

Wer bei der Wurzel das Uebel erfaßt, der freilich ist derbe;
Traun! nicht schmerzt es den Baum, zupfest Du Blätter nur ab.

Derbe Satyr' auch ist's, wenn Dir abschneidet der Wundarzt
Faule Glieder vom Leib; tadelst Du aber ihn drob?

Vor dem Chirurg entblößt auch die Dame, was sie sonst verhüllet;
Wo der Chirurg anfängt, hört der Aesthetiker auf.

Also die Theologie; sie zeigt mir, ihrem Chirurgus,
Jetzo so Manches, was sonst gern sie verbirget aus Schaam.

Worte natürlich gebraucht der Chirurg, die nicht sind geschaffen
Für der Damen und Herrn Zirkel am Abend beim Thee.

Das verlorene Paradies des Glaubens.

Nach 1. Moses 1—3.

Denkt nur, wie tief! „Männlein" ist der Glaub' in germanischer Sprache,
Aber die liebe Vernunft ist nur ein „Fräulein" in ihr.
Freut Euch! Ich löse hiemit das Geheimniß: wie Adam gefallen;
Eva war die Vernunft, Adam der Glaube jedoch.
Erst befand sich der Glaub' allein und im Stande der Unschuld,
Aber die Unschuld war leider! von kurzem Bestand.
Adam wurde natürlich die Zeit lang, als er allein war,
Eine Gefährtin darum wünscht' er von Herzen sich jetzt.
Sein erbarmte sich Gott und entnahm dem Leibe des Glaubens
Eine Ripp' und erschuf draus ihm die Eva Vernunft.
Und sie waren erst nackt, doch schämten sie nicht sich der Blöße,
Denn es hatte noch nicht Adam die Eva erkannt.
Aber die Eva verführt' o wehe! den Adam, zu brechen
Trotz dem Verbote die Frucht von des Erkenntnisses Baum.
Nun gewahrten sie erst enttäuscht mit tiefer Beschämung,
Daß der Glaub' und Vernunft sind sich entgegengesetzt;
Und aus der Erd' Paradies, dem Land einfältiger Eintracht
Trieb das Bewußtsein der Schuld jetzt das gewitzigte Paar.
Ach! auf ewig dahin ist das liebliche Eden des Glaubens,
Ewig durch Eva Vernunft Adam der Unschuld beraubt.
Wohl vermögt ihr die Frucht, die ihr vom Baume gebrochen,
Wieder zu heften an ihn, nimmer doch wächset sie an.
Arbeiten müßt ihr anjetzt, nicht glauben, mit Schmerzen gebären,
Selber erzeugen, was Euch Noth ist zum Leben und Heil.

Metamorphose der Geschichte.

Wie sich die Pflanz' ausdehnt erst, dann zusammen sich ziehet;
Also entwickelt sich auch selber die Religion.
Einzelner Gut ist sie erst, im Gemüth lebt still sie verborgen,
Aehnlich dem Saamenkorn, das noch verborgen dem Licht;
Aber bald bricht sie entzwei die enge Behausung des Herzens,
Dringt in die offene Welt als ein entfalteter Baum,
Und versammelt gewölbt zum Dom in die schattigen Räume,
Mächtig umfassend die Welt, allerlei Volk und Geschlecht.
Hat sie Früchte gebracht und erfüllt so ihre Bestimmung,
Welche naturgemäß jeglichem Ding ist gesetzt,
Zieht sie sich wieder zurück in die einsame Zelle des Herzens,
Lichtscheu auf das Gefühl jetzo zusammengedrängt,
Bis daß in des Gemüths Schlafkammer im Dunkel verschwindet,
Was einst Weltsubstanz prangt' in dem feurigsten Licht.
So war das Christenthum einst Substanz und herrschender Weltgeist,
Aber anjetzt ist es nur — Affection des Gemüths.

An die Puristen des Christenthums.

Rein ist, ich geb' es Euch zu, das Christenthum, welches ihr lehret,
Aber eben darum farblos und ohne Geschmack.

Nothwendigkeit der Verfinsterung.

Farb' ist irdisches Licht. Wie wurde das Christenthum Weltgeist,
Wurde natürlich das Licht jetzt auch zu Farben getrübt.

Nothwendigkeit der Entstellung.

Was Du in Dich aufnimmst, dem mischst Du verderblichen Saft bei,
Sonst im Magen es liegt lästig und fremd, wie ein Stein.
Als noch das Christenthum war unrein und entstellt durch den Zusatz
Menschlicher Galle, da war's eben auch innerstes Gut.

Alte und moderne Mystik.

Glasmalerei war die Mystik dereinst; die christlichen Dogmen
  Schmolz sie in feuriger Glut lebhaft versinnlicht ins Glas.
Jetzige Mystiker sind Glasfenster gewöhnlichster Sorte;
  Durch sie liest Du hindurch Alles, wie's steht in der Schrift.

Dasselbe Süjet.

Alte Mystiker, Euch, die Ihr aus eigenem Geiste,
  Aus der Tiefe herauf wieder gebaret das Wort,
Das mit Eurer Vernunft nicht stand in häßlichem Zwiespalt,
  Sondern, im Einklang mit ihr, war ein melodisches Wort,
Innerster Geistesgenuß, Ausdruck des eigenen Wesens,
  Nicht correcte Copie eines geschriebenen Worts;
Werke drum brachtet hervor, zum Beweis selbstständigen Geistes,
  Euch verehret mein Geist, denkt er auch anders als Ihr.
Aber das lederne Pack, das jetzt man Mystiker nennet,
  Das aus Mangel an Geist, innrer Bewährung entblößt,
Auf Grammatik gestützt und Kritik aus biblischen Stellen,
  Was soll Innerstes sein, ängstlich zusammen sich kratzt,
Alles von Außen hinein sich in sein ödes Gemüth pumpt,
  Wo kein lebendiger Quell treibt aus dem Grunde hervor,
Erst die Schrift consultirt, ob, was, wieviel es soll glauben,
  Paulus und Petrus befragt, ob ihm noch gehet der Puls,
Ob es noch Kraft und Verstand hat, oder nicht eig'nes Vermögen,
  Ohne den Gnadenstoß Gutes von Herzen zu thun:
Dieses Geschmeiß nebst seinem grammatisch richtigen Glauben
  Machet ergrimmt mein Geist nur zum Object des Gespötts.

An die biblischen Stabilisten.

Ist seit Christi Geburt der Mensch nicht älter geworden,
  Und mit den Jahren zugleich weiter auch nun an Verstand?
Soll er noch finden Genuß am Kinderschnuller der Bibel,
  Und zum Manne gereift saugen die kraftlose Milch?
Glaubt ihr denn nicht, daß vorlängst ist ausgesogen der Bibel
  Von der christlichen Welt aller genießbare Saft?
Wurde denn nicht, was zuerst Wort war, zur christlichen Welt dann?
  Ist uns zu Fleisch und Blut längst nicht geronnen der Saft?

Thorheit des Pietismus.

Ach! Jahrhunderte währt nun bereits des Christenthums Predigt,
Daß ihm aller Gehalt endlich gedroschen ist aus.
Nur Strohhalme daher sind noch die erhabenen Säulen,
Drauf der Tempel sich stützt unserer Orthodoxie.
Drob mit geneigetem Haupt auf ihrer Vergangenheit Grabmahl
Ruhet, die Fackel gesenkt, trauernd die Theologie.
Gleichwohl will noch der Frömmler anjetzt aus kernlosem Strohhalm,
Selbst nicht bei Kern und Verstand, backen ernährendes Brot,
Will mit altem Papier, mit abgetragenen Lumpen
Dämmen des Weltlaufs Strom, stopfen die Wunden der Zeit,
Kinderpantoffeln, die längst durchtreten vom Fuße des Knaben,
Will anmessen sogar wieder dem Manne der Thor,
Mit Wachskerzchen erleuchten die Welt, mit vergoldeten Nüssen
Unterhalten den Mann, schrecken ihn mit dem Popanz.

Die geschichtliche Bestimmung des Pietismus.

Wißt! der menschliche Geist durchläuft in seiner Entfaltung
Ganz denselben Proceß, wie der organische Leib.
Erst verzehrt er den Stoff heißhungrig und wandelt ihn in sich;
Hat er ihn assimilirt, wirft er das Unnütze weg.
So ist der Frömmler Gehalt nur ausgeschiedener Unrath
Von den Speisen, die längst hat die Geschichte verdaut.
Aber wie in der Natur Schmeißfliegen verzehren den Unrath
Mit Appetit und Genuß, weisen Gesetzen gemäß;
Also die Menge genießt die Excremente des Geistes,
Um von dem lästigen Koth endlich zu säubern die Welt.

Was die Pietisten sind.

Merkt Euch, Ihr Herren! den Spruch: Pietisten sind nichts als die Würmer,
In die endlich zerfiel Christi verweseter Leib.

Der Esel in der Löwenhaut.

Wenn auch der Geist ist dahin, der jung stets wechselt die Formen,
Prangt doch die Form in der Welt lange noch als Monument;
Also stehen auch jetzt steinfest noch heidnische Tempel
Aber ihr Geist ist dahin; nimmer bewohnt sie ihr Gott.
Auch das Christenthum seht! stolzirt jetzt dräuend einher noch,
Wie ein grimmiger Leu, äußerlich so, wie dereinst;
Doch es erschreckt uns nicht, wir ersehn ja aus der Geschichte,
Daß in dem Löwenfell jetzt nur ein Esel noch steckt.

Komische Vergeltung.

Einst trug Christus das Schaaf auf seinen gewaltigen Schultern,
Zur Vergeltung will jetzt tragen den Heiland das Schaaf.

Der willkührliche Punkt ist nicht der mathematische.

Punkte fixirt man oft, um nicht zu verlieren die Fassung;
Solch ein beliebiger Punkt ist auch das Christenthum jetzt.

Der praktische Betrug.

Wie im Handel, so herrscht auch Betrug in der geistigen Welt jetzt;
Auf den heidnischen Stoff stempelt man: „Christlich" darauf.
Traun sehr speculativ! die Firma von Häusern, die standen
Zeither in gutem Credit, recommandirt ja den Stoff.

Der potenzirte Glaube.

Auf der höchsten Potenz steht jetzt in den Frommen der Glaube;
Denn es wird ja sogar selber der Glaube geglaubt.

Tempora mutantur.

Einst vermochte vielleicht das biblische Wort zu curiren;
So viel weiß ich gewiß, nimmer curiret es jetzt.

Zeitgemäſser Fortſchritt.

Schon wird der Glaube sogar uns gemacht zu einem Gesetze;
Bald ist des Staats Polizei Basis der Theologie.

Einſt iſt nicht Jetzt.

Sonst war die Religion, ich gesteh's, die Stütze des Staates;
Aber jetzt ist der Staat Stütze der Religion.

Die fromme Welt.

„Wie kann jetzt der Jurist Pietist sein, schlechtester Christ sonst?"
Corpus juris ist ihm jetzo des Heilandes Leib.
„Aber der Physiker wie?" Natur ist selber die Bibel.
Ach! wie fromm ist die Welt! Belial selber ist Christ.

Das univerſelle Chriſtenthum.

Nicht die Heiden allein: Californier, Eskimos, Neger
Sind jetzt unter den Hut christlichen Glaubens gebracht.
Selbst die Naturgeschichte, Chemie, Physik und Botanik
Rechnet zum Christenthum nun gläubig das fromme Geschlecht.

Der Frommen Elend.

Arndts Paradies zu begießen, sein trockenes Gärtlein zu wässern,
Schöpfen jetzo die Herrn aus dem castalischen Quell.

Edle Zucht.

Cyprian und Cyrill beschlafen nun Pallas und Venus;
Wundre Dich nimmer, o Freund! über die saubere Brut.

Die christlichen Philologen.

Papageien erziehn sie uns jetzt; sie lehren nur plappern,
Aber nicht römischen Sinn, aber nicht griechischen Geist.
Nein! um des Heldengeschlechts Bildniß zu zeigen dem Jüngling,
Wischen die Farben sie weg, tilgen die Heldengestalt,
Weisen die Leinwand blos, zerzaust in der Sprache Gewebe,
Mit dem Faden des Worts würgend den classischen Geist.
Nicht mit des Bacchus Geschenk, der gehaltvollen Gabe der Ceres,
Nur noch mit Hülsen und Stroh füttert die Philologie,
Zwischen der Griechen Geschmack und christlichen Sündengefühlsschwulst
Unentschieden gestellt, Buridans Eselein gleich.

Weise Schuleinrichtung.

Ach! die vortreffliche Zeit! Palmesel beweiden den Parnaß,
Sind zu Wächtern bestellt griechischer Gärten und Au'n.

Der christliche Orpheus.

Menschlichen Sinn entlockte dem Steinklotz selber der Grieche;
Unsere Pädagogie machet den Menschen zum Klotz.

Poly- und Monotheismus.

Schönes Wesen erzeugt der Glaub' an die göttliche Vielheit;
Aber das trockene Eins paßt nur zur Judennatur.

Der wunderbare Erfolg der christlichen Missionäre.

Entengeschrei gilt Wilden für Geisterstimme; natürlich
Leiht er auch gläubig sein Ohr christlicher Schaafe Geblöck.

Christlicher Staat.

Was ist das Christenthum jetzt? nur der Paß ins Land der Philister,
Um polizeigemäß sicher zu essen sein Brot.

Christliche Brotwissenschaft.

Brot zum Essen; ja wohl, das gewährt uns der christliche Gott noch;
Aber giebt er uns auch jetzt wohl zum Denken noch Stoff?

Christliche Liebe.

Ach! um zu scheuchen hinweg die Fliegenstiche der Sünden,
Schlägt uns das Christenthum todt, macht's wie der Bär so gescheut.

Christliche Botanik.

Nur der Bornirtheit erscheint die palästinensische Flora
Schon als die Göttin selbst, schon als die ganze Natur.

Die Furcht vor einer neuen Sündfluth.

Fixe Idee nur ist beim heutigen Frömmler der Glaube,
Nicht lebendiger Geist; drum incurabel er ist;
Ja, er hält die Idee, wie einst sein Wasser ein Narr hielt,
Fürchtend, die Sündfluth selbst brächte sein Wasser der Welt.

Die gemüthliche Episode.

Was ist die christliche Zeit? Episod' in dem Epos der Menschheit;
Schier der dichtende Geist drüber sein Thema vergaß.

Biblische Quacksalberei.

Uebel ist nur specifisch; besonderes Mittel nur heilt es;
Also spricht Medicin, anders die Quacksalberei,
Mit der Bibel allein nun wollen die Bibelvereine
Heilen die Uebel der Welt! Welch' eine Quacksalberei!

Kraft des Glaubens.

Berge versetzt der Glaube. Ja wohl! die schweren Probleme
Löset der Glaube nicht auf, sondern verschiebet sie nur.

Wohlthat des Glaubens.

„Alle Kühe sind schwarz in der Nacht"; drum mußt Du nur glauben;
Was Dir bei Tag ist ein Mensch, wird Dir zur Venus bei Nacht.

Sublatis vestimentis ostendunt id, quod reconditum vult natura*).

Wie das furchtsame Weib fortscheucht den Löwen, sobald es
Zeiget entblößt den Theil, welchen verbirgt die Natur;
Also der Gläubig' enthüllt in der Noth die Blöße des Herzens,
Will mit dem nackten Gefühl scheuchen den siegreichen Geist,
Der den beleidigten Blick aus Schaam darnieder dann schläget,
Aber im Wesen doch bleibt siegesbewußt sich der Geist.

*) S. Kant's physische Geographie II. B. I. Abth. S. 313.

Der wehrlose Glaube.

Waffen gab die Natur einst jeglichem Wesen zum Schutze,
Also Hörner dem Stier, Borsten dem Igel und Schwein,
Aber Vernunft dem edlen Geschlecht der Menschen; sie ließ nur
Wehrlos den Glauben allein, denn er ist wider Natur.
Gläubige brauchen darum die Vernunft zur Beschützung des Glaubens,
Aber sie ist nur Vernunft, wenn sie vertheidigt Vernunft.
Eselsohren daher nur und Schweinsborsten und Hörner
Zeigen die Gläubigen uns, bringen sie Gründe hervor.

Die Hahnreischaft des Glaubens.

Wenn Theologen im Streit mit Gründen beschützen den Glauben,
Setzet ach! die Vernunft Hörner dem Glauben nur auf.

Der Vernunftgebrauch des Mystikers.

Bleibet er stehn beim Glauben, so ist er leidlich vernünftig;
Läßt er sich ein auf Vernunft, gleich wird ein Esel aus ihm.

Fromme Sophistik.

Reicht der Glaube nicht hin, so muß die Vernunft aushelfen,
Doch geht aus der Verstand, steuert der Glaube der Noth.

Die Vernunftlosigkeit der Pfaffen.

Unterschiedenes Thun erheischt nothwendig das Leben;
Aber Erkenntniß und Kunst gleichen die Welt mit sich aus.
Statt zu sein Wohlthäter, die Frucht der erworbnen Erkenntniß
Mitzutheilen dem Volk, das ja empfangen nur kann,
Statt zu verbreiten Vernunft, die versöhnend erleichtert das Leben,
Schreien sie gegen Vernunft selbst von der Kanzel herab!

Die Vernünftigkeit derselben.

Was sie nennen Vernunft, ist nichts als die eigene Dummheit,
Folgt drum ihrem Geschrei, wahrlich! Ihr kommt zu Vernunft.

Erfahrungssatz.

Welches Geschwätz ist der Superlativ geistlosen Geschwätzes?
Geistlicher Herren Geschwätz über die Philosophie.

Löbliche Vorsicht.

Diese Philosophie vergeht, drum magst Du gar keine;
Also, weil einstens Du stirbst, lebest Du lieber gar nicht.

Ross und Esel.

„Glaube! Der Glaube geleitet allein Dich über die Berge
Dieser gefährlichen Welt sicheren Schrittes dahin."
Sicherer als das Roß, das heroische, geht nur der Esel;
Sieg' als Esel Du nur; gerne ja fall' ich als Held.

An die christlichen Heilslehrer.

Eure Lehre bekommt in der That vortrefflich den Kranken,
Aber eben darum auch den Gesunden so schlecht.

Der Sündenfall.

Weißt Du den Grund, warum in den Apfel gebissen hat Adam?
Um der Theologie einen Gefallen zu thun.

Der Fall des Lucifer.

Was hat den Lucifer selbst gestürzt vom Throne des Himmels?
Unbekannt ist Dir das? Einzig der Pfaffen Betrug.

Höchst wichtige Conjectur.

Adam beschuldigt des Falls Ihr; ist's denn aber unmöglich,
Daß der Apfel von selbst fiel von dem Baume herab?
Wenigstens war er bereits fast überreif und bekanntlich
Fällt die gereifete Frucht selber vom Baume herab.

Die modernen Canes Domini.

Um zu erheben den Herrn, bespritzen mit Geifer die Hunde
Selber die edelste That, wenn sie im Herrn nicht geschah.

Christliche Studien.

Schmutz eruirt der Frömmler sogar aus den Nägeln der Heiden,
Um für die Wunden des Herrn Salben zu machen daraus.

An einen preussischen Frömmler.

Sokrates schmähst Du? Warum? Dieweil er verrichtete Nothdurft?
Gehen die Christen denn nicht heute noch auf das Privet?

Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Welt.

Ja, die heidnische Welt! die hatte vortrefflichen Stuhlgang,
Unbeschränkt war der Lauf damals dem Trieb der Natur.
Aber die Eingeweide beschwert und verstopfet der Glaube;
An der Hypochondrie leidet die christliche Welt.

Die Basis des Christenthums.

Menschliche Schwachheit allein ist die Basis des christlichen Glaubens;
O! wie schwach muß sein, was nur auf Schwäche sich stützt!

Der absolute Anfang.

Gutes beruht auf Gutem; es fängt nur an von sich selber,
Nicht von Sünden und Fall, christlichem Glaubensprincip.

Wahres Princip.

Wahre Religion ist gebaut auf das Wahre, das Gute
In der Menschennatur, nicht auf der Sünde Morast.

Die Tortur des Glaubens.

Weßhalb kostet so viel Arbeit und Mühe der Glaube?
Weil er dem Menschen nimmt, was nur zum Menschen ihn macht.

Schlechte Selbstverleugnung.

Schlechtes opfern ist gut, doch schlecht ist's, Gutes zu opfern,
Schlecht bist Du Frommer! darum, Gutes ja giebst Du nur auf.

Charakter des Glaubens.

Abwärts Tyrann, nach oben ein Knecht; Verläumder des Menschen,
Speichellecker des Herrn — voilà des Glaubens Porträt.

Erlösungsbedürfniss.

Um des christlichen Heils wohlthätige Wirkung zu fühlen,
Muß sich der Fromme zuerst hungern und quälen zu todt,
Eingesperrt in des Sündenbewußtseins dumpfigen Kerker,
Unzugänglich dem Licht, ferne der freien Natur;
Darum wundre Dich nicht, daß entblößt von den edelsten Gütern,
Welche verleiht die Natur, er nach Erlösung sich sehnt,
Die nicht bedarf der Mensch, der stets sich beweget im Freien,
Zeit- und Naturgemäß ißt auch und trinkt mit Vernunft.

Der natürliche Erlöser.

Wie Du von Sünden befreit wirst, fragst Du Gläubiger! angstvoll?
Faulpelz! Arbeite recht! Arbeit von Sünden erlöst.

Die Heilkraft des Lebens.

Was im Leben geschah, das tilgt auch wieder das Leben;
Schuld und Versöhnung zugleich bietet das Leben uns dar.

Wirkungen der Natur und Gnade.

Heid' ist der Fehler, getauft empfängt er die Weihe der Sünde;
Fehler bringt die Natur, Sünden die Gnade hervor.

Universalcur.

Zeus hat peccirt; der christliche Gott hingegen nur leidet;
Setzt doch die Sünd' auch in Gott, frei dann von Sünden Ihr seid.

Was ich bin.

Schaudernd vernehmt's: Ich bin ein auferstandener Heide,
Der durch des Heilandes Tod kam in das Leben zurück.

Hausmittel.

Was uns von Sünden erlöst? die Schuld; dies höllische Feuer,
Das von der Sünd' aufbrennt, frißt auch die Sünde hinweg.

Diätetische Vorschriften.

Gutes bewahr' im Kopf, doch vergiß die Sünden und Fehler;
Laß nicht wissen den Geist, was nur das Selbst hat verübt.

Doppelte Sünde begehst Du, fixirst Du die Sünd' in Gedanken,
Denn Du befleckest den Geist, welcher von Sünden ist frei.

Der christliche Narciß.

Grieche! Du starbst anstaunend die eigene Schön'; in den Unflat
Deiner Sünden vergafft, stirbst Du, moderner Narciß!

„O felix culpa!“

Seht! dort schiebet der Fromm' in seines Gedächtnisses Schnappsack
Seine Sünden hinein, zählend wie viel er besitzt.
Seht! wie er jetzt, nachdem er die Rechnung richtig befunden,
Dort den Hügel hinan schleppet den lästigen Sack.
„Was doch bezweckt der Mann?“ Victualien kauft er im Himmel
Für die Sünden sich ein, die er sich mühsam erspart.

Christliche Sündenkrämerei.

„Also man hat jetzt vielen Profit von der Sünd' in dem Handel?“
Ach! einträglich ist jetzt dieser Artikel allein.

„Ist Naturproduct oder Kunsterzeugniß die Sünde?“
Eben so wohl die Fabrik liefert sie, wie die Natur.

„Wo denn sind zu beziehn als Kunstproducte die Sünden?
Zeige mir an die Fabrik?" Dort in der Theologie.

„Welche Sort' ist die best'?" Unstreitig die künstliche Sorte;
Naturalien sind niemals so haltbar und dicht;
Auch verlieren sie leicht am Licht die Farbe; die Sünden
Aber der Theologie trotzen dem hellesten Licht.

Elend der christlichen Zeiten und Länder.

Seit der Glaub' im Comment ist, stocken ach! alle Geschäfte,
Selbst die Gedanken im Kopf, selbst in den Adern das Blut.

Als noch sicheres Rechtsgefühl und heidnische Tugend
Baute die Städte, wie war Alles gebaut so solid!

Ach! als der Tugend noch nicht war verwehrt zu den Leuten der Eingang,
Ach! da gab es noch nicht solche Bankerotte, wie jetzt!

Schlechte Zeiten sind jetzt; daheim das drückendste Elend,
Und nicht läßt doch der Staat fremde Producte herein.

Geistliche Douaniers sind bestellt, zu versperren den Eingang
Jedem auch edlen Product, steht nicht das Crucifix drauf.

Gleichwohl erzeugt nur Korn und Kartoffel der christliche Boden,
Aber zum Lebensgenuß bietet er wahrlich uns Nichts.

Landwirthschaftliches Vieh wohl, tüchtige Rinder und Schaafe,
Doch nicht große Natur wächst auf dem christlichen Land.

Wohl giebts Pferd' auch bei uns, doch mehr geeignet zum Pfluge,
Als zum Ritt, denn sie gehn fast wie der Esel so träg.

Frucht der Zerknirschung.

Trocken, schmeckt nicht das Selbst; zermalmt erst durch die Zerknirschung
Wird der trockene Kern köstlich Dir schmeckender Saft.

Gewissensfrage.

Sage, was denn so gar Besondres an Dir ist, o Frommer!
Daß es nicht aus Dir selbst wär' auch gekommen in Dich?

Zerstreutheit.

Oft schon hab' ich gesucht, was ich schon hatt' in der Tasche;
Frommer! so suchst auch Du, was in dem Sacke Dir steckt.

Das Geheimniß der Theologie.

Bittend befiehlt: „Herr Wirth Burgunder!" der Gast erst;
„Schon zu Diensten ich steh" drauf ihm erwiedert der Wirth.
Just so geht es auch zu in der Wirthschaft der Gottesgelahrtheit;
Gott ist in ihr nur der Wirth, aber der Mensch ist der Gast.

Was die Religion ist.

Was ist die Religion? Nur die Lebensversicherungsanstalt;
Selber das Opfer bezweckt doch nur das eigene Wohl.

Gnaden- und Naturlicht.

Blumen weckt das Naturlicht aus der erstarreten Erde,
Lieblichen Wonnegesang selbst aus der thierischen Brust;
In das reine Gefühl unendlicher Schönheit und Liebe
Hebt es den Menschen empor aus dem Gefängniß des Selbsts,

Und des unermeßlichen Weltalls herrliche Schätze
  Legt es offen ihm dar, daß er sich drüber vergißt.
Aber das Licht der Theologie, das ist nur ein Nachtlicht,
  Im Schlafkämmerlein blos leuchtend dem feigen Patron,
Daß er sicherer ruht, und wenn sich ereignet ein Unfall,
  Gleich zum Heile den Pfad findet zur Thüre hinaus;
Darum bedient er sich auch desselben bei Nacht nur; am Tage
  Braucht er wie unser eins stets nur das Licht der Natur.

Unterschied zwischen Christen und Naturalisten.

Folgend allein der Natur, am Geruch schon erkennend die Sache,
  Wie sie beschaffen in sich, findet der Naturalist,
Was dem Leibe behagt, und bringt durch den Mund in den Magen
  Richtig die Speis' aus Instinkt, braucht nicht den heiligen Geist.
Aber der Christ, der findet den Mund beim Lichte der Gnad' erst,
  Nur inspiriret von ihr, schiebt er die Speisen sich nicht
Gar durch den After hinein, und lernt aus der heiligen Schrift erst
  Trinken nicht Wasser für Wein, heilenden Saft nicht für Gift.

Ausspruch eines frommen Naturforschers.

„Mystiker sind die Drohnen des Staats;“ unstreitig! sie zeigen
  Productives Genie nur in dem Zeugungsproceß.

Nothwendige Einschränkung.

Aber bei ihnen ist nicht Naturtrieb Mehrer des Fleisches,
  Nein! nur der heilige Geist schwängert bei ihnen das Weib.

Boshafte Glosse.

Ach! wie seid Ihr so schlau, was zuerst Ihr dem Menschen an Geist nahmt,
  Gebt Ihr darauf an Fleisch reichlich ihm wieder zurück.

Mystische Berichtigung.

Du Profaner verstehst uns nicht; in dem Acte der Zeugung
Treten die Gnad' und Natur in den vertrautesten Bund.

Neidischer Seufzer.

Doppelt ist also bei Euch der Genuß, ihr Glücklichen! ach! wie
Süß muß schmecken Natur, wenn sie noch Gnade verstärkt!

Unterschied zwischen Diesseits und Jenseits.

Sechs Werktage sind hier, drauf folget ein einziger Sonntag;
Jenseits aber da ist ewige Kirchweih! Juhe!

Der fromme Geizhals.

Nur auf die künftige Welt aufsparend des Lebens Interessen,
Stirbet vor Hunger und Durst mitten im Reichthum der Filz.

Der Pietist oder der Fuchs und die Traube.

Weil unmächtig er ist, zu erreichen die Trauben des Lebens,
Ziehet er weg mit dem Trost: ach! sie sind jetzt noch nicht reif.

Wo der Bauer säet, da ärndtet er auch.

Hier ist Frühling und Herbst, Saatzeit, wie die Zeit auch der Aerndte;
Zweierlei Boden verträgt nimmer die Saat und die Frucht.

Lebensweisheit.

Der ist Weiser allein, der Alles findet im Leben,
Aber dafür auch Nichts findet im Tod, als den Tod.

Verkehrte Hermeneutik des Todes.

Wie das Leben, so wahr, so bestimmt spricht sich auch der Tod aus,
Daß die Bedeutung von ihm leider! zu deutlich nur ist.
Aber der mystische Thor mißhandelt das klare Naturwort,
Dreht es so lange herum, bis es das Gegentheil sagt.

Die menschliche Unsterblichkeit.

Leben begehrst Du vom Tod? O! strebe doch lieber nur darnach,
Daß die Menschheit dereinst Dein noch mit Liebe gedenkt.

Der lebendige und der todte Tod.

Während des Lebens verzehrt Dich der Geist, im Tod die Natur drauf;
Jener verzehret den Kern, diese die Schale von Dir.

Das einzig vernünftige **Memento mori.**

Sei nur nicht vornehm, laß selber zum Steine herab Dich,
Fühl' in Das Dich hinein, was des Gefühls ist beraubt,
Theile Dein Leben mit dem, was ewiglich lebet den Tod nur,
O! dann ist Dir gewiß sanft, wie die Liebe, der Tod.

Nothwendigkeit des Naturstudiums.

Macht Euch vertraut mit Natur, erkennt sie als Euere Mutter;
Ruhig sinket Ihr dann einst in die Erde hinab.

Δος μοι που στω.

Wo Du erwachtest zum Licht, da wirst Du einstens auch schlummern;
Nimmer entlässet die Erd' Einen aus ihrem Gebiet.

Ubi patria, ibi bene.

Fürchte Dich nicht vor dem Tod! Du verbleibst ja stets in der Heimat,
Auf dem vertraueten Grund, welcher Dich liebend umfängt.

Das Leben ist Wohllust.

„Was ist das Leben?" Vernimms: der Zeugungsactus des Geistes,
Darum ist kurz der Proceß, aber auch süß der Genuß.

Die Schlehe auf Erden ist süsser, als die Feige im Himmel.

Größer sind Schmerzen der Erd', als Qualen der Hölle; drum giebt auch
Freuden die Erd' uns dafür, wie sie kein Himmel verleiht.

Das nutzlose Jenseits.

Nimmer wird Dir ersetzt jenseits, was hier Du gelitten;
Sage, was hilft Dir ein Mahl, fühlest Du Hunger nicht mehr?

Nothwendigkeit der Gegenwart.

Mir hilft Jenseits so viel, als der Braten des künftigen Sonntags
Am Montage mir hilft, wann mir der Magen ist leer.

De gustibus non est disputandum.

Meinem Magen bekommt nur der Erde gediegenes Schwarzbrot,
Nicht delicates Biscuit, welches der Himmel servirt.

Nota bene!

Heilig ist mir der Schmerz, deßhalb unheilig der Trostgrund,
Welcher das Herz nur betrügt, um nicht zu fühlen den Schmerz.

Probates Schönheitsmittel.

Schön ist das Jenseits; ja wohl! jedoch nur im Lichte der Hoffnung;
In der Entfernung allein nimmt es so gut sich ja aus.

Idealismus.

Hoffnung des ewigen Seins o! laß sie nur immer bestehen;
Ist ja die Hoffnung davon einzig der wahre Besitz.

Nothwendigkeit des Gegensatzes.

Licht schmeckt nur auf die Nacht. Scheinwesen darum ist das Jenseits;
Wo ein ewiger Tag, fehlt ja dem Lichte der Reiz.

Die Eselsbrücke des Jenseits.

Dunkel ist häufig der Erd' Autor, sein Erklärer der Himmel,
Der zwar Worte viel macht, aber doch Nichts uns erklärt.

Kürze hat Würze.

Kurz ist das Leben fürwahr, doch kurz, wie das Distichon kurz ist,
Welches ew'gen Gehalt birgt in die flüchtige Form.

Das Epigramm des Lebens.

Weder lang ist, noch kurz, wie das Distichon, so auch das Leben;
Kürz' und Länge vergeht vor dem vollendeten Sinn.

O welche Schande!

Sieh! ein Distichon löst Dir auf die Räthsel, die nicht löst
Trotz dem heiligen Geist christliche Theologie.

Theologische Geschmacklosigkeit.

Ach! in der geistlichen Herrn Aesthetik ist oberster Grundsatz:
Die Komödie ist Nichts, welche nicht ewig fortgeht.

Zeit und Unzeit.

Angenehm ist der Tod, erscheint zur gehörigen Zeit er;
Kommt er uns aber zu früh, fällt er uns freilich zur Last.
Wundre Dich nicht darob; fällt uns ja beschwerlich der Freund selbst,
Kommt er zu uns in das Haus, ehe noch fertig das Mahl.

Bescheidener Wunsch.

Christen sollen wir sein? Ach! wären wir lieber gesünder;
Nur Medicin und Physik können uns bringen das Heil.

Die Alliance zwischen Medicin und Theologie.

Unsere Geistlichkeit und Arzneikunst helfen zusammen,
Böcke, die machet der Arzt, machet der Geistliche gut.
Leistete dieß Medicin, daß der Mensch nicht stürbe zur Unzeit,
Sondern der Ordnung gemäß, welche bestimmt die Natur,
Nicht verlangte der Mensch alsdann nach dem Leben noch Leben,
Und es verschwände der Grund unserer Theologie.

An die Ueberflüssigen.

Höret es ihr Seelsorger! allein Leibsorger wir brauchen;
Selbst schon hilft sich der Geist; Aerzte bedarf nur der Leib.

Der verhängnissvolle Flohstich.

Sonderbar ist es fürwahr, gleichwohl nur lautere Wahrheit,
Daß es ein Floh einst war, der mich zum Heiden gemacht.
Als ich einstens die Händ' empor zum Himmel gefaltet,
Damals ein Gläubiger noch, betet' ein frommes Gebet,
Biß mich, denket! gerad' auf dem Punkt andächtigster Rührung,
Mitten im Strom des Gebets heftig ein Floh in den Arm,
Daß aus einander ich riß die gefalteten Hände mit Zucken
Und des frommen Gebets Faden verlor aus dem Kopf,
Und den ruchlosen Andachtstörer verfolgte so lange,
Bis ich ihn endlich erwischt' und ihn zerknackte mit Wuth.
Todt war zwar nun der Floh, doch noch lebendig der Flohstich,
Wenn auch nicht in dem Fleisch, doch im bewegten Gemüth.
Andachtstörer! so sprach ich zum Floh im ergrimmeten Geiste,
Sage, wer hat Dich erzeugt? was ist Dein Zweck in der Welt?
Du Schmarotzergeschöpf, blutdürstiges Ungeheuer,
Nur zu leben bestimmt Andern zu quälender Last!
Schuf wohl auch Dich ein weiser Regent, ein liebender Vater,
Der nach Zweck und Verstand Alles bestellet im Haus?
Schuf auch Er dich o weh! so beging ich die gräßlichste Mordthat,
Als ich Dich todtschlug, Floh! denn Du bist Gottes Geschöpf,
Das er in seinem Verstand einst heget', und als er es werth fand,
Unser Genosse zu sein, sendet' aus Lieb' in die Welt.
Aber, entgegnet' ich mir, ich muß todtschlagen die Flöhe,
Will ich mein eigenes Sein opfern den Flöhen nicht auf.
Ach! und dieser Gedanke verstieß in des Naturalismus
Finsteren Abgrund mich zu den Titanen hinab.
Jetzt sah ich der Natur gottloses Getrieb und Gewebe,
Sah, wie sie aus sich selbst wirket in eigener Macht,
Uranfänglicher Grund, selbstständiger Quell ist des Lebens,
Und kein ander Gesetz kennt, als ihr eigenes Sein.
Seht! so war es ein Floh, durch den abfiel ich vom Glauben,
Jetzt noch ein gläubiger Christ, gäb' es nicht Flöh' in der Welt.

Der unbegreifliche Teufelsschwanz.

Unsere Theologie gewahrt vom Teufel den Schwanz bloß,
Also nur sein Extrem. Freilich begreifet sie nicht,
Wie ein unabhängiger Schwanz, wofür man noch immer
Nicht gefunden den Leib, kam in die Schöpfung hinein.

Recommandation des Quellenstudiums.

Faßt den Teufel beim Kopf an, nicht erst hinten am Schwanze;
Dann erkennt Ihr gewiß, daß er gehört in die Welt.

Wegweiser.

Faßt Ihr den Teufel nur an beim Willen, so habt Ihr den Schwanz nur;
Weiter müsset Ihr gehn, wollt Ihr ihn kriegen beim Schopf.

Conjecturen über den Teufelsschwanz.

Rationalismus *) vermeint, der Schwanz sei die Clitoris selber
Eines thierischen Weibs, weckend den sinnlichen Trieb;
Orthodoxie, die Klapper einer gefährlichen Schlange,
Die in den tödtlichen Schlund lockt ihr die Beute hinein,
Oder vielleicht gar der Schwanz vom Geschlecht fleischfressender Thiere,
Das wie der grimmige Leu würgt auch den Menschen hinab.
Ich halt' aber dafür, es wäre das Beste von Allem,
Ueber den traurigen Schwanz nicht zu verlieren ein Wort.

Die Nutzanwendung des Teufelsschwanzes.

Rationalisten der Schwanz dient zum militärischen Schnurrbart,
Um zu erhalten Respect für die moralische Zucht,

*) Den Vokal: i vor o in Rationalismus, Inspiration lese der geneigte Leser als Joda, sonst bringt er diese widerspenstigen prosaischen Worte nicht in den Fluß des Verses. Der ungeneigte Leser aber wisse oder erinnere sich, daß selbst auch die lateinischen Dichter sich diese Freiheit nahmen, statt arietis z. B. arjetis lasen.

Und zu zeigen zugleich, daß das Bös' Ausfluß sei von Säften,
Die mit der Pubertät schlügen zum Leibe heraus,
Daß zwar schöner es wär', wenn glatt verbliebe die Fratze,
Aber doch auch durch den Bart nicht sei das Wesen entstellt,
Und der Teufel daher ganz leicht sei abzubalbieren,
Sprosset er gleich über Nacht borstig uns wieder hervor.
Aber dem Mystiker hängt im Gefäß ein Originalstück,
Ach! seit seiner Geburt, feste der lästige Schwanz.
Gleichwohl ist er bei ihm nicht etwa Verlängrung des Steißbeins,
Wie ein natürlicher Schwanz bildet sich nach dem Gesetz,
Sondern er ist nur gefügt, wie ein Federbusch in das Tschako,
Unsrer Natur zum Hohn, in ein verborgenes Loch,
Welches beim Kinde sich schon aufschließt, das Fideicommiß
Zu empfangen, das ihm Vater für Vater vermacht.
Dennoch o Wunder! verwächst so innig mit ihm der Appendix,
Daß Kunststück' er sogar mit ihm zu machen versteht,
Denn er befestiget sich daran, wie der Affe, ja klettert
Auf der Erlösung Baum mit dem ererbeten Schwanz.

Der psychologische Ursprung des Mysticismus.

Unnatürliche Wärm' erfüllt die Kammern des Herzchens,
Aber Sibiriens Kält' ist in dem leeren Verstand.
Mit der verständigen Kälte vermischt gemüthlicher Dunst sich;
Jetzt wird das Fensterlein trüb, das uns eröffnet die Welt.
Während man ruht bei der Nacht, gefriert vollständig das Fenster,
Als Eisblume nun steht fertig die Mystik vor Euch.

Derselbe.

Mit selbstsücht'gem Gefühl ist überladen das Herzchen;
Uebelbefinden im Kopf macht das betrunkne Gemüth.
Weder das Wasser, noch Wein, nur Essig heilet den Zustand,
Katzenjammer benannt trefflich auf Academien.

Derselbe.

Bald ist den Herren verbrannt das schmächtige Kerzchen des Geistes;
Freilich erfüllet den Kopf dann nur noch mystisches Gas.

Abendgefühl.

Wie erst, wann verschwunden die Sonn' am Himmel, im Sommer
Schnacken umschwärmen den Kopf, uns zu zerstechen die Haut;
So erheben sich auch im Gemüth der frommen Gefühle
Schnacken, nachdem ist bereits untergegangen der Geist.

Ordinäres Curriculum vitae.

„Licht des Glaubens, was bist du?" Product ach! nur der Verfäulniß;
Kaum ist Einer caput, wird er ja gläubiger Christ.

Der historische Ursprung des Mysticismus.

Im Hexameter hebt sich der Geist auf den Schwingen der Dichtkunst,
Im Pentameter drauf gehet er denkend in sich;
So im Hexameter schwang sich empor Germaniens Dichtkunst,
Deutschlands Philosophie folgt' im Pentameter drauf;
Und der bezaubernde Klang von diesen harmonischen Versen,
Drin der menschliche Geist, endlich gekommen zu sich,
Sang entzückt des errungenen Selbstbewußtseins Triumphlied,
Wiegte das müßige Volk flugs in den mystischen Schlaf.

Derselbe.

Stürmisch wogte der Geist im Strome der neuern Geschichte,
Schaum von der stürmischen Fluth ist Mysticismus anjetzt.
Aber wie einst entstieg Aphrodite dem Schaume des Meeres,
So wird dem Schaume der Zeit herrlicher Geist nun entstehn.

Der politische Ursprung des Mysticismus.

Jüngere Mystiker! Euch vergleich' ich den Früchten, die unreif,
Ob der trockenen Zeit, fielen vom Baume herab.

Die kosmologische Genesis und Cur deselben.

Vom Brennglase der Zeit zusammengedrängt auf die Erde
Wird das himmlische Licht Feuer des Lebens allein.
Menschen, die nicht gewöhnt an Natur, bekommen daher leicht
Hier auch den Sonnenstich, wie es die Mystik beweist.
Ueberschläge von Wasser, geschöpft aus dem Brunnen des Lebens
Und mit Satyre vermischt heilen das Uebel jedoch.

Grosses Resultat des Rationalismus.

Endlich haben sie doch durch den kritisch historischen Standpunkt
Faktisch bewiesen der Welt: nimmer wird Wasser zu Wein.

Die Vernunft der Rationalisten.

Was sie nennen Vernunft, ist aufgefangener Dunst nur
Vom ökonomischen Mist kantischer Philosophie.

Je näher dem Pflaster, desto sicherer.

Hoch verstiegen sich nie noch Rationalisten, deßwegen
Mietheten sie auch bei Kant nur im Parterre sich ein.

Das rationalistische Licht.

Ihr Verstand ist Kritik, das heißt ein künstliches Lämpchen,
Welches zugleich mit dem Stoff ach! auch sich selber verzehrt.
Kritisch ist wahrlich darum der rationalistische Standpunkt;
Schon ist zerfressen der Stoff; drum ist es bald mit ihm aus.

Dasselbe.

Selbst erhält sich das Licht, doch die rationalistische Fackel
Lebt von der Finsterniß nur, stehet und fällt auch mit ihr.

Periculum in mora.

Bis die Kritik ausmittelt, ob wohl auch trinkbar der Wein ist,
Ist er Essig bereits, längst auch vorüber der Durst.

Frucht der biblischen Kritik.

Was erst durch die Kritik ringsum beschleckt und beschnufert
Uns sein Geschlecht anzeigt, ist so gemein, wie ein Hund.

Die moralische Religion.

Weil unsterblich sie sind, so glauben dafür sie zum Danke
Ach! an den lieben Gott einzig aus Moralität.

Die feindlichen Brüder.

In die Naturgeschichte gehören die Rationalisten
Und die Mystiker auch; hört, wie sie selbe beschreibt.
Vögel der nämlichen Art sind beide, so sehr sie verschieden,
Ja aus demselbigen Nest schlupften sogar sie hervor.
Aber die Eltern verließ, längst flügge geworden, der Eine,
Und im Vertrauen auf sich holt er das Futter sich selbst,
Das von den Eltern sich läßt einschoppen sein trauriger Bruder,
Der aus Furcht vor der Welt nimmer verläßet das Nest.
Also damit ich es Euch nochmals recht deutlich erkläre:
Weder die Art, noch die Kost trennet das saubere Paar.
Dieses entzweit sie allein, daß der Ein' als Geschenk von der Gnade
Noch empfänget, was sich selber der Andre verschafft.

Der komische Grund ihrer Differenz.

Beide pflücken die nämliche Frucht vom nämlichen Baume,
Nur daß der Rationalist selber sich schwinget hinauf,

Während der Andre gestützt auf fremde Schultern emporklimmt
Und in Commodität schmauset die köstliche Frucht.
Jeder wähnet jedoch, weil anders die Frucht er gepflückt hat,
Sei auch anders die Frucht; daher entstehet der Streit.
Etwas verständiger ist indeß der Bibelvernünftler
Und viel redlicher auch, gerne gesteh' ich es ein;
Denn er pflücket die Frucht, die wächst auf dem heimischen Boden,
Auch vom heimischen Grund, nähret sich redlich im Land.
Aber der Gläubige holt dieselbige Frucht, die auch ihm hängt
Hier in den Mund hinein, aus Palästina herbei,
Mystificirt das commune Gewächs und verkauft es rumorend
Als ein Wunderproduct, treibet nur frommen Betrug.

Gleiches Ziel, verschiedener Weg.

Beider Ziel o erstaunt! ist das todte Meer der Gemeinheit,
Doch sie ergießen sich drein jeder in anderer Art.
Seht! wie der Frömmler dahinschleicht im labyrinthischen Zickzack,
Windend sich, wie ein Wurm, hin zum ersehneten Ziel.
Schnurgerade jedoch drauf hin der Rationalist fließt,
Schneller gelangt er ans Ziel; drum auch gescheuter er ist.

Pars pro toto.

Hört auch, wie gleich an Verstand die zwei feindseligen Brüder,
Wie sie zu Hause zumal sind in der Anatomie!
Beide schneiden heraus ein einziges Stück aus dem Menschen;
Unter das Haupt ist's gestellt, über den Magen jedoch,
Liegt links unter der Brust, auf der schwachen Seite des Menschen,
Nahe darum bei dem Arm, daß er's beschirmt in der Noth,
S' ist der verwundlichste Platz, Centrum des selbstischen Lebens,
Höchst irritabel, und doch sinnlos und stumpf für Natur.
Dieses Fragment, die Sacristei in dem Dome des Körpers,
Stellen sie dar dem Volk dreist als das Ganze des Leibs,
Predigend, daß durch dieses Organ nur leben und denken
Könn' und dürfe der Mensch, woll' er vermeiden den Tod,
Daß das Gehirn nur sei Chimäre der Idealisten,
Aber das Zeugungsglied sensualistischer Wahn.
Wenn Du daher beweist, daß wirklich der Mensch ein Gehirn hat,
Ein Organ, das ihn hebt stolz zu den Göttern empor,

Das nicht bestimmt dem niedrigen Dienst theologischer Selbstsucht,
Nur der Wahrheit allein hoch ist zum Tempel gewölbt,
Und ein Organ, das hinabreicht in das Mysterium magnum
Productiver Natur bis auf der Schöpfung Princip,
Und ihn versenkt in das tiefe Gefühl unendlicher Einheit,
In den Wonneverlust seines erbärmlichen Selbsts,
Schmähen sie Dich Satan, Nihilist, Phantast und Zerstörer
Aller Moral; warum? weil Du so dumm nicht, wie sie.

Empirische Psychologie.

Willst Du Menschen durchschaun, so merk' auf Das, was sie hassen,
Besser als Liebe der Haß decket das Wesen Dir auf.
Was sich nur immer vereint im Haß desselben Objectes,
Sei es auch sonsten getrennt, ist in dem Wesen doch Eins:
Also der Rationalist und der Gläubige; denn sie verbindet
Unverständiger Haß tieferer Philosophie.
Beide ja kleben allein an der Oberfläche des Wesens,
Die sein eigenes Bild strahlet dem Selbste zurück.
Welches die Tief' auslöscht, die, nicht mehr Spiegel der Selbstheit,
Wesen nur zeigt und Natur; Tiefe drum scheuet das Selbst.

Die Mittler von Rationalismus und Mysticismus.

Schlechter als beide jedoch sind traun! die Mittler; denn Schlechtes
Schlechtem gesellet hat stets Schlechtestes nur zum Product.

Beweis aus der Medicin.

Gutes vereinen ist gut, doch einest Du zweierlei Uebel,
Kehrt nicht Gesundheit zurück, wird nur des Uebels noch mehr.

Aus dem heiligen Ehestand.

Unfruchtbar ist die Ehe von alten Weibern und Männern;
Zeugen sie auch noch ein Kind, ist's doch ein traurig Geschöpf.

Aus dem ehrbaren Schneidermetier.

Flicke so viel als Du willst von den alten Lumpen zusammen;
Doch aus den Lumpen Dir wird nimmer ein haltbares Kleid.

Der erhabne Standpunkt.

Hoch ist der Standpunkt, den ihr besteigt, ihr Mittler, so dünne
Aber auf ihm auch die Luft, daß drin das Leben erlischt.

Die philosophische Dogmatik.

Sieh nur die Vettel Dogmatik, die längst beim Teufel wir glaubten,
Wie sie sich conservirt, wie ihr der Busen so voll!
Ach! es ist nur elastischer Watt philosophischer Floskeln,
Laß Dich nicht täuschen, o Freund! was ihr den Busen so schwellt.
Also nicht eigenes Fleisch? Pfui! wie mir's grauset und ekelt!
Tausend Schritte vom Leib! eitele Vettelcoquette!

An den Begriff.

„Wesen ist nur der Begriff;" das heißt: das Gerippe vom Menschen
Hat mehr Realität, als der lebendige Mensch;
Fleisch und Geblüt ist nichts als ein überflüssiges Beiwerk,
Selber das Leben ist nur Zusatz zur Knochensubstanz.
Drum wird auch der Begriff nie Fleisch und Blut bei den Jüngern,
Wie der Knochen hinein, geht er auch wieder heraus.

Der philosophische Dogmatiker.

Ach! auf dem Eselsfell der Dogmatik will mit den Knochen
Dürrer Begriffe der Thor trommeln die Welt aus dem Schlaf.

An denselben.

„Form ist Wesen," darum vertilgst Du den Inhalt des Glaubens,
Wenn Du die Vorstellung tilgst, seine geeignete Form.

Berichtigung.

Wie? hochmüthig erscheint Euch die hegelianische Weisheit?
Wie die Hyäne begnügt sie sich mit Knochen allein.

An den invaliden Naturphilosophen.

Wie? auch Du, der Natur aus verborgener Tiefe hervorrief,
Die im Christenthum ist nimmer des Geistes Object,
Sprichst von christlicher Philosophie? O! schändliche Zeiten!
Jegliche Tugend, die sonst schmückte den Mann, ist dahin.

Der Vogel im Freien sieht Alles anders an, als der Vogel im Käfig.

Räthsel findest Du nur im Käfig der Gottesgelahrheit;
Geh' in die offene Welt; dann sind Dir alle gelöst.

„Es giebt Fälle, wo Verzweiflung Pflicht ist."

Wie befreit sich die Theologie vom Uebel des Zwiespalts?
Wenn sie verzweiflungsvoll endlich sich selber negirt.

Logische Nothwendigkeit.

Wollt Antithesen gescheut Ihr lösen, so müßt consequent Ihr
Tilgen die Sphäre zuerst, welche sie haben gemein.
Wenn Ihr darum die Widersprüche der Gottesgelahrtheit
Tilgen wollt, nun so tilgt muthig die Theologie.

Die einzig mögliche Cur.

Ja! nur der Teufel vermag zu curiren Dich Gottesgelahrtheit!
Geh zum Teufel! Du bist dann wohl auf immer curirt.

On ne peut le redire trop de fois.

„Wie lös' auf ich der Gottesgelahrtheit lästige Knoten?"
Mache nur kurzen Proceß, haue sie muthig entzwei.

Die Gefühlstheologie.

Ist die Handlung vorbei und wird das Theater geschlossen,
Bleibet als Facit zurück nur noch ein rührend Gefühl.

„Pectus facit Theologum."

Christen seid Ihr allein bei der Nacht, am Tag Atheisten;
Nur in der Nacht des Gefühls weilt noch des Glaubens Gespenst.

Das „eigenthümliche" Christenthum.

Längst hat den christlichen Gott entthront der entgötternde Weltgeist;
Drum nur als Particulier lebt er noch unter dem Volk.

„Allgemeines Verderben."

1. Mose 6, 2.

Längst hat das Christengeschlecht sich vermischt mit den „Töchtern der Menschen";
Folg' ist ein Bastardproduct höchst eigenthümlicher Art.

Variante.

Wie der Adel vom Volk, so schied sich vom Menschen der Christ einst,
Aber verloren hat sich längst in dem Menschen der Christ.
Nur im Namen allein besteht noch des Christenthums Adel,
Aber der Plebs hat das Gut, drauf sich der Name bezieht.

Die biblische Basis der Theologie.

Dieses Punktum entscheidet. Doch ach! es ist nicht zu erkennen,
Ob es ein Fliegenschieß oder ein Gottesdictat.

Moderne Inspiration.

„Inspirirt ist die Schrift." Ja; aber der Boden war trocken,
Drauf sich der Geist ausgoß; selten ein Blümchen wo steht.
Sehr natürlich! Hier sitzt ja Frau Historie am Spinnrad,
Ihren trockenen Zwirn feuchtend mit spärlichem Naß;
Dieser Stuhl da gehört der Jungfer Moral, und auf dem dort
Mütterchen Praxis docirt Weisheit gar nützlich fürs Haus;
Hier sitzt Peter und Paul, dort Herr Matthäus und Lucas,
Schon sind die Plätze besetzt; packe Dich, heiliger Geist!

Theologisches Zartgefühl.

„Nahm wohl der heilige Geist den verschiedenen Evangelisten
Ueber die er sich ergoß, ihren besonderen Geist?"
Gott bewahr'! er ist zu discret, sagt Keinem die Wahrheit,
Sagt nur geschmeidig ins Ohr Jedem, was selber er denkt.

Theologisches Selbstgefühl.

„Instrumente nur waren des Herrn Apostel, doch freie;"
Freie? scilicet, die spielten Stückchen von selbst.

Ecce homo!

Ach! welch kleines Terrain hat der heilige Geist nun noch inne!
Und auch der winzige Fleck kommt nun wohl bald in Concurs.
S' ist kein Wunder daher, wenn jetzo die geistlichen Herren
Auf dem engen Gebiet auch nur Kartoffeln noch baun.

Der christliche Philister.

Was hilft uns der Jasmin, die Viole, die Tulpe, die Rose?
Laßt Kartoffeln uns baun! Diese sind praktisch allein.

Das praktische Christenthum.

Blumen sind für den Himmel bestimmt, und blühn sie auch hier schon,
Schauen doch nicht wir sie an, sparen dem Himmel das Schaun.

Löbliche Sitte.

Handwerksburschenmanier ist's, Wasser zu trinken die Woche,
Um sich des Sonntags drauf Räusche zu trinken im Bier.
So trinkt Wasser der Christ hienieden und knausert, damit er
Jenseits berauschen sich kann und das Ersparte verthun.

Seufzer eines Laien.

Ach! daß der heilige Geist Hebräisch und Griechisch nur konnte!
Weh' uns Laien, die wir nur auf das Deutsch' uns verstehn!

Seufzer eines Schriftgelehrten.

Ach! daß der heilige Geist durchsickernd nur Tröpfchen für Tröpfchen
Durch der Feder Canal löschen will unseren Durst!

Pfäffisch schlaue Erwiderung.

O! das ist ja gerad' ein Beweis der göttlichen Vorsicht,
Daß die Inspiration tropfenweis vor sich nur ging.
Weißt Du denn nicht, daß die kleinste Portion den größten Effect macht,
Selbst der Kaffee Dich berauscht, wenn Du ihn löffelweis trinkst?

Das Labyrinth der christlichen Theologie.

Ja, die Vorsehung! ach! anstatt zu lösen den Knoten,
Macht den Knaul der Natur zehnmal verworrner nur noch.

Absolute Teufelei.

Blind ist traun! die Natur und lahm die göttliche Vorsicht;
Saget, wie weit dies Paar Krüppel uns bringen wohl kann?

Der Mensch.

Gott und Natur sind blos Extrem', in dem Menschen vereint sich
Beides erst: Gott und Natur; Juste Milieu ist der Mensch.

Das Spinnennetz der theologischen Sophistik.

Wer sich verstrickt einmal ins Gespinnst theologischer Weisheit,
Der kommt nicht mehr heraus, der ist auf ewig caput.

Unbegreiflichkeit Gottes.

„Unbegreiflich ist Gott," versteht sich, er ist ja der Dampf nur
Von dem Pulver, das ward leider! verschossen umsonst.

Μεταβασις εἰς ἀλλο γενος.

Fort nun mit Euch, langweilige Pfaffen, Ihr trocknen Philister!
 Dir, o schönes Geschlecht, weih' ich mit Liebe den Geist.

An eine Pietistin.

Als Du Natur hingabst für den Glauben, begingst Du, o Jungfrau!
 Schaudre! die einzige Sünd'; außerdem wärst Du noch rein.

Das augenfällige Mysterium.

Einheit von Geist und Natur nennt Ihr Philister! Geheimnis;
 Schauet doch nur an das Weib; offen vor Augen es liegt.

Gynäkologisches.

Viel verträget der Mann, robust ist seine Natur ja,
 Selbst Pietismus sogar kann er vertragen zur Noth.
Aber ein Weib, das frömmelt, verliert sein innerstes Wesen,
 Seine schöne Natur, seinen versöhnenden Geist.

Glück des Weibes.

Selbst wählt seinen Beruf sich der Mann; o glücklicher Zufall!
 Wenn er erwählet, wozu auch die Natur ihn bestimmt.
Drum kriecht zahllos das Männergeschlecht zum Kreuz, um zu kommen
 Auf fruchttragenden Zweig, selbst an vertrocknetem Holz.
Anders des Weibes Geschick; es verfehlt nicht seine Bestimmung,
 Sein socialer Beruf streitet nicht mit der Natur;
Eins ist im Weib von Natur, was der Mann durch den Geist erst verbindet;
 Glückliches Weib! Du bedarfst nimmer der Theologie.

Die exemplarischsten Thaten der Weiber.

1) Der Sündenfall.

„Eva hat Adam verführt;“ ich nehm's ihr wahrlich nicht übel,
Daß sie die Schlafkapp' zog endlich dem Frömmler vom Kopf.

Vorschlag zu einem neuen christlichen Festtag.

Ja wir sollten den Tag, wo Eva verführte den Adam,
Feiern als Fest, denn sie that's ja nur aus Liebe zu uns.

---

2) Trojanischer Krieg.

Helena zog auch hervor aus den mystischen Winkeln die Griechen,
Daß sich die Herren darob wacker zergerbten das Fell.

---

3) Weltschöpfung.

Maja vertrieb auch einstens dem alten Brahma die Grillen,
Daß aus dem Kopfhänger ward selbst noch ein Schöpfer der Welt.

Aufruf an das schöne Geschlecht.

O Jungfrauen und Weiber! o nehmt zum Exempel die Edlen,
Und vertreibet uns doch wieder die Theologie!

Der

Schriftsteller und der Mensch.

Eine Reihe

humoristisch-philosophischer

Aphorismen.

1834.

Vorwort.

Einem Vater, der endlich seine Tochter an den Mann gebracht hat, kann es nicht wohler zu Muthe sein, als einem Schriftsteller, der eben in der Vorrede im Begriffe steht, die fertige Schrift der Welt zum Eigenthum zu geben, und ihr von nun an die Sorge für sie zu überlassen. Ein Stein ist ihm vom Herzen. Es ist ihm, als wäre er von einer schweren Krankheit genesen. Er ist erwacht zu neuem Leben. Es ist ihm wieder heimisch in seinem Hause, er fühlt sich erlöst von einem Gaste, der nur zu lange in ihm wie ein böser Geist seinen unsaubern Spuk trieb. Jede neue Schrift ist ein Glied in der Kette seiner Metamorphosen, eine erfahrungsreiche Epoche in seinem Leben. Mit allen ihren Freuden und Schmerzen liegt sie jetzt, wie die Zeit der Jugend dem Manne, überwunden hinter seinem Rücken. Er ist gescheuter worden. Er hat mit seinen Tugenden auch seine Mängel außer sich zur Anschauung gebracht, und sie eben dadurch von sich

abgestreift, er bewahrt nur noch das Gute als Saamen künftiger Schöpfungen auf. Er singt fröhlich mit dem Dichter:

> Je ferme â jamais
> Ce livre à ma pensée étranger désormais,
> Je n'écouterai pas ce qu'en dira la foule,
> Car qu'importe à la source où son onde s'écoule?

Diese glückliche Stimmung des Schriftstellers bemißt sich nicht nach dem äußern Umfang seiner Arbeit. Es ist mit den Büchern, wie mit den Kindern; die kleinen machen Einem oft am meisten zu schaffen. Und wie sich der Werth und Inhalt des Lebens nicht nach der Zahl der Jahre, so bestimmt sich auch der Werth und Inhalt einer Schrift nicht nach der Menge der Bogen. Ein in einem kurzen Aphorismus abgeschlossenes Leben kann mehr Geist und Gehalt, selbst mehr Erfahrungen in sich bergen, als ein im langweiligen Katheder- oder Kanzelstyl breit ausgesponnenes Leben. Die schönsten, die gehaltvollsten Perioden in der Geschichte waren die kürzesten.

Aphorismen bezeichnet der Titel als den Inhalt dieser Schrift. Man erwarte aber nicht in ihr einzelne, unzusammenhängende, zufällige Gedanken oder Einfälle. Es ist Ein Thema, Eine Grundidee, die sich durch das Ganze zieht, jedoch in freien, oft labyrinthischen Windungen, wo sie sich vorsätzlich bald den Blicken entzieht, bald aber wieder um so heller sich zeigt. Diese Freiheit der Bewegung ist absichtlich, wie die Form der Aphorismen. Der Gedanke sollte in die möglichste Kürze zusammengedrängt, jeder Beweis und Zusatz, jede nothwendige Erläuterung, Variation und Modification eines Gedankens

zugleich selbst wieder als ein abgeschlossner Gedanke dargestellt, jene in die Länge ziehende, umständliche Breite also, die bei jeder andern Form unvermeidlich ist, übrigens das Gemüth des Lesers in einen höchst behaglichen Zustand versetzt, aber auch nur zu häufig ein bloser Kunstgriff des Schriftstellers ist, um den Leser zu zerstreuen, zu beschäftigen und hinzuhalten, damit er die Armuth und Schwäche des Gedankens nicht merke, dadurch vermieden werden. Deßwegen eignen sich auch wenigstens die vordern Aphorismen nicht zu einer ununterbrochenen Lektüre. Daß sie abwechselnd bald länger, bald kürzer, überhaupt durchaus nicht nach irgend einem beschränkten ein- und gleichförmigen Maaße verfaßt sind, rechtfertigt die Freiheit des Humors.

Es erhellt übrigens schon aus dem Titel, in dem der Humor als ein Prädikat der Philosophie bezeichnet ist, daß Witz, Phantasie, Humor nur in so fern in dieser Schrift in Betracht kommen und für den Verfasser überhaupt Werth haben, als sie einer höhern Macht, als sie selber sind, dienen — der Wahrheit und dem Gedanken, durch welchen sie sich allein dem Sterblichen in unzweideutigem Lichte offenbart. Sehr häufig sind freilich Witz und Phantasie da, wo sie nicht in ihrem eigenthümlichen Elemente, dem der Poesie sind, nur Vitia splendida, nur Lückenbüßer des Gedankens. Etwas Anderes ist es dagegen, wo sie die Früchte der Erkenntniß sind, denen nur die innere Reife den reizenden Farbenschmuck der Schönheit aufgedrückt hat, wo das Feuer der Sinnlichkeit nicht die Gluth der Begierde ist, die den ersehnten Gegenstand in täuschenden Bildern vergebens zu erfassen strebt, sondern die Gluth des vollendeten Genusses, wo die Phantasie die Geliebte des Gedankens ist, die die selige Gewißheit, daß sie sein, daß er ihr Wesen ist, dem Geliebten in freudetrunknen Blicken entgegenstrahlt.

Mit andern Worten und Bildern: hier ist die Phantasie selbst nur eine Phantasie, der Witz selbst nur ein Witz, hier sind sie nichts weiter, als der sich selbst erkennende und klar durchschauende Gedanke, der sich freiwillig zum Bilde entäußert, der sich anders ausdrücken könnte, wenn er wollte, der nur aus tiefer Ironie unter der Maske des Scherzes und Bildes den bittern Ernst der Wahrheit verbirgt. Ein wesentliches Attribut des Gedankens, der sich so ausdrückt, ist aber der Humor, der jedoch hier keine andre Bedeutung hat, als die, daß er der Privatdocent der Philosophie ist.

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menschen. Wir machen zwar viele Bekanntschaften, aber Wenige erwählen wir zu unsern Freunden, unsern vertrauten Lebensgefährten.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unsern Freunden machen, werden uns nie zum Ekel. Sie nützen sich durch den Gebrauch nicht ab; sie reproduciren sich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß ist unerschöpflich.

Ueber tüchtige Menschen erlauben wir uns erst nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir sagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen sie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: schon bei den ersten Seiten sind wir mit ihnen fertig. Wir können sie eben so wenig genießen, als wir todte Mäuse und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel anderer Menschen auflecken können, und sollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch solche Büßungen unser ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „ich kann nicht, ich mag nicht", ist auch hierin oft das allergründlichste Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die nämlichen Affecte, welche die Menschen, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstracter. Warum? weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trotzenden Granitblöcken.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerliche, sondern eine innewohnende Kraft, das eigne Gute, die eigne Vortrefflichkeit, und die damit verbundne Nothwendigkeit der Existenz.

Merkwürdig sind Milton's Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch, sagt er (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit), ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben so gefürchtet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten."

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigene Kraft durch die Welt schlägt, während das mündliche oder lebendige Wort durch die Recommandationen Ihro Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidne, einfache, stille, von der Welt zurückgezogne Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, liebenswürdige Jungfrau, aber ein Bischen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrnen Jüngling und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwester nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Wann werden die Menschen doch einmal so gescheut werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind. Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Electricität, der Magnetismus, Beweise von seinem Dasein giebt? Giebt es daher etwas Lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Blickes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberstellt, und aus dem Gewicht dieses materiellen Druckes die Unzugänglichkeit oder gar

die Kraft- und Seelenlosigkeit des idealen Wortes beweisen will? Erkennt jedes Wesen in seiner Wirkungssphäre, und ihr werdet nicht mehr seine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geist dem Geiste, sondern Person der Person gegenübersteht, da sind natürlich auch nur persönliche Mittel der Mittheilung die sach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, sich zum unmittelbaren Leibeigenen des Andern zu machen, als zuverlässige Hypotheke seiner Liebe und Verehrung die ganze Baarschaft seiner Gesinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Es giebt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich besser durch die sinnliche Anschauung erkennen, als durch die Lectüre. Aber es ist thöricht, deßwegen das Wesen und den hohen Werth des Buches zu verkennen. Der Mensch wird sowohl in der Lectüre, als in der Schriftstellerei von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affectionen frei, die bei der sinnlichen Anschauung mit in sein Urtheil einfließen, und seine Reinheit trüben; seine Seele wird leidenschaftsloser, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie sie ist.

Das Leben ist die Frühlingszeit unsrer Gedanken und Empfindungen; es ist bereits Spätsommer, ja Herbst, wenn sie auf das Papier kommen. Freilich ist jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterschmuck, das lebhafte Grün dahin, aber dafür sind sie nun auch zeitlich und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es ist nun einmal so: die Erkenntniß wird nur durch den Verlust der Unschuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder

ergreift, so seid gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese des Lebens heraus ist, schon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Darum trägt auch Mephistopheles eine Feder auf seinem Kopfe.

„In aula omnibus abundo, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe in Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht", sagte ein französischer König, eine Aeußerung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt ist ein schöner, fürstlicher Palast, der Verstand der König, der aber an seiner Seite zur Maitresse die Phantasie hat, die eine wahre Pompadour ist; die Sinne sind die Höflinge, welche die Wahrheit nicht unentstellt vor den Thron gelangen lassen. Wer diese finden will, muß sich in die stillen Lesekabinete und Studirzimmer der Bücher zurückziehen.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sicilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden, und verkehren die Entfernten mit einander, als stünden sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossenen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft, und übergiebt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unsres (physischen) Lebens anerkennen, aber als die Quelle unseres edlen, unsres geistigen Lebens die Schrift."

Wer immer mitten drin im Leben herumwadet, der weiß wohl Vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mit fortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern*). So giebt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine Person auf uns machte, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn faßten. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung mitgenommene Bild, lesen wir sorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Person zusammen, um sie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen so die Dotter des Ei's, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeschält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneneindruckes in unsere Gewalt. Die einzig vernünftige Absonderung vom Leben ist jedoch keine sinnliche, sondern eine geistige, d. h. die, welche uns nur der untern, mit den gröbsten Bestandtheilen angefüllten Atmosphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochener Berührung mit den feineren Exhalationen des Lebens erhält; und diese Absonderung ist eben der Umgang mit Büchern.

Das Leben muß wie ein kostbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genossen werden. Auch der beste Wein verliert für uns allen Reiz, wir wissen ihn nicht mehr zu schätzen, wenn wir ihn wie Wasser hinunterschütten.

Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wildromantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten

*) Was versteht denn hier und anderwärts der Verfasser unter dem Leben? Welches Leben meint er denn? Ja das soll der Leser selbst so gescheut sein herauszubringen.

Standpunkten errichtet, und auf seinen Wanderungen nicht blos der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deßwegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln, und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche zu richten.

Die Phantasie stammt aus königlichem Geblüte, die Sinne sind von adeliger Herkunft, die Vernunft ist bürgerlichen Ursprungs. Die Sinne spielen daher im Leben unter dem Protectorate der Phantasie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Misanthropie, doch zu Schwermuth und Tiefsinn eine vorherrschende Disposition hatte, begiebt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedies selten in einem andern Ansehn, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachleben zu können, und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Excerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeuge, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest, und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Species, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendetsten Exemplare aus;

die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit Preis gegeben.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schaafe von den Böcken, übergiebt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Was wir im Leben nach und nach in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter sich oft die allerschlechtesten und abgeschliffensten Zwölfer, Sechser, Groschen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es sich denn, daß der Inhalt unseres Lebensseckels, ob er gleich einen gewaltigen Bausch macht, und wunder wie viel zu betragen scheint, dennoch, wenn er in die Münzsorte ausgewechselt wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldstück sich reducirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unserer Westentasche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch ist der Compte rendu, das Facit unseres Lebens, der reine Gewinnst, der uns von ihm nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Das Leben ist ein Poet, das Buch ein Philosoph. Jener beschaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieser die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poesie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effect zu verstärken, den Baum, wie er in voller Blüthe dasteht, wie Tausende und abermals Tausende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magischen Kraft dieser Anschauung

bewenden. Aber die Philosophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchstens ein Paar Blüthen ab — denn diese reichen schon zu ihrem Zwecke hin, sie kommt mit Wenigem aus — betrachtet sie ganz genau, nimmt sie in aller Ruhe mit sich nach Hause, trocknet sie dann an der Sonne der Vernunft, und bewahrt sie in einem Buche auf. Die Poesie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit schönen Farben funkelt, einen Diamanten; aber die Philosophie berührt, um das Wesen vom Scheine zu unterscheiden, mit dem Zeigefinger des Verstandes den Wassertropfen, und macht so mit einem Tupfer der glänzenden Täuschung ein Ende.

Die ächten Schriftsteller sind die Gewissensbisse der Menschheit. Das Gewissen stellt die Dinge anders dar, als sie scheinen; es ist das Mikroskop, das sie vergrößert, um sie unsern stumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es ist die Metaphysik des Herzens. Es kritisirt mit Strenge und Bitterkeit unsere Handlungen, löst sie in ihre Motive auf, und selbst diese wieder in ihre feinsten Bestandtheile, macht zu unserm größten Leidwesen haarscharfe Distinctionen, die wir zu unserer Beruhigung für blose Hirngespinste und Spitzfindigkeiten auszugeben nur gar zu sehr geneigt sind; es ist ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armselige Menschheit, wenn Du kein gutes Gewissen mehr hast, wenn Du die Vorwürfe, die es Dir macht, als blose Subtilitäten und Uebertreibungen eines kränklichen, überspannten Gemüths betrachtest, um die Stimme des Gewissens zu betäuben!

Im Leben ist der Mensch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulysses. Das Buch ist die Insel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, seine Seele, seine liebe Ehegattin, die treue

Penelope, welche unterdessen im Leben das langweilige Loos hatte, immer wieder über Nacht auftrennen zu müssen, was sie am Tage gearbeitet, und so nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den wesentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman seines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tausenderlei kleine Umstände und gewöhnliche Dinge in seiner Erzählung, sondern verschweigt auch absichtlich seiner lieben Ehehälfte so manches Abenteuer, welches ihre keuschen Ohren beleidigen könnte. Aber deßwegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollständiges Gemälde von ihm und seinem Leben in ihr zu besitzen.

Unstreitig legt nur der die Genesis richtig aus, welcher erkennet, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Bösen bricht, mit deren Genuß er das Paradies des Lebens verliert, auch die Blätter sind, mit denen er seine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines besonderen Kennzeichens bedurfte, um sich zu überzeugen, daß Ulysses wirklich Ulysses sei, so können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingehen lassen; aber für uns ziemt sich eine solche Specialuntersuchung schlechterdings nicht; sie ist uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen schon ohne sie vollständig den Ulysses als Ulysses.

Es ist freilich ein herrliches Vergnügen, den schönen Rheinstrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Gesellschaft, vorausgesetzt, daß es gutes Wetter ist, und nun so Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menschen für Menschen vorüberziehen zu sehen. Aber wie bedeutungslos ist die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlorner, wenn wir uns nicht wenigstens einige Stunden täglich von der Gesellschaft absondern, die schönsten und interessantesten

Partien von den vorübergehenden Erscheinungen auf dem Papiere fixiren, und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigsten, wissenswürdigsten Umstände begleiten, um unsern Kindern, die daheim bleiben mußten, wenn wir nach Hause kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigstens unsre Quasireisegefährten sein zu können.

Das Leben ist eine hohe Militairperson; es hat ein martialisches Aussehen, ist aber dessen ungeachtet besonders in Damengesellschaften gern gesehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köstlichsten Diamanten besetzten Degen an der Seite; die Brust ist übersäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchstraße von Orden; die Zeichen seines Standes und seiner hohen Würde sind zu aller Welt Schau an dem Putzladen seiner Uniform ausgeschlagen; schon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Wesen, das da kommt; alle Augen sind auf den stolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne schon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen ist ein wahrer Gelehrter, in einem prunklosen, einfachen Habit; man sieht's ihm nicht von Außen an, was er ist; seine Verdienste werden nicht belohnt, aber sie sind auch unbelohnbar; er ist gering geschätzt von dem großen Haufen; seine besten, universellsten, ins Rad der Weltgeschichte mächtigst eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemandem wahrgenommen, als höchstens einem Nachbar, der sich besonders für ihn interessirt; sein Leben ist ein Räthsel, ein Geheimniß, seine Macht eine unsichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militairperson ist seicht, macht aber ein Getöse, einen Eclat, wie der Rheinfall bei Schaffhausen; das Leben des Gelehrten ist ein stilles Wasser, das aber tief gründet, und nur bei seltnen gewaltigen Erderschütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weise seinen Zusammmenhang mit dem großen Weltmeere beweist.

Die sinnliche Anschauung ist bei der größern Anzahl der Menschen das einzige Maß ihres Verstandes, die Richtschnur ihrer Urtheile, der feste Anhaltspunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie auf's Glatteis, wo sie Hals und Bein brechen. Daher halten sie für Ursache, was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man noch eine lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erst zu der Ursache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke wahrgenommen werden kann. Wenn sie auch sonst oft selbst auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, so geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo sie mit der sinnlichen Anschauung ihre Gouvernantin und folglich alle Haltung verlieren, eben so, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergallerie kommt. Vor den erhabensten Phantasiestücken und historischen Gemälden geht er gleichgültig und unberührt vorüber, aber wenn er ein Fruchtstück mit appetitlichen Hasen und Rebhühnern, oder eine Kuh, die seiner eignen Stallkuh so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Portrait von seinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag ist, ja das ist ein anderer Casus; da kann er sich nicht satt daran sehen; da springt ihm fast das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf schmeckt ihm sein Essen noch zehnmal so gut; und wenn er nach Hause zu Weib und Kind kommt, so kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einflusse zu erzählen, den die schönen Künste auf das Leben haben. Nur solchen Schriften, die von einer neuen Zahntinctur, von frischen Heringen und Picklingen, und andern dergleichen practischen Dingen handeln, und denen sie auch darum allein den höchst bezeichnenden Namen von Intelligenzblättern geben, räumen sie eine Bedeutung fürs Leben ein. Ein Schriftsteller, der keine Artikel für solche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn sie milde urtheilen, allerhöchstens für einen müßigen Flötenspieler, wie Malesherbes aus Bescheidenheit sich selbst nannte. Und je enger die Sphäre ihrer

Praxis ist, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenstände und Bücher, deren Realität und Bedeutung fürs Leben sie anzuerkennen im Stande sind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der sagen konnte: „Die Tragödie befeuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden schaffen. In dieser Rücksicht verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen.“

Die Epistolae obscurorum virorum befreiten Erasmus von einer Krankheit; „er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr vexirte, dieweil er nun solches nicht gern von denen Chirurgis wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den oben besagten Episteln nachgesetzte Worte las: ego me diabolice inutilem faciam. Darüber fing er dermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er so gar bald Linderung empfand.“ O ihr kleingeisterischen, kurzsichtigen Praktiker, nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht geradezu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur abgiebt, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden, sagt Bacon von Verulam, ist die Macht der Wissenschaft. Denn die Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum bringt die Herrschaft über ein sclavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueber-

zeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist, und selbst über den Willen gebietet."

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unsrer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflectirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief, sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist."

„Unsterblichkeit," sagt Bacon, „ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts Erhebung in den Adelsstand, Gebäude, Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die bleibendsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünfundzwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengesunken sind. Die Gemälde und Statüen des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das

Alter zu Grunde gegangen, und die Copieen verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unversehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets ohne Veränderung erneuert werden können, wenn sie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da sie ununterbrochen neues Leben schaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil sie die Schätze und Waaren von einem Orte zum andern, und so die entlegensten Länder durch den gegenseitigen Austausch der Lebensgenüsse mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müssen wir erst die Erfindung der Schrift feiern, die gleichsam hinsegelnd über den Ocean der Zeit die entferntesten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geisteserzeugnisse mit einander verbindet?"

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zusammenhaltenden Regierung sind; aber in unserm eignen Hause, d. h. im Kopfe, da bilden wir uns ein, die unumschränkten Herren zu sein, und unsre Gedanken nur so nach Willkühr aus uns, wie aus dem Aermel herausschütteln zu können. Allein auch im Geiste, auch in unserer freiesten Production hängen wir alle, Vergangne, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und schreibt ein Jeder auf Kosten des Andern. Die Literatur ist Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt wird; die Gedanken, die wir für unsre eigensten, unabhängigsten halten, und in selbstständigen Büchern zu ediren uns einbilden, sind nur Theile dieses großen Werkes, die sich bon gré mal gré auf die vorangegangenen beziehen; unsere besten Originalwerke sind Plagiate von den Vorlesungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiste privatissime gehört haben. Und

gerade die großen Schriftsteller, denen wir am meisten Originalität und Selbstständigkeit zuschreiben, beweisen es auf das Unverkennbarste, daß sie nur Resultate, nothwendige Producte vorangegangener Entwickelungen sind. Nur über die Leichen ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen sie triumphirend in den Tempel der Unsterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen sie erst dann, wenn schon Alles zu ihrem Empfang bereit ist, alle Hindernisse hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt sind, während ihre armen Vorfahren bei stockfinsterer Nacht die unwegsamsten Wildnisse zu passiren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll ums Leben kamen. Leider haben aber die großen Geister meistens ein sehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes schämen sie sich ihrer niedrigen Herkunft, vergessen sie, daß sie nur den Unterstützungen ihrer armen Verwandten die Mittel verdanken, durch die sie sich so hoch emporgeschwungen haben, nur auf ihre Kosten so große Männer geworden sind. So wollen unsre großen Klassiker Nichts davon wissen, daß Gottsched, Neukirch, Hofmannswaldau und Consorten ihre Verwandten waren, daß sie nur durch ihre Verwendung die lateinische Schule und die Universität besuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den sie sich auf ihre eigne Faust erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten schon vor ihrer Geburt zusammengeschossen, und bei ihrer Taufe als Pathengeschenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieser Vergessenheit nicht böse sein. Die Menschheit hüllt überall die ersten Anfänge der Cultur in tiefes Dunkel, stürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergessenheit, blos, wie es scheint, aus Schaam, daß sie den Aufwand so vieler Zeit und Kräfte, so viele Anläufe, Versuche und Vorspiele nöthig hat, bis sie einmal etwas Gescheutes und Vollendetes zu Stande bringt. So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deßwegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes

zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Schaam, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weitläufigen Connaissancen und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochlöblichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt, und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Das Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den bornirten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochlöblichen Stadtmagistrate zu accommodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hiezu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Profit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit Burschenliedern, Modejournalen, politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die seltensten Schätze der Vergangenheit hat, die blos bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Wie die Flüsse zu Gränzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Communication derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es hauptsächlich die Werke der Literatur, nicht die Landstraßen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Bornirtheit ihres Sectengeistes herausreißen, sie in eine wahre Communication, eine innige Berührung versetzen, und so die aparten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Goethe: „Es giebt keine patriotische Kunst und keine partriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangnen übrig und bekannt ist, gefördert werden.“

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deßwegen, weil er wirklich besser ist, Gott bewahre! blos deßwegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern segensreichen Blicken herangewachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden giebt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Producte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind, besser findet und mit größerem Appetite genießt, als die Producte der Vergangenheit. So hätscheln wir die literarischen und sonstigen Celebritäten unserer Tage, feiern auf eine so kindische Weise den Geburtstag jedes neuen Dichterleins, und finden die matten Herbstzeitlosen unsrer dermaligen Poesie so schön, ja vielleicht noch schöner, als die wohlduftenden prachtvollen Rosen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! blos deßwegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen

unserer lieben Zeitgenossen, weil sie auf unserm Mist gewachsen sind, weil wir vermittelst der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unsern eignen Ausdünstungen den Boden gedüngt haben, dem diese schönen Pflänzchen entsprossen sind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einsam in den erhabnen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgepriesenen Helden des Tags unter dem niedrigsten Gestrüppe der Gegenwart sein Leben zubringt.

Es ist wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menschen eben solche zerstörende Wirkungen hervor, wie die Ottilie in Goethes Wahlverwandtschaften, durch deren Erscheinung das Glück eines zufriednen Lebens zu Grunde geht; die Lectüre entzweit sie mit dem Leben, reißt sie, indem sie ihren Gesichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwissenheit und Zufriedenheit mit ihrer Existenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns solche elende, traurige Exceptionen? Es ist im Gegentheil nur die Lectüre, die uns mit dem Leben versöhnt, indem sie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eignen Grund und Bodens, auf den wir gebannt sind, durch die Producte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleskope der Bücher über die engen niederdrückenden Grenzen unserer nächsten Umgebungen hinaus in die Herrlichkeiten ferner Regionen uns blicken läßt, und uns so für den schmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Kosten für eine Reise durch und um die Welt zu bestreiten, hinreichend entschädigt.

Ihr habt Recht: die Lectüre hat mannigfaltige Nachtheile für den Menschen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lectüre verwöhnt unsern Gaumen; die ordinäre Kost, die Ihr im Leben uns bietet, behagt uns nicht mehr; auf eine attische Nacht,

die wir in der Lectüre eines Aristophanes oder Plato feiern, schmeckt uns der Umgang mit Euch so vortrefflich, wie gemeiner Krätzer auf Falerner Wein. Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.

Die guten Bücher sind keusche, edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die sich absichtlich den Blicken des nicht unterscheidenden großen Haufens entziehen, die nur allmälig am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Gunst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden hat. Darum ist auch die wahre Lectüre — und was diese ist, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Act der lebensvollsten Innigkeit. Obwohl wir in der Lectüre nur bei Fremden zu Gaste sind, so ist es uns doch so wohl, so heimlich, als wären wir bei uns zu Hause, als wären die lieben Gastgeber schon von Kindesbeinen an unsere vertrautesten Stubenkameraden gewesen. Wir werden in ihr eines andern Wesen als unseres eigensten inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

„Wenn ich Thomson lese," sagt der Engländer Godwin, „bin ich Thomson, wenn ich Milton lese, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geistigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenständen annimmt, in deren Nähe es sich befindet." Und der altdeutsche Denker Sebastian Frank von Wörd sagt von den Büchern: „Ihr einiger rechter Gebrauch sei, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darinnen suchen."

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es giebt aber auch schon im Leben eine Metempsychose. Diese ist die Lectüre. Beneiden wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Gestalten von hundert Weibern annahm, und daher so glücklich war, die Geheimnisse der Liebe im Originaltexte selbst lesen zu können! Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Goethe sich zu verwandeln! Freilich — es ist traurig genug — fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Esels und andrer niedriger Geschöpfe. Indeß hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht. Daher hat man mit Recht gesagt, es sei kein Buch so schlecht, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Geistiges in sich aufnehmen, heißt nichts Anderes, als es verstehen, und verstehen heißt nichts Anderes, als Etwas in und aus uns selbst, in Uebereinstimmung mit unserm eignen vernünftigen Wesen erkennen. Es kann Nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns selbst herauskommt, in unserm eignen Wesen gegründet ist. So können wir auch Nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich, wenigstens seinem allgemeinen, wesentlichen Sinn und Verstand nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unserm eignen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das *Γνωϑι σαυτον* (Erkenne Dich selbst) des Sokrates.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genusse der

Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genußreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist, und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält, und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der blose Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch hingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lectüre seine Makrobiotik; er findet in den Büchern nicht nur blose Lebensmittel, sondern auch Lebens-Verlängerungsmittel; er datirt sein Sein nicht von heute, sondern von den ältesten Zeiten. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eignen Lebens.

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das andere Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eigenen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pilz, der über Nacht aufgeschossen ist; sein Dasein ist ihm ein Räthsel, und er muß daher, um es sich einigermaßen, wenigstens der Einbildung nach, aufzulösen und von dem geheimen Grausen loszukommen, womit ihn die Einöde seines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Postulate der Zukunft seine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Aphorismus unseres Lebens verliert nur seine fragmentarische Bedeutung, bekommt erst Sinn und Verstand, wenn er im Zusammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit gelesen wird.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz und Molière gespielt, absonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Médecin malgré lui, les Femmes savantes, u. s. w., denn die Komödie ist „das Bild des gemeinen Lebens." Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abstrahirt vom gemeinen Leben, sie sucht ihre Materialien nicht auf den Viehweiden, in den Promenaden, den Nutz- und Lustgärten der Gegenwart, sondern auf den höchsten Alpengipfeln unter den Resten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Die Stuben, die der Mensch im Leben bewohnt, sind Parterre, und gehen hinaus auf die Gasse, wo einem vor lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studirzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn Ihr ihn kennen lernen, wenn Ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affecten und geheimsten Gedanken ist, so müßt Ihr ihn in seinem Studirzimmer belauschen, und in dem Momente abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso," practicirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quintessenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt."

Die Vernunft ist ein unergründlich tiefes, ist das vortrefflichste Wesen von der Welt, ob Ihr gleich sie so en bagatelle behandelt und

mit ihr umgeht, als kenntet Ihr sie von Innen und Außen. Sie ist ein Weib — — o! wenn ich sie nur einigermaßen Euch zu schildern im Stande wäre! sie hat eine Seele o, so mild, so weich, so subtil und ätherisch und doch so allwirkend, so allherrschend, wie das Licht! Sie durchschaut ihren Mann, den Menschen, bis auf den Grund seines Wesens, sie kennt ihn mit allen seinen Blößen und Schwächen, sie hat ihn vollkommen unter dem Pantoffel, aber sie ist so zartfühlend und gescheut, ihm ihre Herrschaft durchaus nicht merken zu lassen, indem sie ihm, ob sie ihn gleich nie aus ihrem Auge verliert, doch immer noch einen hinreichenden Spielraum von Freiheit, d. h. auf Lateinisch licentia poetica zu allerlei tollen Streichen und Excessen übrig läßt; denn eine andere Bedeutung hat die Freiheit für die Menschen nicht, daher sie ihnen auch so unendlich theuer, so heilig ist, wie der blaue Montag den Handwerksburschen, wie den bücher- und lernscheuen Gymnasiasten die freien Zwischenviertelstunden, in denen sie durch Prügeleien die schlagendsten Beweise von dem Dasein der Freiheit geben, daher sie den sogleich als einen Atheisten verschreien, der ihnen dieses Steckenpferd der Moral und Pädagogik nehmen will. Mit Einem Worte die Vernunft ist — wenn anders die Schilderung von den deutschen und französischen Frauen, die unlängst eine Fürstin machte, ihre Richtigkeit hat — keine Deutsche, sondern eine Französin, die in ihrem Hause eine unsichtbare Herrschaft ausübt, und ob sie gleich stets in den höhern Regionen des Lebens schwebt, d. h. sich mit Politik, Kunst und Wissenschaft beschäftigt, doch zugleich mit ihrem kleinen Finger das ganze Räderwerk des Hauswesens in Bewegung erhält.

Ganz anders ist es dagegen mit dem Herzen, dem Kebsweibe, das sich der Mensch, wie der Narr meint, im Rücken seiner rechtmäßigen Ehegattin, zur Befriedigung seiner Lüste hält. Weil seine Maitresse nothwendiger Weise, nach dem bekannten Erfahrungsgesetze, daß die verbotne Frucht immer besser schmeckt, als die erlaubte, mehr Reize für ihn hat, als seine Gattin, weil sie eben so wohl seinen Lieblings-

neigungen schmeichelt, als sie ihm, wenn sie einmal in seinen schwachen Stunden ihn ganz unter ihre Gewalt bringt, bei ihrem leidenschaftlichen, aufbrausenden Temperamente auf eine höchst derbe und empfindliche Weise ihre Herrschaft fühlen läßt: so feiert der Mensch das Herz als seine einzige Gebieterin, nennt es das edelste Geschöpf, einen wahren Engel auf Erden, rühmt sich laut, sein Sklave zu sein, und bringt der Vernunft die gebührende Achtung nur wie einen lästigen Tribut dar, um es nicht zu einem förmlichen Bruch mit ihr kommen zu lassen, und so den Anlaß zu einem öffentlichen Skandal zu geben. Dabei läßt natürlich das Herz es nicht an den gewöhnlichen Maitressenkunstgriffen fehlen. Es hetzt den Menschen gegen die Vernunft auf, und schildert sie ihm zu diesem Zwecke mit der größten Ironie als ein seelenloses, kaltes Wesen, als eine Pedantin sonder Gleichen, als eine Person, die sich allenfalls zu seiner Haushälterin, aber nicht zu seiner Frau schicke, die wohl den Kochlöffel, die Näh- und Stricknadeln führen, aber — und das sei doch das Haupterforderniß zu einer glücklichen Ehe — einen Mann nicht unterhalten könne, daher die Liebe statt als eine Erleichterung von den irdischen Lasten, vielmehr selbst als die größte aller Lasten ihm fühlen lasse. Es geht in seiner Feindseligkeit gegen die Vernunft so weit, daß es selbst ihre Tugenden, ihre liebenswürdige Einfachheit, ihre himmlische Sanftmuth, ihre unermüdliche Geduld, ihre beispiellose Treue und wohlwollende Sorge für das Beste des Menschen als Mangel an höherer Bildung, als Beweise ihrer Bornirtheit und gemeinen bürgerlichen Gesinnung bezeichnet. Verblendet durch diese Zauberkünste seiner Maitresse erkennt der Tölpel nicht, daß selbst noch in dieser seiner Verirrung die Vernunft sein leitender Genius ist, und mit rastloser Wachsamkeit und unergründlicher Langmuth zur Abwehrung grundverderblicher Schritte stets hinter seinem Rücken steht, ja daß er nur aus ihren Mitteln — denn von Hause aus ist der Mensch bettelarm, nur seine Frau brachte ihm sein Vermögen zu — die zu seiner Liebesaffäre nothwendigen Kosten bestreitet. Denn wie ist Liebe mög-

lich, ohne gegenseitige Verständigung? Was ist sie anders, als eine vertraute, innige Correspondenz? Wie könnte er nun aber seiner Maitresse Liebesbriefe schreiben, wie Erfolg von ihnen erwarten, wenn nicht die Vernunft die vielen sachlichen und selbst orthographischen Fehler, die er in der besinnungslosen Hast seines Herzens hinschreibt, corrigirte, und die besten, siegreichsten Gedanken ihm in die Feder dictirte? Wie könnte er ihr auch nur ein Rendez-vous bestimmen, wenn es nicht mehr richtig in seinem Kopfe wäre, wenn nicht die Vernunft in den beiden Begriffen von Ort und Zeit zwei willkommene Auswege ihm darböte, sich aus der peinlichen Verlegenheit seiner Herzensnoth herauszuziehen? Bei dieser gnadenreichen Nachsicht, welche die Vernunft mit dem Menschen hat, unterläßt sie es jedoch zugleich nicht, liebevolle, leise Vorwürfe und Ermahnungen aller Art anzuwenden, um ihn zur Raison zu bringen, sie greift selbst zu dem äußersten Mittel, das ihr zu Gebote steht, um sich in seinem undankbaren Gemüthe Eingang zu verschaffen, sie schreibt Bücher, d. h. anonyme Briefe an den Menschen, in der gegründeten Ueberzeugung, daß das schriftliche Wort, als das von dem störenden Einflusse der Persönlichkeit befreite Wort, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit selber ist, wie die ernste Posaune des Weltgerichts die Seele erschüttert. Die Vernunft weiß es ja nur zu gut, wie die Menschen es anfangen, um sich alle unangenehmen Wahrheiten vom Halse zu schaffen, die ihnen ein gescheuter Mann in Person beibringen will. Sie brauchen nämlich einen solchen Mann nicht einmal von Gesicht zu kennen, Gott bewahre! sie brauchen ihn nur von der Seite einmal ganz zufällig im Vorbeigehen auf der Gasse im größten Gewühle oder gar nur von Hinten gesehen zu haben, um schon seine charakteristischen Züge zu kennen, die sie aus allerlei Anekdötchen von seinem Leben aus dem Munde müßiger Marktschreier und Stadtklatschen zusammenstoppeln. Wie in einer wohlgeordneten Stadt die Polizei einen Hund verfolgt, der ohne Halsband und Nummer durch die Straßen läuft, so setzen sie einem noch nicht bezeichneten Mann so lange

nach, bis sie ihm das Hundehalsband eines bestimmten Prädikats und Ehrentitels mit Numero so und so viel umgeworfen haben. So lange ein Mensch noch numerirt unter ihnen herumläuft, ist er für sie gewissermaßen ein geheimer Vorwurf; er macht sie stutzig, bange und unruhig; denn sie wissen nicht, ob er ihres Gleichen ist, oder nicht etwas ganz Besonderes im Schilde führt, was ihnen irgend wie Nachtheil bringen kann. So bald sie ihn aber unter irgend einer Nummer untergebracht haben, so sind sie jetzt auf Zeitlebens mit ihm fertig und im Reinen. Sie hängen ihn wie ein außer Mode gekommenes Kleidungsstück in ihrer Antiquitätensammlung auf, stellen ihn, mit der Zuversicht und Wohlbehaglichkeit von Reconvaleszenten, wie ein leeres Arzneiglas in einen Winkel hin, wo er sie nimmer incommodirt. Wenn daher ein so oder so numerirter Mensch im Namen der Vernunft seine Mitmenschen belehren will, so kehren sie ihm auf der Stelle den Rücken, mit dem Ausruf: Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Deßwegen, wie gesagt, schriftstellert die Vernunft, schreibt an den Menschen anonyme Briefe, die ihn so sehr frappiren, weil er nicht weiß, von wem sie kommen; denn wenn gleich die meisten Schriftsteller aus Eitelkeit ihren Namen auf ihre Werke setzen, so sind sie dennoch dem größten Theile ihrer Mitmenschen gar nicht oder nur sehr wenig bekannt, wenigstens weiß die Nachwelt, welche die Vernunft eben so sehr, vielleicht noch mehr als die Gegenwart bedenkt, blutwenig von den Schriftstellern der Vergangenheit, oft kaum mehr als ihren Todestag, und wenn sie auch noch so viel von ihnen auf dem Wege der Historie erfahren sollte, so stehen sie doch in einer solchen Entfernung, daß ihre Sendschreiben an sie nie die Kraft und Bedeutung anonymer Briefe verlieren.

Das Leben ist ein großes Kirchweihfest. Aus allen Ecken und Enden kommt zwar das Elend in tausenderlei erbarmungswürdigen Gestalten zum Vorschein und lagert sich mittenhin auf dem Wege, aber

es macht hier keinen Eindruck; die Stimme des Elends wird übertönt von dem Freudengeschrei der Kirchweihgäste, und der rauschenden Tanzmusik der Sinne. Das **Memento Mori** der Vernunft tritt dem Menschen nur auf Kirchhöfen lebendig entgegen, und das Buch ist ein Kirchhof, aber ein Kirchhof, der nicht die todten, sondern die lebenden Ueberreste des Menschen, nicht seinen Leichnam, seine Seele birgt.

In der Lektüre befinden wir uns im Zustande des Somnambulismus, aber eines Somnambulismus mit wacher Vernunft; denn in ihr äußern wir außerordentliche Kräfte; wir sprechen mit fremden Zungen; wir werden frei von dem sonst uns beherrschenden Gesetze der Gebundenheit an einen bestimmten Ort, und eine bestimmte Zeit; wir werden entrückt dem Kreise der gemeinen Sinnenwahrnehmungen; wir schauen in das innerste Leben anderer Menschen hinein, wir werden selbst durch sie mit den Geistern in Rapport gesetzt. Aber mit welchen Geistern? liebe Leser! Etwa mit solchen, die „in der Gestalt einer grauen, wie mit einem Kopfe versehenen Wolkensäule" die Unsterblichkeit der Seele ad oculos demonstriren, oder „in einem Fracke, und Kanonenstiefeln, in welche lange Hosen gehen," die adäquate, ausdrucksvolle Form ihres geistreichen Wesens finden, wie die Geister der hocherleuchteten Seherin von Prevorst? Mit solchen, die ihre Unsterblichkeit einzig einem Päckchen Rauchtaback verdanken, daß sie bei Lebzeiten zu bezahlen vergaßen, wie weiland jener arme Schlucker in Göttingen, von dem uns Jung Stilling gläubig Bericht erstattet? Mit solchen, die in dem ernsten Momente, wo sie eben unter dem Prorectorate des Todes als Candidaten der Geisterwelt immatriculirt werden, und allen geheimen und offenen Verbindungen mit der irdischen Welt auf immer zu entsagen dem Tode feierlichst in die Hand geloben müssen, nichts Besseres zu thun haben, als an die schlechtesten, kindischsten Bubenstreiche ihrer Flegeljahre zurückzudenken oder sie gar zu wiederholen, wie jener Herr Baron,

Gott hab' ihn selig! von dem Horst in seiner Deuteroscopie erzählt, welcher einer alten Gewohnheit zufolge, und um ein albernes Versprechen zu erfüllen, in dem Momente seines Verscheidens noch seinem fernen Freunde hinter den Ohren in die Haare kratzte? Mit solchen, deren Kraftäußerungen von ihrer persönlichen Existenz nach dem Tode nicht zu unterscheiden sind von dem Gepolter der Katzen und Ratzen auf unserm Boden, deren Beschäftigung es ist — traun! ein Geschäft, das sich ganz für einen Geist paßt, der bereits absolvirt und das Examen rigorosum des Todes bestanden hat — die unsichtbaren Stiefelknechte der Menschen, wie ein Geist in der Seherin von Prevorst, oder ihre Bartscheerer zu sein, wie jener Geist in einem Märchen von Musäus? Kurz mit solchen, die, als nichtswürdige Tagediebe und Vagabunden, als die faden Possenreißer und Hanswursten unseres kindischen Hangs zu Schrecken- und Schaudergeschichten, aus Besorgniß, von den hohen Herrschaften unseres Geistes mit ihren Betteleien zur Treppe hinunter geworfen zu werden, nur an die Furcht, diese Dirne aus dem niedrigsten Stande und von dem beschränktesten Geistesvermögen, sich wenden, und bei der Nacht durchs Fenster der Phantasie in ihre Kammer schleichen, um hier, zum Hohne und zur Vernunftbetäubung aller Zweifler, Freigeister und Philosophen einige Vapeurs als sprechende Beweise ihrer Fortdauer nach dem Tode zu hinterlassen? O! nein! mit solchen Geistern Gottlob! nicht, die um ihr Dasein als Geister zu bewähren, zu den rohsten, plumpsten, ungeistigsten Mitteln greifen, wie schlechte Schulmeister, die, weil sie aus Mangel an Verstand, an Würde und geistiger Kraft nicht im Stande sind, auf vernünftige Weise ihre Jungen im Zaum zu halten, den Stock als das Surrogat ihres leeren Kopfes, als das einzige Dokument ihrer Superiorität bei sich führen, wie erbärmliche Komödianten, welche die Hohlheit und Nichtigkeit ihres Spiels durch unmäßiges Toben und Schreien zu verdecken suchen, gerade aber dadurch bei dem Pöbel Effect machen, wie jene rohen Stämme, die, wenn sie sich um eine Frau bewerben, kein anderes Mittel der Galanterie

kennen, ihre Liebe auszudrücken und den Gegenstand ihrer Wünsche zu bezeichnen, als daß sie diesem geradezu auf die Füße treten. Nein! nur mit solchen Geistern, deren Wirkungen, und folglich deren Sein — denn nur was wirkt, ist — auch nach dem Tode nicht unterschieden und abgetrennt ist von dem Edlen, Wahren und Vortrefflichen, das schon vor dem Tode das Leben ihres Lebens war, die nur in dem Tempel der Musen, als lebens- und liebevolle Menschen schon verklärte Geister und als verklärte Geister noch dieselben liebe- und lebenskräftigen Menschen, unwandelbar, immer sich selbst gleich, als unsere treuen Genossen in Freud und Leid, als unermüdliche Theilnehmer und Mitarbeiter an dem Schicksale der ganzen Menschheit, geistbildend, gedankenweckend, ermuthigend, befreiend und erhebend, in unerschöpflicher Thatkraft auf die allein des Geistes würdige Weise ihre Unsterblichkeit bewähren.

Dem berühmten Mathematiker und Philosophen Tschirnhausen begegnete es oft während der Nacht, endlich auch sogar am hellen Tage, wenn er einen gewissen Grad von Leichtigkeit im Denken erreicht hatte, offenbar in Folge seiner angestrengten Studien und überspannenden Nachtwachen, daß er eine Menge sehr glänzender Funken in der Luft herumhüpfen und tanzen sah. Wenn er sie nicht fixirte, so dauerten sie nicht nur fast eben so lange, als er mit seinen Arbeiten beschäftigt war, sondern sie nahmen auch noch zu an Glanz und Lebhaftigkeit; wenn er sie aber fest betrachten wollte, verschwanden sie. Seht! die Geister unserer alten, neuern und neuesten Geisterseher sind auch sonst Nichts weiter, als solche in der Luft herumtanzende Fünkchen, die wohl eine kindische Phantasie entzücken und beschäftigen können, auf der Stelle aber verschwinden, so wie man sie fixirt, mit den festen Blicken des Verstandes betrachtet. Denn die Wesenhaftigkeit, die Realität, die Dauer des Menschen hängt einzig von der Wesenhaftigkeit, der Realität, der Dauerhaftigkeit seiner Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen ab; nur diese sind die Urelemente seiner geistigen Existenz.

„Zwei Scholaren — so leitet der vortreffliche Gil-Blas von Santillana seine Erzählung ein — gingen einmal mit einander von Pennafiel nach Salamanka. Unterwegs trafen sie eine Quelle an, und setzten sich, um sich zu erholen und ihren Durst zu löschen, an ihrem Rande nieder. Während daß sie hier sich ausruhten, bemerkten sie zufällig neben sich auf einem liegenden Steine einige Schriftzüge, die schon ziemlich durch das Alter und durch die Fußtritte der Heerden, die an dieser Quelle getränkt wurden, ausgelöscht waren. Sie gossen Wasser auf den Stein, um ihn zu reinigen, und erkannten folgende Worte in castillianischer Sprache: Aqui està encerrada el alma del licenciado Pedro Garcias. „Hier ist begraben die Seele des Licentiaten Peter Garcias."

Der Jüngere von den beiden Scholaren, der ein unbesonnener Mensch war, hatte kaum die Inschrift zu Ende gelesen, als er schon in lautes Gelächter ausbrach und sagte: „Kann man sich wohl etwas Komischeres denken? hier ist die Seele begraben — eine begrabene Seele! — Ich möchte das Originalstück kennen, das eine so lächerliche Inschrift gemacht hat." Wie er diese Worte gesprochen hatte, erhob er sich auch schon, um wieder fortzugehen. Sein Reisegefährte aber, der mehr Verstand hatte, sagte bei sich selbst: Darunter steckt ein Geheimniß; ich will hier bleiben, um es zu entdecken. Er ließ daher seinen Kameraden weiterziehen, und ohne Zeit zu verlieren, grub er mit seinem Taschenmesser die Erde um den Stein herum auf. Diese Arbeit gelang ihm auch so gut, daß er endlich den Stein aufheben konnte. Er fand unter ihm einen ledernen Beutel, und, als er ihn öffnete, siehe da! da waren hundert Dukaten darin nebst einer Karte, auf der folgende Worte in lateinischer Sprache geschrieben standen: „Sei mein Erbe, Du, der so viel Geist und Witz hat, den Sinn dieser Inschrift zu errathen, und mache von meinem Gelde einen bessern Gebrauch als ich." Entzückt über diesen Fund legte der Scholar den Stein wieder an seinen alten Platz, und machte sich auf den Weg nach Salamanka, bepackt mit der

Seele des Licentiaten." O Don Peter Garcias, was warst Du für ein heller, ein gescheuter Kopf! Du hättest den Leuten die Geister- und Gespensterseherei aus dem Leibe treiben können, Du wärst wie das lebendige Fegefeuer unter sie hineingefahren! Schade, Jammerschade! daß Du so früh gestorben bist! Und wenn auch gleich Deine Grabschrift Nichts weiter war, als nur ein isolirter, witziger Einfall, so schmälert das dennoch Deinen Ruhm, mit dieser Sternschnuppe Deines Geistes einen erleuchtenden Blick in das dunkle Wesen des Menschen geworfen zu haben, so wenig, als die Birne, die einst Newton auf die Nase fiel und zur Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgesetzes verhalf, das Verdienst der Erfindung ihm streitig macht. Wollen wir darum Deinen Manen, erfindungsreicher Garcias! feierlichst opfern, und wenn wir auch nicht mehr die Erben Deiner hundert Dukaten sein können, weil schon jener scharfsinnige Scholar — o möge er doch zum Lohne seiner Arbeit und seiner sinnreichen Entdeckung sich recht gütlich damit thun! — uns zuvorgekommen ist, so wollen wir doch wenigstens die Erben Deines Geistes sein, und den Schatz heben, der unter dieser Deiner Inschrift verborgen liegt! Das, was dem Menschen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, was ihm nie aus dem Kopf und dem Herzen kommt, worüber er seinen Abend- und Morgensegen zu beten vergißt, wonach er bis nach Rom, wenn er es dort und nicht anderswo findet, barfuß über Dornen und Disteln läuft, ohne die Schmerzen zu scheuen, oft auch nur zu empfinden, Das, was ihn sein ganzes Leben lang an der Nase herumführt, was ihn mit unwiderstehlicher Macht an sich fesselt, was ihn so gewaltsam zusammenknebelt, daß er keinen freien Athemzug mehr thun kann, Das, dessen Besitz, wenn er auch sonst der trockenste, prosaischste Geselle von der Welt ist, ihn bis zu Thränen rührt und sein Antlitz so freude-feuer-glänzendroth macht, wie Utzens Gesicht war, als er einst in einer Hymne zur Gottheit jubelnd aufflog, dessen Genuß ihn hinauf bis ans Ende der Welt, wo Sein an Nichtsein grenzt, bis in den siebenten Himmel entzückt, und in ein Meer

unergründlicher Wohllust versenket, daß ihm Sehen und Hören vergeht, dessen möglicher Verlust allein schon ihm Heulen und Zähneklappern verursacht, Das — und wäre dieses Das auch nur die Summe von hundert Dukaten, oder eine Conjectur im Eutropius, oder die Erfindung einer neuen Stiefelwichse, oder ein Ordensbändchen mit dem Wörtchen: von — Das nur und sonst auch nicht ein Haar breit mehr ist die Seele des Menschen. Wohlweislich ließen darum die in ihrer anspruchslosen Kindlichkeit und Lebensheiterkeit so tief in die Natur des Menschen blickenden Alten auch noch in den elysäischen Gefilden die Dahingeschiedenen die nämlichen Beschäftigungen, wie früher im Leben, forttreiben; denn der Mensch wächst mit der Art seiner Beschäftigung, mit den Objecten seiner Wünsche, Lieblingsneigungen und Leidenschaften so ganz und gar zusammen, daß er von ihnen unzertrennlich wird, daß sie so wenig von einander zu unterscheiden sind, als zwei Flüsse, wenn sie einmal zu Einem Strome sich verbunden haben.

Aber die erhabne Einfachheit, die anspruchslose Wahrhaftigkeit der Alten war in die Dauer nicht für die Welt. Die Welt liebt die Großthuerei und Großsprecherei; sie will glänzende Versprechungen, auch wenn sie ihr nie erfüllt werden; sie will wenigstens auf ihre Fragen eine die Sache aufschiebende und umgehende, nur um Alles nicht eine abschlägige Antwort. Ein Schuldner, der zur Welt sagt: „Gerne will ich jederzeit Deine rechtmäßigen Forderungen an mich befriedigen; aber diesen Schuldschein, den Du mir hier bringst, kann ich nun und nimmermehr anerkennen; Du bist unverschämt, Du übertreibst es; unmöglich kann ich Dir eine solche Summe bezahlen, wenn ich gleich aus Mitleid und Theilnahme an Deinem Loose es von Herzen gern thäte", wird von ihr, weil er wahrhaftig ist, als ein schlechter, ein inhumaner Mensch verurtheilt und verstoßen; ein Schuldner dagegen, der die unverschämte Schuldforderung, wenn er gleich nie im Stande ist oder gar nicht einmal im Sinne hat, sie zu bezahlen, ohne Umstände mit nächstem zu berichtigen verspricht, — ein Nächstens, das sich von Tag

zu Tag, von Jahr zu Jahr bis in eine unerreichbare Ferne verzieht — wird von ihr als ein ganz charmanter Mann, ein herzensguter Mann, ein Mann, der Einsicht hat und mit den Leuten umzugehen weiß, gefeiert und verehrt.

Die adeligen Geschlechter der alten Völker verloren darum das Regiment, ja zunächst allen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und auf sie succedirte die große Plebejerherrschaft. Sie wurden überstimmt von den demagogischen Großsprechern der nachfolgenden Zeiten. Der Geist und damit die Zeit unsterblicher Bücher war dahin; an die Stelle der klassischen Werke traten jetzt Peregrine und Apollonios von Tyana, Mirakel, Dämone, Engel, kurz unsre lieben wohlbekannten Geister, diese physiologischen Farbenerscheinungen des menschlichen Geistes. Großes hatte die Menschheit vollbracht; um sich von ihren Anstrengungen zu erholen, beschäftigte sie sich jetzt mit den Spielen der Phantasie, wie der französische Philosoph Malebranche in seinen müßigen Augenblicken, um seinen Kopf nicht anzustrengen, mit Kinderspielen sich unterhielt, wie Karl V. nach Ablegung seiner Kaiserkrone zum Zeitvertreibe sich mit der Verfertigung possierlicher Puppen beschäftigte, deren Bewegungen und Stellungen die unwissenden Mönche so sehr frappirten, daß sie in ihnen nur Wirkungen seiner Verbindung mit höhern Mächten zu sehen glaubten. Sie versank in den Zustand der Schlaftrunkenheit, worin der Mensch den Maßstab der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Einbildung verliert, selbst das Gesumse einer Schnacke oder das Geplätscher einer in sein Waschwasser gefallnen Maus als bezaubernde Choralklänge aus höhern Regionen vernimmt. Endlich brach die volle Mitternacht über Europa herein, und sie dauerte, nur von einzelnen Lichterscheinungen unterbrochen, so lange fort, bis endlich wieder die Menschheit die Unsterblichkeit des Geistes in den klassischen Werken der Alten gottesdienstlich feierte. Warum waren aber ihre Wirkungen so erstaunlich groß und mächtig? Warum verdanken wir ihnen, gerade nur ihnen alle unsre Bildung? Weil sie noch in den

elysäischen Gefilden Das sind und treiben, was sie schon im Leben waren und trieben, weil sie die allein stich- und standhaltigen Proben ihrer Unsterblichkeit schon im Leben ablegten, weil sie mit unwandelbarer Treue, mit unbedingter Hingebung bei dem, worin sie einmal waren, als dem Letzten, dem Wahren, dem Ewigen stehen blieben, weil ihnen die Wirkungen der Gegenwart die einzigen Bürgen der Zukunft waren.

In vino veritas, das ist ein alter, ein recht schöner und probater Spruch. Aber ich sehe nur nicht ein, warum wir allein dem Weine die Kraft beilegen wollen, die Zunge zu lösen und die Geheimnisse der Seele zu offenbaren. Wir können mit gleichem Rechte sagen: in amore veritas, in gaudio veritas, in dolore veritas, denn in Liebe, Freude, Schmerz wirft der Mensch die Schranken und Rücksichten weg, die er sonst beobachtet, und enthüllt so sein wahres Wesen. Wir können überhaupt sagen, daß sich da ein Wesen zu erkennen giebt, wo es sich frei, unbedingt, rücksichtslos ausspricht, denn nur da giebt es sich ein entschiedenes und charaktervolles, ein absolut bestimmtes Dasein. Wo glaubt Ihr denn z. B. die Natur einer Leidenschaft, par exemple der Liebe erkennen zu können? Etwa da, wo die Brust ausgepolstert ist mit einem ganzen Wust voll anderweitiger Interessen, Sorgen und Rücksichten, so daß die Pfeile Cupidos durch den Watt nicht durchdringen, höchstens nur einen leichten Ritz auf der Haut bewirken können, oder nicht vielmehr da, wo das entblößte, das franc und freie Herz von seinen Pfeilen sich bis auf den Grund durchbohren läßt? Etwa da, wo sie sich in einer solchen gemäßigten Temperatur erhält, daß sie nur den Appetit und die Verdauungsgeschäfte befördert, oder nicht vielmehr da, wo sie sich bis zur tragischen Gluth, bis auf jenen Gipfel des Enthusiasmus emporschwingt, wo die auf der platten Ebene unübersteiglich erscheinenden Grenzen der höchsten Gegenstände des Lebens als ein unbemerkbares Nichts von ihr verschwinden? Ja, bei einiger Energie des Den-

kens werdet Ihr die Behauptung nicht zu kühn finden, daß die Natur so mancher Sache sich wahrhafter ausspricht und besser, unendlich besser in solchen Menschen und Handlungen zu erkennen giebt, die man gewöhnlich verrückte, excentrische, unmoralische, ja verbrecherische nennt, weil sie die Sache mit freier, rücksichtsloser Entschiedenheit aussprechen, als in solchen Menschen und Handlungen, die wir als verständige und moralische bezeichnen, weil sie die Sache mit tausenderlei fremden Rücksichten und Interessen vermischt und beschränkt ausdrücken. Seid Ihr mit mir darüber einverstanden? Wenn Ihr nicht wollt, so müßt Ihr es sein; ich mache kurzen Proceß; denn wo in aller Welt wollt Ihr noch ein Wesen erkennen, wenn nicht da, wo es unvermischt, frei von allen fremden Ingredienzen, darum absolut bestimmt sich darstellt? Nun frage ich Euch: was nennt Ihr die Seele? bitte aber dringend, die Antwort so kurz als möglich zu machen. „Das bestimmende Princip des Lebens, die Triebfeder aller Thätigkeit, Bewegung und Handlung in uns.“ Schön. Wenn nun aber eine excentrisch Verliebte, wie weiland Hero in der Fabel, beim Anblick des Leichnams ihres Geliebten sich in die Fluthen des Todes stürzt, was ist die Ursache ihres Todes? Die Liebe, die den Verlust ihres Gegenstandes nicht überleben kann oder mag; und was anders erklärt sie durch diese Handlung, als daß das Princip ihres Lebens nicht eine weiß Gott was für eine obscure und geheime Seele, sondern eine ganz bestimmte Seele, die Liebe war? Denn das, dessen Verlust unsern Tod zur Folge hat, das ist doch zweifelsohne das Princip, das Centrum unsers Lebens. Und wenn ein Cato, vom Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes überwältigt, sein Schwert sich in den Leib stößt, was thut er anders, als daß er feierlich im Angesichte der Welt die Freiheitsliebe als seine Seele proclamirt, und durch die That beweist, daß er mit der Freiheit nicht Etwas, sondern Alles, die Ursache und den Zweck seines Daseins, das Princip seines Lebens verloren hat? Und wenn der Mensch den Verlust seiner theuersten Güter überlebt, was erhält sein Leben, was

läßt nicht sein Herz stocken, das Blut in seinen Adern gerinnen? Einzig und allein der belebende Gedanke an sie, die Erinnerung, die sie ihm gegenwärtig erhält, oder die Hoffnung, sie wieder zu erhalten.

Was ist nun wohl das Lebensprincip, die Seele eines Dichters, sage eines ächten Dichters? Die Dichtkunst. Was die Seele eines Philosophen? Die Philosophie. Nehmt, wenn Ihr könnt, einem Göthe die Dichtkunst, d. i. seine poetische Welt- und Lebensanschauung, und einem Spinoza seine philosophische Welt- und Lebensanschauung, und was wird Euch übrig bleiben? Nichts, gar Nichts, ein Unding, eine Rarität, wie jenes Messer ohne Stiel und Klinge bei Lichtenberg. Das Leben des Menschen ist seine Anschauung vom Leben. Was haben wir also von den Menschen, die ihre Anschauungen in Büchern verewigten, in diesen? Nichts weniger, als ihre Seele.

„Wie? also die Chimären der Metaphysik, die Fictionen und Phantasmen der Poesie sollten und könnten das Lebensprincip, die Seele, das Wesen des Menschen, sage des Menschen ausmachen? Ist er Nichts weiter, ist er von keinem edleren, dichteren Stoffe, als diese Luftgebilde der Poesie und Philosophie?" Mäßigt Euch in Euerm philanthropischen Eifer, ich sag's Euch im Voraus zum Troste: der Mensch wäre allerdings ein höchst deplorables Geschöpf, wenn er Eure Vorstellungen von Kunst und Wissenschaft zu seinem Lebensprincip hätte. Aber beantwortet mir die Frage: glaubt Ihr wohl, daß, abgesehen natürlich von den höchst bedeutsam verschiednen Eigenschaften und Particularitäten, die die verschiedene Nationalität in den Autoren hervorbringt, der Sänger der Messiade den Götterkrieg von Parny, oder der deutsche Dichter der Jungfrau von Orleans ein der Pucelle d'Orleans von Voltäre entsprechendes Gedicht hätte hervorbringen

können, oder daß der Schöpfer des Faust und Wilhelm Meister der Dichter des Heinrich von Ofterdingen oder der bezauberten Rose, oder Spinoza der Urheber der Monadologie (der Lehre von den individuellen Einheiten) und Leibnitz der der Lehre von der Substanz (der absoluten Einheit) hätte sein können? „Warum nicht gar? Wer könnte uns eine solche Absurdität zutrauen? Das ist rein unmöglich." O thut nur nicht gleich gar so erschrecklich. Würdet Ihr den wahren Grund, und die weitern Folgen dieser Unmöglichkeit einsehen, so wäre ich der Mühe überhoben, Euertwegen diesen Aphorismus zu schreiben. Es ist unmöglich, eben nur deßwegen, weil die Anschauungen, die der Dichter oder Philosoph in seinen Werken niederlegt, und die Ihr Fiktionen oder Chimären nennt, seine Seele, sein wahres Lebensprincip sind, und er eben so wenig seine Grundanschauungen mit denen eines Andern austauschen kann, als seine Individualität mit der eines Andern. Glaubt Ihr nun aber, daß solchen Individualitäten, wie Leibnitz, Spinoza, Göthe, Lessing, Schiller keine höhere Realität zukommt, wie Euch? Ohne Eure Antwort abzuwarten, an der mir, offen gestanden, auch nicht das Geringste liegt, erwiedere ich: mit Nichten. Solche Individuen sind Gattungs-Normalindividuen, Einzelwesen, die jedes ein großes Gemeinwesen sind, Centralpunkte der Menschheit, souveräne Mächte, in die der Menschengeist alle seine Kraft, Fülle und Realität zusammendrängt. Gebt Ihr mir das zu? „Ohne Bedenken." Nun dann müßt Ihr aber auch ohne Weiteres anerkennen, daß ihre Werke nicht wesenlose Fiktionen und Chimären, sondern Realitäten, und mehr noch, Centralpunkte der Realität enthalten; denn die Anschauungen, die ihr Inhalt sind, sind nichts Anderes, als die Principien ihres Lebens und ihrer Individualität, Nichts, als ihre eigenen Selbstanschauungen, ihr anderes höheres Ich; und wenn die Anschauenden Centralpunkte der Realität und Geistesgewalt sind, wie sollen ihre Anschauungen es nicht sein, nach deren Größe und Realität sich doch allein ihre eigne Größe und Realität bemißt? Könnt Ihr Euch denn einbilden,

daß der Mensch im Dichten und Denken über sein wahres Sein hinaus kann, daß er Gott anders denkt, als er selber in Wahrheit ist, daß er Etwas zum Object seiner Anschauung machen kann, was nicht zugleich eine Anschauung seiner selbst wäre? Was heißt Dichten und Denken anders, als sein eigenes Leben zu einem Gemeingut, zu einem Leben machen, das auch alle Andere mitleben und mitgenießen können, als sich selbst, sein Wesen zum anschaubaren Gegenstande nicht nur seiner selbst, sondern auch Anderer machen?

Also: wenn Ihr Leibnitz's philosophisches Princip, die Monade, Spinoza's Substanz einen blosen Gedanken in Euerem Sinne, d. i. eine Einbildung oder Chimäre nennt, so nennt Ihr den Leibnitz, den Spinoza selbst eine Chimäre; es ist eine Unwahrheit, daß je ein Leibnitz existirte, wenn seine Monade eine Unwahrheit ist; war seine Monade Nichts, so war er selbst auch Nichts. Denn in der Monade, die Leibnitz zum Principe der Welt machte, haben wir sein vergegenständlichtes Wesen selbst, haben wir ihn ganz, wie er leibt und lebt. Wie Xenophanes von seinem Gotte sang: er ist ganz Auge, ganz Ohr, so können wir von Leibnitz sagen: er hatte nicht Geist, er war selbst ganz Geist, ganz Denken, ganz Leben und Thätigkeit. Wie das Universum seiner Philosophie zufolge einem Fischteiche voller lebendiger Wesen gleicht, in dem aber jeder Wassertropfe selbst wieder ein Fischteich ist, so war jeder Blutstropfe, jedes Atom von ihm selbst wieder ein kleiner Leibnitz, Leibnitz selbst nichts Anderes, als ein Aggregat, eine Encyklopädie von lauter Leibnitzen, wovon aber jeder sein ganzes Wesen wiederspiegelt, wie jede Monade das ganze Universum, nichts Anders als ein dichter (sit venia verbo) Lichtbüschel, wovon jeder einzelne Strahl hingereicht hätte, die Seele eines tüchtigen Menschen zu bilden. Betrachtet dagegen die erhabene Einfachheit, die stille Würde und Ruhe im Leben und Charakter Spinozas, und Ihr werdet an ihm auch nicht einen dunklen Flecken, Ihr werdet ihn im Gegentheil so hell und durchsichtig finden, daß Ihr in ihm und durch ihn hindurch nichts Anderes erblickt,

als den reinen, klaren Himmel der Substanz, die er als das Princip der Philosophie aussprach. Haltet die strengste Haussuchung bei beiden, visitirt sie, wenn Ihr Lust habt, bis aufs Hemd aus, um zu sehen, ob sie doch nicht vielleicht außer den einheimischen Producten ihrer Anschauungen anders woher eingeschwärzte Waaren bei sich führen, ja, ich rathe Euch noch ein anderes Mittel an, preßt ihr Herz, das Centrum des individuellen Lebens, wie einen mit Quecksilber gefüllten ledernen Beutel zusammen, und aus allen seinen Poren werdet Ihr immer nur die Monade und die Substanz hervorquellen sehen. Sollten Euch diese Mittel auch Nichts helfen, keine Erleichterung und Besserung in Euerm Kopfe verschaffen, so will ich Euch noch zwei Recepte, die ganz für Euern Zustand passen, aus Spinoza und Leibnitz selbst verschreiben. Dieser sagt: „Nous sommes faits pour penser. Il n'est pas nécessaire de vivre, mais il est nécessaire de penser." Jener: „Nos eatenus tantummodo agimus, quatenus intelligimus. Wir sind nur insofern thätig, als wir erkennen." Wenn auch diese zwei Medicamente nach gehörigem Gebrauche bei Euch nicht anschlagen, so seid Ihr inkurabel, und ich sage Euch Adieu.

Das Publicum schließt jederzeit mit seinen Favoritschriftstellern einen stillschweigenden Vertrag ab, wornach diese sich verpflichten, Nichts zu Papier zu bringen, als was es ihnen in die Ohren flüstert, jenes dagegen ein ansehnliches Honorar von Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen aller Art verspricht. So verlangt die löbliche Zeitgenossenschaft von ihren Philosophen Nichts weiter, als eine handschriftliche Versicherung, daß sie in allen ihren Ansichten und Meinungen vollkommen Recht hat, von ihren Dichtern, daß sie ihr solche Stückchen vorpfeifen, für die schon im Voraus ihr Kehlkopf gestimmt ist, und die ganz zu ihrer dermaligen Gemüthsdisposition passen. Schriftsteller, die nicht diesen Contract unterzeichnen, werden als Vagabunden,

die sich nicht gehörig zu legitimiren wissen, ohne Barmherzigkeit auf dem Schub über die Grenze gebracht. Wenn Das gerade etwas Gescheutes ist, was die Zeitgenossenschaft im Sinne hat, und ihren Cabinetssecretären und Scribenten in die Feder dictirt, so kann man es ihr wahrlich nicht übel nehmen, im Gegentheil man muß es ihr Dank wissen, daß sie so verfährt, denn nur dadurch übermacht sie der Nachwelt ein unverfälschtes wohlgetroffenes Ebenbildniß von ihrem Wesen. Leider! sind aber nur zu oft die beliebten Scribenten der Zeitgenossenschaft Nichts weiter, als ihre Beichtväter, denen sie Nichts anzuvertrauen hat, als ihre Schwächen, ihre Sünden und dummen Streiche, die sie im Leben begangen hat.

Die guten Bücher, d. h. solche, die uns Etwas zu denken geben, sind in fremder Sprache geschrieben. In der Lectüre übersetzen wir sie in unsere Muttersprache. Aber die Wenigsten verstehen sich auf die Kunst zu übersetzen, wissen die Freiheit der Aneignung mit der Gebundenheit der Treue auf schickliche Weise zu verbinden. Die meisten Leser sind entweder nur wortgetreue, steife, sclavische Pedanten, oder leichtsinnige Paraphrasten, die, oft selbst wider Wissen und Willen, den Autor sogar nur parodiren. Dieses Schicksal hatten von jeher vor allen die philosophischen Werke. Sie wurden immer so verstanden, wie zur Zeit der ehrwürdigen Allongeperrücken die griechischen und lateinischen Classiker übersetzt wurden. Natürlich macht der römische oder griechische Held, der mit der Perrücke in dem spießbürgerlichen Costüm des Bürgermeisters einer philiströsen Reichsstadt auftritt, eine lächerliche Figur. Aber wer hat die Schuld davon?

Der alte französische Romanschreiber Monsieur de Scudery hatte einst auf einer Reise in der Provence, die er in Gesellschaft seiner

Schwester machte, ein höchst sonderbares Abenteuer zu bestehen. Sie waren in einem Gasthause eingekehrt, und hatten zu ihrem Nachtquartier eine Kammer genommen, in der zwei Betten standen. Vor dem Einschlafen fragte der Monsieur de Scudery seine Schwester: was er denn mit dem Prinzen Mazarre anfangen sollte? (Dieser Prinz war nämlich ein Held in dem Roman: „Cyrus“ von Monsieur und Mademoiselle de Scudery.) Nach langem Hin- und Herreden wurden sie endlich einig, daß sie ihn morden lassen wollten. Kaufleute, die sich in der anstoßenden Stube befanden, hörten dieses letzte Wort und glaubten, daß hier über die Ermordung eines Fürsten berathschlagt würde. Sie setzten daher die Polizei von dem vermeintlichen Complot in Kenntniß, und unsere Reisenden wurden gefangen gesetzt; erst nach befriedigenden Erklärungen ließ man sie wieder frei. Nicht wahr, das ist ein amüsantes Histörchen? Ich mein's auch. Aber nicht weniger amüsant, ja lächerlich ist es, in welchem plumpen, rohen Sinne Ihr von jeher Eure größten Schriftsteller, namentlich die philosophischen, verstanden und behandelt habt, weil sowohl Eure Faulheit und Euer schmutziger Geiz, dem das Honorar zu viel war, als die alte Euch unbequeme Gewohnheit der Philosophen, keine blosen Hospitanten bei sich zu dulden, Euch von dem Besuche ihrer Vorlesungen abhielten, und Ihr daher, um Eure Neugierde, die Ihr gleichwohl nicht gänzlich unterdrücken konntet, zu befriedigen, nur von Außen durch das Schlüsselloch an der Thüre ihrer Hörsäle lauschtet, und so natürlich nur einzelne, unzusammenhängende, sinnlose Worte aufschnappen konntet. Ja, wahrlich, es giebt nichs Amüsanteres, als wenn man Euch so außen, wo man Nichts mehr deutlich vernehmen kann, und überdem oft der größte Straßentumult ist, vor den Lehrsälen der großen Philosophen mit der Neugierde verläumdungssüchtiger Stadtklatschen lauschen, und dann das alberne Zeug, das Euch in den Ohren summst, mit brennenden Köpfen und siedheißem Amtseifer als Corpus delicti vor den saubern Gerichtshof Eurer verdorbnen, bestochnen Urtheilskraft schleppen sieht, um hier

vor der versammelten leichtbetrüglichen Volksmenge ihnen einen Injurienproceß an den Hals zu hängen wegen grober Verletzung Eures Verstandes, den Ihr den gesunden Menschenverstand nennt, weil er, Euch verschonend mit der anstrengenden Sorge und Arbeit des Denkens, noch nie Euch die Suppe verdarb, der aber in der That ein eben so gemeiner Patron, wie Ihr, Nichts weiter als Euer Trink- und Schmollisbruder, obgleich von Euch als Euer oberster Gebieter verehrt, doch nur Euer Fürst von Thoren ist.

Das Leben möchte nur gar zu gerne den Jacob spielen, und wie dieser seinen Bruder Esau, den Geist um die Rechte seiner Erstgeburt betrügen. Es ist daher nur zu oft sein größter Gegner, verfolgt ihn heimtückisch auf allen seinen Schritten, spielt ihm bei jeder Gelegenheit einen bösen Streich, und sucht ihn, neidisch auf seine einzigen Güter, seine Freiheit und Ruhe, in sein Elend herabzuziehen, und gerade an den edelsten und empfindlichsten Theilen mit den Stachelschweinsborsten seiner Sorgen und Intriguen zu verwunden. Es ist die Xantippe des Sokrates, die Nürnbergerin, die Albrecht Dürers Unglück war, ein böses, ränkevolles, zänkisches, geiziges Weib; die nothwendigsten Bedürfnisse sucht es ihm zu entziehen, oder doch zu schmälern; Alles, was sich der Geist zu gute thut, das muß er im Rücken dieses Weibes thun. Glücklich sind die Geister, für die das Leben kein böses Weib, sondern nur ein böser Gassenbube ist, der von Zeit zu Zeit durch Steinwürfe und andere boshafte Streiche und Ungezogenheiten sie in dem Frieden ihrer Wohnungen stört. Den Schlüssel zu dem Leben manches Schriftstellers haben wir daher nur dann, wenn wir erkennen, daß er alle Stunden, die er seiner geliebten Gebieterin, seiner Muse zuwandte, im eigentlichen Sinne dem Leben abrang, und um zu diesem Zwecke zu gelangen, sich oft solche Mittel erlaubte, die vor dem Zuchtpolizeigerichte einer bornirten Moral für sträflich gelten. Aber wenn man diese

als competente Richterin anerkennen wollte, so müßten selbst die genialsten und zugleich unschuldigsten Mittel, die so viele Schriftsteller anwandten, um ihrer Muse Etwas zukommen zu lassen, und die sich Jeder, der den Musen lebt, mehr oder weniger erlaubt, als unmoralische angesehen werden. Der französische Dichter Düfresny hatte in Paris immer mehrere Quartiere, damit man nicht wüßte, wo er sich aufhielte, und er sich so nicht nur den Besuchen seiner Gläubiger, sondern auch lästiger Freunde entzöge. „Ein Unbekannter verlangte einst Voltäre zu sehen, der bekanntlich sehr mit Besuchen überhäuft wurde. Voltäre läßt sagen, daß er krank sei. Den nächsten Tag kommt der Unbekannte wieder. Ermüdet von dieser Zudringlichkeit läßt Voltäre antworten, daß er in den letzten Zügen liege. Und wenn dieser Zudringliche, fügte er hinzu, noch einmal kommt, so sage man ihm, daß ich bereits maustodt und selbst schon begraben bin." Eine bornirte und in ihrer Vornirtheit consequente Moral könnte, wie gesagt, auch in diesen naiven Mitteln, den Zudringlichkeiten des Lebens zu entgehen, einen ganzen Bündel von Unmoralitäten auffinden, aber es ist nun einmal so: wo unsere geistige Existenz im Spiele ist, da erlauben wir uns auch sogar unerlaubte Mittel, um uns zu retten. Noth bricht Eisen. Der Humanist Hermolaus Barbarus citirte einst sogar den Teufel, um sich aus einer literärischen Verlegenheit zu helfen, und Voltäre gab einst einem Bedienten, den er so heftig angefahren hatte, daß er ihm davon lief und die Worte ausrief: „Sie müssen, mein Herr, den Teufel im Leibe haben," in aller Sanftmuth zur Antwort: „Ach! mein Lieber, ich habe noch was Schlimmeres im Leibe als den Teufel, ich habe nämlich im Kopfe einen verdammten Tyrannen (Voltäre arbeitete gerade an einer Tragödie, wo diese Scene vorkommt), den ich erdolchen will, um ihn zu verhindern, bei einer sehr ehrbaren Fürstin zu schlafen, ich kann nicht damit fertig werden, und das ist's, was mich so toll macht."

So wenig eine Ehe geradezu schon deßwegen eine glückliche ist und auf wahrer Liebe beruht, weil sie gegen den Willen der Eltern von dem verliebten Paare geschlossen worden, so wenig ist ein Studium, das einer wider den Willen seiner Eltern ergreift, deßwegen auch schon sein von der Natur ihm bestimmter Beruf, in dem er einst Tüchtiges leisten wird. Aber das ist doch wahr, daß fast die meisten großen Schriftsteller, man denke nur z. B. an Lucian, Luther, Voltäre, Rousseau, Torquato Tasso, Ariost, Shakespeare, Boccaccio, Ulrich von Hutten, Molière, Lessing, Petrarca, Thomas Aquino, Cujaccius, Sabellicus, Conrad Celtes, Cüvier, Diderot wider das Gebot und die Bestimmung oder den Wunsch ihrer Väter die Frucht der Unsterblichkeit, von einem unwiderstehlichen Gelüste dazu getrieben, von dem Baume der Erkenntniß gebrochen haben. Diese Erscheinung hat ihre guten Gründe. Die Welt ist keine Freundin von Novitäten; wohl in Kleidungen und Luxusartikeln liebt sie Veränderungen; keineswegs aber in Dingen, die ihr zu Leibe gehen. Sie wünscht commoditatis causa, daß Alles beim Alten bleibe, daß der Enkel dieselbe Straße gehe, die schon der Großvater gegangen ist, und wenn auch die Straße durch den Unverstand der Baumeister so ungeschickt und widersinnig angelegt, oder auch deßwegen, weil die lieben Großväter aus zu ihrer Zeit vorhandnen zufälligen Umständen solche Umwege zu machen gezwungen waren, so außerordentlich krumm ist, daß man zu einer Strecke Wegs, die man recht gut in einer kleinen halben Stunde zurücklegen könnte, eine gute deutsche Meile braucht. Die Welt begünstigt darum nicht das Emporkommen guter Schriftsteller, denn gute Schriftsteller sind immer nur solche, die entweder an sich oder für ihre Zeit neue Gedanken und Anschauungen mitbringen, und wo hat je noch einer eine neue Idee geäußert, die nicht einiges Dérangement in die Welt brachte? Die Welt hält's darum immer mit den Alten. Denn die Alten, die den schönsten und größten Theil ihres Lebens bereits hinter sich haben, lieben zufolge des richtigen

Satzes: Simile simili gaudet, nothwendig das Alte, das junge Volk dagegen, das umgekehrt den schönsten und größten Theil seines Lebens noch vor sich hat, das Neue, Frische, Junge, daher es oft mit Ungeduld selbst die unreifen Aepfel und Zwetschken begierig vom Baume pflückt. Das junge Volk steht auf einem rein idealistischen Boden, es wächst mit einer Zeit heran, die noch nicht ist, erst wird; Hoffnungen und Erwartungen aller Art ist damit ein unbegrenztes Feld geöffnet; es fehlt ihm an einem Maße in seinem Glauben an das Mögliche, und eben in diesem Glauben wurzelt sein ungebändigter Schaffungstrieb. Die Alten hingegen lassen die Flügel hängen; ihre Hoffnungen sind bereits erfüllt oder fehlgeschlagen; sie stehen auf dem trocknen Boden des Gedächtnisses, der Erinnerung, die gerade am meisten den Menschen einschläfert, und seinen Thätigkeitstrieb lähmt. Mit Ruhe sehen sie dem Grabe nur dann entgegen, wenn sie wissen, daß Alles noch auf dem alten Flecke steht, daß die Welt so ist und so bleiben wird, wie sie zu ihrer Zeit war, und wie sie bereits hinlänglich sie kennen und satt haben, wenn sie denken, daß sie schon das Beste genossen haben, nichts Besseres nach ihnen kommen wird und kann. Wenn wir eine geliebte Wohnung mit theuern Gegenständen verlassen müssen, so wünschen wir, daß in unserer Abwesenheit Nichts daran verändert werden möge, damit wir auch in der Entfernung uns noch in ihr orientiren können, die Einbildung nach uns zu Hause finden, und, wenn auch nicht mehr den wirklichen Genuß der Anschauung, doch wenigstens den trostreichen Gedanken haben: Es ist noch Alles beim Alten, ein Gedanke, der auch dem Menschen den Schmerz über den unvermeidlichen Verlust seines Lebens erträglich macht.

Sobald also ein neuerungslustiger literärischer Gelbschnabel auch nur durch die leisesten Regungen sein Dasein kund giebt, so steckt sich schon die Welt in aller Geschwindigkeit hinter die Alten, die denn auch Nichts unterlassen, um ihn, mit dem Dekalogus und allen sonstigen ihnen zu Gebote stehenden Abschreckungsmitteln in der Hand, von

seinem in ihrer Meinung tollen Unternehmen abzubringen und zu bewegen, daß er sich nach der Weise seiner Väter ernähre, und statt der Studien ein ehrliches bürgerliches Geschäft ergreife. Die Welt weiß wohl aus tausendfältiger Erfahrung nur zu gut, daß der Gelbschnabel, verloren in Entzücken über die herrliche Stimme seines Genius, die, nur ihm vernehmbar, labenden Trost und Muth seiner Brust einflößt, und um so magischer auf sein Gemüth wirkt, aus je größerer Entfernung sie zu ihm dringt, von den gewaltigen Donnerflüchen, die sie über ihn schleudert, ganz ungerührt wie ein Tauber dastehen bleibt, daß alle Mittel, die sie anwendet, um ihn aus dem Stande eines Freien, eines ungebundnen Homme de Lettres in den Nothstall ihrer kümmerlichen Beschränktheit einzuzwängen, an dem unbesiegbareu Zuge seiner Natur wirkungslos scheitern. Dennoch steht sie nicht davon ab, bei jeder sich von Neuem darbietenden Gelegenheit ihre abgedroschenen Manöver wieder anzuwenden, und die Alten gegen die Jungen, als gottlose Ketzer aufzuhetzen, und sucht sich für den Aerger über ihre abermals erfolglos gebliebnen Anstrengungen wenigstens durch den schadenfrohen Gedanken zu entschädigen, daß sie den Schriftsteller im Voraus bei den Leuten in Miskredit gesetzt hat, indem sie ihn nöthigte, seine literärische Laufbahn mit einer Sünde gegen den Dekalogus zu eröffnen. Es ist daher höchlich zu verwundern, daß wir noch kein Buch haben, das ausschließlich die traurigen Lebensanfänge der Herren Literaten zum Gegenstande hat, da uns doch bereits der Italiener Pierius Valerianus mit einem schönen Büchlein de infelicitate literatorum beschenkt hat, das fast nur von dem jammervollen Ende der Gelehrten seiner und der nächstverflossnen Zeit handelt. An Stoff fehlte es wahrlich nicht zu einem solchen Opus. Fast allen Genies kam das Entrée in's Theater der Welt sehr theuer zu stehen, weil jedes Mal Abonnement suspendu war, wenn der Theaterdirector eine neue Benefizvorstellung zum Besten der Armen geben wollte, während von jeher die mittelmäßigen Köpfe aller Art Freibillets hatten, weil sie nur die langweiligen Repetenten

und Commentatoren der großen, meist unverständlichen Geister waren, aber eben wegen dieser ihrer praktischen Brauchbarkeit von der Welt mehr begünstigt und honorirt wurden, als die Orginalköpfe, denen sie doch allein das tägliche Brot ihres Geistes zu verdanken hatten.

Kann man's der Welt verübeln, daß sie die Schriftsteller, die Kinder des Geistes, so aufnimmt und traktirt, als es von jeher von ihr geschah? Mit Nichten! Principiis obsta. Sui cuique mores fortunam fingunt. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se. Warum lassen sich die Herrn Literaten mit dem Geiste ein, der von jeher bei der Welt schlecht angeschrieben war, da er sie stets in lauter unangenehme Händel verwickelte, und nur solche Manieren und Eigenschaften hat, die ihren Gebräuchen, ihrer Denkungsart, kurz ihrem ganzen Wesen radicitus entgegengesetzt und zuwider sind? Denn pro primo ist der Geist ein Aventürier, ein Vagabund sonder Gleichen. Man weiß eigentlich jetzt noch nicht genau, wie, warum und woher er in die Welt gekommen ist. Er kommt ja in sie hinein ohne alle Legitimation und Empfehlungsschreiben, wie zur Zeit der wiedererwachten Wissenschaften, wo eine wahre Generatio spontanea oder aequivoca von Genie's aller Art war. Zwar annoncirt er immer vorher schon im Intelligenzblatte seine neuen Werke, dessen ungeachtet kommt er jedoch stets zur ungelegnen Zeit und so unerwartet an, wie Karl XII. zu Stockholm. Er klopft zwar an der Thüre der Welt an, aber ohne zu warten, bis man sich zurechte gemacht hat und ruft: Herein! ist er schon mitten in der Stube, und hat auch schon richtig, als wäre er Herr im Hause, neben dem betroffnen Eigenthümer ohne alle Complimente Platz genommen. Schon der erste Eindruck, den der Geist bei seinem Auftreten auf die Welt macht, ist also keineswegs geeignet, ihn bei ihr zu empfehlen, da sie im höchsten Grade ceremoniell ist, von Jedem, der sich bei ihr meldet, verlangt, daß er sich vorerst durch die endlose Schneckentreppe

unzähliger Kopf- und Rückenkrümmungen hindurchwinde, und die Imputationstheorie der Chinesen, welche die Schuld der Väter die Kinder büßen lassen, auf entgegengesetzte Weise ausübt, indem sie nämlich die Verdienste des Ur-Ur-Großpapas dem Ur-Ur-Enkel anrechnet, und den nur allein passiren läßt, der auf dem Dreikreuzerstempelbogen seines Kopfes das Visum einer Autorität öffentlich zur Schau trägt. So konnte einst Leibnitz nur dadurch sich der Gefahr entziehen, von italienischen Schiffern über Bord geworfen zu werden, daß er, so wie er ihr Vorhaben merkte, die Geistesgegenwart hatte, geschwinde einen Rosenkranz, den er offenbar absichtlich auf seiner Reise durch Italien bei sich führte, aus der Tasche herauszuziehen.

Pro secundo ist der Geist — und das ist noch weit schlimmer — ich trau' mir's kaum zu sagen — es stehen mir fast die Haare zu Berge — o! es ist ein schreckliches Geheimniß — denkt nur! — — ein natürliches Kind, eine Frucht der Liebe und zwar von — nun die Namen wollen wir verschweigen. Was aber das heißen will und auf sich hat, ein natürliches Kind zu sein, das wissen wir alle leider! nur zu gut. Daher nahmen einst die Freunde des Erasmus Anstand, einzugestehen, daß er ein uneheliches Kind sei, aus Besorgniß, durch dieses Faktum selbst seinen schriftstellerischen Namen in Mißkredit zu setzen, und seinen Gegnern die gefährlichste Waffe in die Hände zu geben. Denn obgleich bereits Pontus Heuterus eine gelehrte Abhandlung über die natürlichen Kinder geschrieben hat, und eine Menge berühmter Männer darunter aufzählt, so hat die Welt doch noch immer ihre alten Vorurtheile, was uns übrigens nicht im Mindesten in Verwunderung setzen darf, da die Welt ein so schwaches Gedächtniß hat, daß sie schon im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr weiß, was ihr im achtzehnten ihre großen Lehrer beigebracht haben, und daher, wie Albertus Magnus, wenn sie einmal aus einem Esel ein Philosoph wurde, doch hinten nach immer richtig wieder aus einem Philosoph ein Esel wird, weshalb der Gedanke Luthers: „die Welt ist wie ein besoffener

Bauer, der, wenn man ihn auf der einen Seite auf den Gaul hinaufhebt, auf der andern wieder hinunterfällt," auch in diesem Falle seine volle Richtigkeit hat. Wie eine Schrift, wenn in ihr gleich die respective Materie aufs Richtigste und Trefflichste erörtert und dargestellt ist, vom Gericht zurückgewiesen wird, wenn eine Formalität übersehen wurde: so werden die Kinder von der Welt zurückgesetzt, die nicht in der gehörigen Procedur, so daß wenigstens schon dreimal vor ihrer Geburt der Pfarrer von der Kanzel herab die versammelte Gemeinde gefragt hat, ob Niemand eine Einsprache gegen sie zu thun habe, zu Wege gebracht worden sind. Ja die Liebe ist bei der Welt, wie bei den geldspeculirenden Engländern, so schlecht angeschrieben, daß sie selbst die Ehen, die sich auf sie gründen, so viel als in ihren Kräften steht, zu hintertreiben, und — wenn sie das nicht kann — wenigstens so lange zu verschieben sucht, bis durch das spanische Fliegenpflaster der Zeit der Blutandrang nach dem Herzen gehoben oder doch vermindert wurde; dagegen die Ehen, die, selbst mit Widerwillen, nur in Folge eines physischen, moralischen oder pekuniären Bankerotts geschlossen werden, auf alle mögliche Weise begünstigt, um dadurch die Zahl unglückseliger Körper- und Geisteskrüppel bis ins Unendliche zu vermehren. Uebrigens hat allerdings die Welt, das muß man ihr lassen, ihre guten Gründe zu ihren Vorurtheilen gegen die Liebe und die natürlichen Kinder. Denn die Kinder der Liebe, seien sie nun außer- oder innereheliche, machen der Welt gar zu viel zu schaffen, weil ihr Blut nicht in dem lauen Wasser eines bloßen pflicht- und schulgerechten ehelichen Amtseifers überschlagen, sondern aus dem Brunnen der Natur frisch herausgeschöpft worden ist, weil sie nur selten in ihrem Temperamente und Charakter die Beschaffenheit ihres Vaterlandes, die Gluth des südlichen Himmels verläugnen, weil die noch immer lebenslustigen Götter und Göttinnen des griechischen Olympus bei jedem neuen Sprößling der Liebe ihre alten Ansprüche auf den Thron der Welt erneuern, und ihn als eine höchst willkommene Gelegenheit benutzen, aus allen ihnen noch zu Gebote

stehenden Kräften ad hominem zu demonstriren, daß nur unter ihrer Regierung glückliche an Geist und Leib gesunde Menschen entstehen und gedeihen können. Es läßt sich daher hieraus abnehmen, ohne besonders seinen Kopf anstrengen zu müssen, was es für eine Sensation in der Welt machen muß, wenn ihr der Geist geradezu ohne alle Umstände in's Gesicht sagt, daß er ein Kind der Liebe ist, das ganz seiner Mutter nachschlägt, und daher Nichts als lauter natürliche Kinder in Hülle und Fülle in die Welt setzt.

Pro primo ist also, — wir müssen es wiederholen, denn Repetitio est mater studiorum — der Geist ein Vagabund, pro secundo ein uneheliches Kind, folglich von unehelicher Herkunft, pro tertio — es kommt jetzt immer ärger — ein entsetzlicher Verschwender. Wozu die Welt Jahre braucht, bis sie es zusammenscharrt und an allen Ecken und Enden im Schweiß ihres Angesichts zusammenbettelt, das bringt in Einer attischen Nacht der schwelgerische Geist in Saus und Braus durch, wie er einst die dicken Folianten der Scholastiker, die auf Kosten und mit der Approbation des päpstlichen Stuhls gedruckt worden waren, durch Cartesius, Bacon und andere Gedankenfürsten preiswürdigen Andenkens — wer von uns erinnert sich nicht mit herzlichem Vergnügen an diese schönen Universitätsjahre der neuern Menschheit! — zum Aerger der Philisterwelt mit jugendlichem Muthwillen zum Fenster hinauswarf. Und was das Schlimmste bei der Sache ist: die Welt weiß noch bis diese Stunde nicht, so sehr sie sich darüber den Kopf zerbricht, woher der Geist die Mittel zu so großem Aufwand bekommt; denn so wenig die Welt, wie männiglich bekannt, von Wißbegierde gepeinigt wird, so sehr wird sie es von der Neugierde, und namentlich der, zu wissen, wie viel einer täglich zu verzehren hat. Die Welt schätzt nämlich den Mann ganz richtig nur nach dem, was er vermag, was er ausrichten kann. Da nun aber die Welt, d. h. die meisten Menschen, gar keinen oder höchstens nur einen sehr geringen Fonds an Geist und Gemüth besitzen, da das Geld allein das Mittel ihrer Selbstbethätigung

und die Quelle ihrer Productivität ist, so wird — ebenfalls ganz richtig — in der Welt der Werth des Menschen nur nach dem Inhalt seines Geldbeutels angeschlagen, die Summe seiner Geisteskräfte gleich der Summe seines pecuniären Vermögens angesetzt, daher schon die Griechen das Sprichwort hatten: *χρήματ᾽ ἀνήρ*, auf deutsch: Geld ist der Mann. Das große Interesse aber, das die Menschen daran haben, genau und gewissenhaft ihre Kräfte gegenseitig zu berechnen und zu taxiren, kommt von dem Gefühl ihres eignen Unvermögens her, von ihrem Mißtrauen gegen einander, und von dem Neide, den Einer gegen den Andern hat, wenn er ein Bißchen mehr hat, oder es ihm auch nur an Aufwand zuvor thut. Wenn Einer dem Andern in den Geldbeutel gesehen hat, so hat er ihn gewissermaßen in seinem Negligé überrascht, wo er sich überzeugen kann, ob die Rolle, die er in der Welt spielt, einen reellen Grund hat oder bloser Wind ist; er hat jetzt den räthselhaften Knoten seines Lebens auf die Urelemente seiner letzten Fäden reducirt, und wie ein schweres Rechnungsexempel zu seiner vollen Befriedigung aufgelöst; denn er hat aus dem Beutel des Andern die Beruhigung geschöpft, daß er Das auch kann, daß er eben soviel wenigstens nicht viel weniger hat. Und wenn er auch durch sein sorgfältiges Quellenstudium das schmerzliche Resultat herausgebracht hat, daß sein Nachbar einen viel größeren Wechsel von Hause bezieht, so ist er dennoch jetzt bei Weitem beruhigter als vorher. In der genauen Kenntniß von dem Etat seines Vermögens hat er ihn gewissermaßen in seiner Gewalt, hat er sich gleichsam zu dem geheimen Controleur seiner Ausgaben aufgeworfen, und ist, wenn auch nicht sein Mitgenießer, doch sein — freilich nur höchst subtiler und idealer — Mitbesitzer geworden. Uebrigens ist der letztere Fall eigentlich nur eine Ausnahme von der Regel, der wir daher gar keine besondere Bedeutung einräumen dürfen. Das Maß der Menschentaxation richtet sich im Normalzustande nach den verschiedenen Ständen und den verschiedenen Graden der Armuth und des Reichthums, indem sich der Arme nur wieder mit den Armen,

der Bemittelte mit den Bemittelten, der Reiche mit den Reichen vergleicht, so daß sich die Differenz von Mehr und Weniger auf ein Minimum reducirt, der Taxator daher immer zur Belohnung für seine mathematischen Studien das freudige Bewußtsein mit nach Hause bringt: So viel hab' ich auch, so viel bin ich auch, und, wenn ihn der Andere auch an Aufwand überbietet, doch von der drückenden Last des Neides sich dadurch völlig befreien kann, daß er genau bis auf die Minute den Zeitpunkt zu bestimmen weiß, wo die Silberquelle zu fließen aufhört.

Meine Leser werden mir daher vollkommen Glauben schenken, wenn ich ihnen sage, daß die Welt fast desperat darüber ist, daß sie die Ressourcen noch nicht entdecken konnte, aus denen der Geist die Mittel zu seinen enormen Depensen schöpft. Zwar hat sie sich zu verschiedenen Malen, um ihre qualvolle Neugierde zu beschwichtigen, eingebildet, der Geist lebe, wie ein Tagelöhner, von der Händearbeit seiner fünf Sinne. Aber das wollte ihr eigentlich selbst nie so recht zu Kopfe gehen. Da sie selbst ihr tägliches Brot allein von den fünf Sinnen bezieht, und auf diesem Felde ganz zu Hause ist, so mußte sie bald auf die Conjectur gerathen, daß der Geist ein P a r t i c u l i e r sei, der wenigstens einen großen Theil seiner Auslagen aus seinem Privatvermögen bestreite, eine Conjectur, in der sie hauptsächlich durch den Umstand bestätigt wurde, daß sie sehr häufig unter den Münzen, die er ausgab, zu ihrem größten Erstaunen solche bemerkte, die aus einem ganz fremden, ihr völlig unbekannten Stoffe bestanden, und mit solchen sonderbaren hieroglyphischen Charakteren und Figuren bezeichnet waren, daß sie, ihrer angestrengten diplomatischen, numismatischen und archäologischen Nachforschungen ungeachtet, weder den Sinn, noch den Ort, noch die Zeit des Gepräges herausbringen konnte. Aber damit war sie eben so weit, wie im Anfang. Die Frage, woher hat denn der Particulier sein Vermögen? war nicht gelöst. Es blieb ihr daher Nichts übrig, als den Geist als einen Zauberer und Hexenmeister zu verketzern, wie sie es einst mit dem Papst S y l v e s t e r II., A l b e r t u s M a g n u s, R o g e r

Bacon und Andern machte, aus seinem vertrauten Umgange mit den Teufeln und Dämonen die Quelle seines Reichthums abzuleiten. Leider! konnte auch dadurch nicht ihre Neugierde und unüberwindliche Taxationssucht in die Dauer befriedigt werden. In ihrem neuen Seelenjammer nimmt sie darum jetzt zu folgendem Mittel ihre Zuflucht. Sobald ein Schriftsteller mit Ideen auftritt, vor deren Größe und Majestät der große Haufe in das zermalmende Bewußtsein seiner Nichtigkeit versinkt, läuft sie zu seinen ehemaligen Lehrern und Schulkameraden, sogar, wenn sie noch am Leben ist, zu der Amme, die ihn als Wickelkind säugte, und bittet sie dringend, ihr doch aus ihrer Noth zu helfen, und einige aufklärende Notizen über diesen Menschen zu ertheilen. Um von dem erdrückenden Gefühle seiner Superiorität loszukommen, leitet sie dann seine Eigenschaften aus diesen zusammengebettelten Notizen auf die nämliche Weise ab, wie Helvetius aus dem Umstande, daß einst ein kalekutischer Hahn Boileau in seiner Kindheit an einem empfindlichen Körpertheile verletzt habe, den Mangel an Gefühl, den er in seinen Gedichten findet, sein Cölibat, die Satyre gegen die Weiber und seine Abneigung gegen die Jesuiten ableitet, weil diese die kalekutischen Hähne zuerst nach Frankreich brachten. Wenn sie also z. B. von einem großen Dichter erfahren hat, daß er bei der Verfassung seiner Gedichte Wein getrunken hat, weil nicht alle Dichter eine solche genügsame Natur haben, daß sie sich, wie Seume, bei Wasser, Butterbrot und Kartoffeln in ihrer poetischen Begeisterung erhalten können: so erkundigt sie sich, mit einer Rechentafel in der Hand, genau darnach, wie viel Wein, welche Sorten und von welchem Jahrgang er getrunken hat, classificirt dann seine Werke nach den verschiedenen Sorten und Jahrgängen, und leitet auf ganz natürliche Weise die Stärke und das Feuer seiner Empfindung von dem starken Wein ab, den der Dichter genossen. Freudetrunken frohlocket die Menge über diesen Fund. Das Uebergewicht, das der große Geist ihr fühlen ließ, drückt sie nicht mehr; sie hat ein gemeinschaftliches Maß zwischen sich und ihm gefunden; sie

sagt entzückt zu sich selbst: Ha! das kann ich auch, ich darf nur brav Champagner und Burgunder trinken. Die Freude, den Geist wie eine ponderable Masse in einer Weinflasche aufgefangen zu haben, währt jedoch auch nicht lange. Nur zu bald macht die Welt die höchst unangenehme Erfahrung, daß unzählig Viele sich mit Champagner und Burgunder benebeln dürfen, ohne dadurch auch nur den leisesten Anflug von Poesie in den Kopf zu bekommen, und so mancher Dichter, der nie einen Tropfen Wein kostete, eben so feurig sang, als ein Anderer, der täglich die stärksten Weine zu sich nahm, und diese Erfahrung stürzt sie ach! schonungslos in den Abgrund ihrer anfänglichen Trostlosigkeit über ihre unbefriedigte Neugierde zurück. Sie kommt dem Geiste nicht auf die Spur. Er bleibt ihr ein ewiger Dorn im Auge.

Wenn uns Jemand von einem Dritten eine eben nicht besonders vortheilhafte Schilderung geben will, und diese mit solchen Zügen beginnt, aus denen wir, wie Cüvier aus einzelnen Knochen eines Thieres den Totalhabitus und Bau seines Körpers, von selbst den ganzen Menschen von Kopf bis zu Fuß construiren können, so fahren wir ihm mit den Worten in die Rede: Seien Sie still, es ist genug, wir brauchen Nichts weiter von ihm zu wissen. So bin ich überzeugt, daß auch viele meiner sehr verehrten Leser an den Paar charakteristischen Strichen, mit denen ich eben den Geist an die schwarze Tafel flüchtig hingezeichnet habe, hinlänglich genug haben werden, um die zur Vervollständigung des Bildes noch fehlenden Stücke selbst ergänzen zu können. Allein es ist die leider! sehr traurige Pflicht eines Docenten und Scribenten, sich nach der Mehrzahl zu richten, und ich sehe mich daher nolens volens genöthigt, die begonnene Schilderung des Geistes fortzusetzen, und seine noch übrigen löblichen Eigenschaften zugleich mit den entgegengesetzten Eigenschaften der Welt, durch welche sie erst zufolge des logischen Grundsatzes: Contraria juxta se posita magis elucescunt in ihr gehöriges Licht gesetzt werden, nach der Barometerscala des untrüglichen EinmalEins aufzuzählen.

Der Geist ist also, meine hochzuverehrenden Zuhörer, nicht nur, wie wir eben gesehen haben — ein warnendes Exempel! — ein Verschwender sonder Gleichen, sondern auch pro quarto der in jeder Hinsicht excessivste, tollste, enthusiastischste, excentrischste und genialste Kopf unter der Sonne; stets in Extase, d. h. von Sinnen, wie Sokrates es nur zu Zeiten war; immer oben n'aus, ohne Grenzen, Maß und Ziel; eine wahre Quecksilbernatur; sein ganzes Leben ein ununterbrochener, reißender Gedankenstrom. Das Wasser der Welt dagegen fließt so träge, daß man nicht weiß, ob es vorwärts oder rückwärts geht, daß man vor Langeweile sterben müßte, wenn man einzig und allein an den Anblick dieses Schneckenlaufes gebunden wäre, daß selbst die gründlicheren Naturforscher darüber noch nicht ganz im Reinen sind, ob es ein stehendes oder fließendes ist. Denn das Bewegende ist der Gedanke; aber die Welt ist phlegmatisch im höchsten Grade, begreift so außerordentlich schwer, wie ein Böotier, ist so wenig zum Denken organisirt und disponirt, daß sie, wie der berühmte Arzt Boerhaave, sechs Wochen lang keinen Schlaf hat, wenn sie einmal über eine Materie ernstlich nachdenkt, daß ein neuer Gedanke ihr den Kopf so heiß und roth macht, wie den Kamm eines kalekutischen Hahns, wenn er zum Zorne gereizt wird, daß ihr das Blut nur so in Strömen zur Nase herabfließt, wie jenem Gelehrten in Bologne, der, wenn er Morgens im Bette meditirte, heftiges Nasenbluten bekam. Oft erst nach einem Zeitraum von Jahrhunderten, wo schon längst der Stern aus dem Reich der Wirklichkeit verschwunden ist, berühren seine Lichtstrahlen ihr blödes Auge.

Es ist darum sehr natürlich, daß sich der Geist in die Schranken ihrer Bornirtheit, die sie, um ihr eignes Elend sich zu verhehlen, die Schranken der nüchternen Vernunft nennt, ein für alle Mal nicht fügen und schmiegen kann. Ihm ist im eigentlichen Sinne die Welt zu enge; sein ungenügsames Wesen kann mit seinen die Unendlichkeit umfassenden Wurzeln nicht da Fuß fassen, wo nur für Korn, Kartoffel und weiße

Rüben hinreichender Boden ist. Es geht ihm, wie dem Cartesius, der mit jener Unentschiedenheit, die nicht ein Zeichen von Charakterlosigkeit, sondern im Gegentheil von innerer sich selbst genügender Lebenskraft und Fülle ist, das ganze Gebiet der Welt in Gedanken und in der Wirklichkeit durchschweifend, so sehr er sich auch selbst darüber hin- und herbesann, doch für keine bestimmte Lebenssphäre sich entscheiden konnte, sondern freiwillig sich aus seinem Vaterlande verbannend, um allen Verband sogar mit Freunden und Verwandten aufzuheben, nur den Wissenschaften lebte; es geht ihm wie dem Abbé Prévost, dem Verfasser des trefflichen Romans: Manon Lescaut, der von einer Woge des Lebens zur andern geschaukelt, erst Jesuit, hierauf Soldat, dann wieder Jesuit und wieder Soldat, auch nach diesem mehrmaligen Wechsel seines Standes, nochmals neuen Fluthen der Unbeständigkeit sich überlassend, erst in der geistigen Thätigkeit der Schriftstellerei seine Ruhestätte fand, wo er vorzüglich die Leidenschaften, deren Macht er selbst im Leben erfahren hatte, zum Gegenstande seiner Reflexionen und Darstellungen machte; wie dem originellen Chladni, dessen „größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu sein, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Staat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu sein, ein freies, sorgenloses Leben zu führen." Macht auch gleich der Geist, weil er eben wegen seiner Genialität nichts weniger als ein Stubenhocker und Philister ist, die gemeinen Strapazen und Feldzüge des Lebens mit, so tritt er doch nie in förmlichen Dienst bei der Welt; er engagirt sich nur als Volontär, wie einst Cartesius bei den Holländern, den Bayern und Oesterreichern ohne Sold freiwillig Dienste nahm und mit ihnen in den Krieg zog, nicht um selbst als Schauspieler auf dem Theater der Welt aufzutreten — was er übrigens, im Vorbeigehen sei es gesagt, unbeschadet seiner philosophischen Würde recht gut hätte thun können, da selbst Louis XIV., den Frankreich als seinen größten König feiert, in den Komödien Molière's als Ballettänzer

auf dem Theater mitspielte — sondern nur, um mit der Theilnahme des persönlich gegenwärtigen Zuschauers die Komödie des Lebens von Anfang bis zu Ende durch alle Akte hindurch mitzumachen.

Wahr ist es allerdings — wer es mit Stillschweigen übergehen wollte, würde an seiner Wahrhaftigkeit, der ersten Tugend des Schriftstellers, gegründeten Zweifel erregen — wahr ist es, sage ich, daß ihrerseits die Welt, aus weislichen, jedoch auf flacher Hand liegenden Gründen, sich alle erdenkliche Mühe giebt, den Geist irgendwo und wie unterzubringen, und an einen bestimmten Geschäftszweig zu gewöhnen, weil er ihr wider Willen doch immer einigermaßen imponirt, und sie schon durch sein bloses Dasein in manche nicht geringe Verlegenheit setzt. Aber sie offerirt ihm nur zu seinem Wirkungskreise ein ganz kleines, kleines Plätzchen, wo sie ihn so recht controlliren, bei jeder Gelegenheit ihm auf die Finger klopfen kann, aus Besorgniß, er möchte in einer größern Wirkungssphäre Gelegenheit haben, zum größten Nachtheile seiner Amtscollegen seine Weisheit auszukramen und seine Talente geltend zu machen, und stellt ihn selbst in diesem kleinen Plätzchen, wenn er anders geneigt ist, es anzunehmen, nur provisorisch an, ohne einen festen Contract mit ihm abzuschließen, ähnlich dem indianischen Stamm der Krihks, der seine Ehen vorläufig immer nur auf ein Jahr abschließt. Wie sich der Geist nicht an die Welt binden kann und will, so will umgekehrt die Welt, als wollte sie Gleiches mit Gleichen vergelten, sich nicht an den Geist binden. Sie hat es von jeher bewiesen. So hat auch unsere deutsche Nation ihre großen Klassiker nur provisorisch als ihre Lehrer angestellt; bereits sind sie schon wieder abgesetzt. Wie viele indianische Stämme, wenn sie gleich die Vorstellung eines höchsten Wesens haben, das sie den großen Geist oder den großen Herrn des Lebens nennen, doch diesem höchsten Wesen ein so kleines, untergeordnetes Pöstchen einräumen, daß sie noch den größten Spielraum zu dem albernsten Fetischdienst haben: so lesen zwar die guten Deutschen noch ihre Klassiker, nennen sie auch wohl in ihrer Einfalt und Redlichkeit

ihre größten Geister, räumen ihnen aber ach! so ein winziges Fleckchen zu ihrer Wirkungssphäre ein, daß sie noch Raum genug haben, um mit Gespenstern und Fetischen aller Art die einflußreichsten Stellen zu besetzen, opfern, wie die Juden, nachdem ihnen schon Jehovah erschienen, noch goldenen Kälbern. Alle Sonntage gehen wohl einmal die guten Deutschen bei ihren großen Geistern in die Kirche und lassen sich was Schönes vorpredigen, aber die Meisten haben während der Predigt ganz andere Dinge im Kopfe, und wenn sie auch einmal eine Zeit lang dem Prediger Gehör und Beifall schenken, so entschädigen sie sich durch die darauffolgenden sechs Wochentage. Wie viele wilde Völker erweisen nur den niedern, nicht den höhern Gottheiten, nur den bösen, nicht den guten Geistern Verehrung.

Seien wir aber deßwegen nicht ungerecht gegen die Welt! Je mehr Spielraum der Geist zur Entfaltung und Bethätigung seiner Wunderkräfte bekäme, desto mehr festes Land würde er mit der gewaltigen Fluth seiner Fülle hinwegspülen, und so den Boden beträchtlich vermindern, auf dem die große Masse die Subsistenzmittel ihrer Existenz gewinnt, und eben die große Menge hat die Welt zu versorgen. Darum kommen so selten große Geister. Wären sie häufiger, so kämen Unzählige um den einzigen Halt ihres Lebens — die Brauchbarkeit und Nothwendigkeit ihrer Existenz, da eine große Masse von Menschen mit Weib und Kind mehrere Jahre lang von dem ganz anständig leben kann, was in Einem Abend ein einziger großer Geist aufarbeitet. Erkennen wir hierin vielmehr die tiefe Weisheit, die die Welt regiert und der sie pariren muß, sie mag wollen oder nicht. Es liegt offenbar in ihrem Plan, so viel als möglich Wesen nicht nur zum Dasein, sondern auch — was eigentlich eins ist — zu den Genüssen und Freuden des Daseins zuzulassen. Die Freude am Dasein liegt aber allein in dem Bewußtsein von dem Werthe des Daseins. Die Kräfte und folglich die Arbeiten sind deßhalb in der Welt so zertheilt und vervielfältigt, daß um so mehr Menschen das Bewußtsein von ihrem Werthe, ihrer

Wichtigkeit und Nützlichkeit haben; je kleiner die Portionen, desto größer die Zahl der Genießenden. Mit Recht wurden von jeher die großen Geister von dem Haufen beneidet, geschmäht, verläumdet, verfolgt; denn er wußte nur zu gut, daß sie seine Freuden- und Ruhestörer sind, sein Dasein beeinträchtigen und selbst gefährden. Unglück war daher auch das Antheil fast aller großen Männer, nur mit dem Bewußtsein ihrer Größe entschädigte sie die göttliche Weisheit für die erlittene Schmach und den Verlust irdischer Güter, denn sie bestimmte sie eigentlich nur dazu, den Haufen zu stimuliren, daß er alle seine vereinzelten Kräfte zusammenrafft und verbindet, um die lästige und kostspielige Erscheinung eines neuen großen Geistes zu verhüten. Das geniale Wesen des Geistes paßt eben einmal durchaus nicht in die Welt. Sichselbstfühlend, glücklich und zufrieden ist der Mensch nur, so lange er nicht an seine eigenen Schranken erinnert wird, und eben diese sind es, die er an seinem Gegensatze, der Genialität des Geistes, zu seinem größten Leidwesen zu Gesichte bekommt.

Ach! wenn der Geist Nichts weiter als ein genialer Kopf wäre! das ginge noch hin. Aber leider! er ist auch ein wahrer Sonderling, voller Eigenheiten und Capricen. Ich sage leider! weil die Welt bei Weitem weniger an seinen Genialitäten, als an seinen Eigenheiten Anstoß nimmt, indem sie viel greller der Menge in die Augen stechen. Denn in der Welt will Jeder in dem Andern nur sich selbst im Spiegel sehen. Ein Mensch, der nicht so denkt und lebt, wie die Andern, ist ihnen so empfindlich, wie einem Priscian die Ohrfeige, die ihm in der Lebhaftigkeit seines Geistes ein Schulknabe giebt. Wie ein auch durch jahrelange Uebung eingeschossner Kanzelredner in seiner Predigt stecken bleibt, wenn etwas Außergewöhnliches in der Kirche, etwa eine auffallende Persönlichkeit, dergleichen er noch nie gesehen, plötzlich seine Augen frappirt: so werden die Menschen durch den Anblick eines solchen Nicht-Conformisten aus dem wohlentworfenen Concept ihres Kopfes gebracht; sie verlieren gleichsam den sichern Leitfaden ihres Lebens aus

der Hand und ärgern sich daher über ihn, wie die Schulknaben über die Ausnahmen von der Regel, die ihnen die Erlernung der Grammatik so sauer machen. In der Welt richtet darum Jeder seine Taschenuhr nach der Stadtuhr. Und wenn gleich vielleicht sein kleines Taschenührchen richtiger geht und mehr mit dem Laufe der Sonne übereinstimmt, als die große Stadtuhr: es hilft Nichts, wenn es draußen zwölf Uhr schlägt, so muß es auch auf der Sackuhr seines Geistes auf die Minute Zwölfe sein, damit er in demselben Momente, wo die Andern Mittag machen, zugleich auch schon seinen Löffel zwischen den Zähnen hat, auf daß er ja recht genau den Takt mit den Andern einhält, selbst sein Puls, wo möglich, nicht schneller und langsamer geht, als der ihrige. Und wenn auch in der Stadt, worin er lebt, es mehrere öffentliche Uhren giebt, und diese, was meistens der Fall ist, nicht mit einander übereinstimmen, so daß man nicht weiß, nach welcher man seine Taschenuhr stellen soll, eher als er es sich selbst recht macht und Gefahr läuft, für eine Ausnahme von der Regel zu gelten, macht er es lieber wie jener Bauer, der aus Aerger, daß er es Keinem recht machen konnte, seinen Esel in den Bach warf. Ja, wenn ihm sein eigner Leibarzt dringend anempfiehlt, zur Stärkung und Belebung seiner schwachen Nerven täglich einen Schoppen Wein mehr zu trinken, als seine Tischgenossen, so getraut er es sich doch nicht zu thun, aus Rücksicht vor dem: was werden wohl die Leute davon sagen? wenn nicht ein Anderer, der beherzter als er ist, zugleich aber natürlich ein Mann von vieler Autorität sein muß, damit er ohne Scheu sich auf sein Beispiel berufen kann, ihm einen Schoppen Wein vortrinkt. Mancher wäre ein Talent, wenn er den Muth hätte, eines zu sein, wenn er nicht erst warten wollte, bis ihm ein öffentliches Patent über die Ausübung seines Talents ausgefertigt würde. Aber ehe er auch nur einen Sechser ausgiebt, dreht er ihn dreimal bedächtlich herum und besieht ihn oben und unten, ob er auch grade so wie die gangbaren Sechser aussieht, aus Besorgniß, er möchte gar für einen Falschmünzer gehalten werden, wenn er andre als

schon gebrauchte Münzen ausgiebt. Und so kommt denn richtig der arme Teufel um sein bestes Gut, sein Talent; denn was man zu lange für sich selbst behält, das gehört einem zuletzt selber nicht mehr an, und eben das Talent gehört in die Klasse von den Gütern, deren Besitz und Gebrauch unzertrennlich ist.

Wie ganz anders macht es dagegen der Geist! Frei und sorgenlos wandelt er seinen Weg, nur der untrüglichen Wünschelruthe seines Genius' folgend, die ihm selbst noch unter dem Boden, über den der Haufe, nicht ahnend, welche Schätze er birgt, blindlings dahintappt, Quellen des ewigens Lebens finden läßt. Er geht heute gerade und morgen krumm, wie's ihm eben gut dünkt, nie der großen Landstraße nach, auf der die Menge in enggeschlossnen Reihen dahermarschirt, damit ja Jeder immer in die Fußstapfen seiner Vorgänger tritt, und, mit genauen Postkarten in der Hand, nur mit gespannter Aufmerksamkeit das ungeduldig erwartete Ziel, die sichere Herberge verfolgend, nicht einmal, um keine Zeit zu verlieren, einen Blick auf die herrlichen Naturschönheiten wirft, die stets abseits der Heerstraße liegen. Er folgt nur dem schönen Laufe des Stromes seiner unerschöpflichen innern Lebensfülle, o welche wundervolle Aussichten eröffnen sich hier seinen wonnetrunknen Blicken! Jede neue Wendung des Stromes bringt ihm eine neue in sich vollendete Welt zur Anschauung, von der er sich nicht losreißen kann. Er möchte eine Ewigkeit hier weilen; er glaubt hier auf dem höchsten Gipfel zu sein, wo er das Schönste und Herrlichste, das es nur immer geben kann, bereits genossen hat, den Becher der Unendlichkeit bis auf den letzten Tropfen ausgeleert zu haben, ein Glaube, in dem er sich auch wohl schwerlich, wenigstens in Bezug auf sich selbst, getäuscht hat. Während er daher noch draußen im Genusse der herrlichen Natur, die ihn Alles vergessen läßt, ohne Dach und Fach herumschweift, sitzen seine Kameraden schon längst geborgen im Quartier, und beleben ihre langweiligen Gespräche einzig durch die boshaften Glossen, die sie über sein langes Ausbleiben machen. Wenn dann

Einige, die, ob sie es gleich mit der Masse halten, doch noch ein besonderes Interesse an dem Schicksal des Geistes nehmen, ihre Unruhe über seine lange Abwesenheit laut werden lassen, so erheben sich sogleich andere sie überbietende Stimmen aus der Mitte des Volks heraus, die sie mit den Worten zurechtweisen: „Er ist selbst Schuld daran, wenn ihn die Wölfe und Bären unterwegs zerreißen. Warum hält er sich nicht mit uns? Laßt ihn in Gottes Namen laufen. An ihm ist Hopfen und Malz verloren. Er war von jeher ein ganz verrückter Kerl. Und wenn Ihr's noch nicht glauben wollt, so habt Ihr hier die schlagendsten Beweise von seiner Verrücktheit. Er hat nie mit uns zur rechten Zeit gegessen, sondern, ohne sich an eine bestimmte Stunde zu binden, wenn's ihm eben gerade genehm war, wie jener Leipziger Magister, Namens Leibnitz, von dem Ihr vielleicht schon gehört haben werdet; oft ist er gar nicht einmal, wie ein andrer ordentlicher Mensch ins Bett gekommen, sondern geradezu auf seinem Arbeitsfessel mit der Feder in der Hand eingeschlafen, um so viel als möglich ohne Absatz seinen Grillen Audienz geben zu können, wie eben dieser Magister, der — um Euch gleich diesen Umstand zu erzählen, damit Ihr daraus um so besser seine Verrücktheit bemessen könnt — selbst in den letzten Momenten des Lebens, wo ein ehrlicher Christ an ganz andere Dinge denkt, noch darüber mit seinem Medico parlirte, wie der Herr von Furtembach die Hälfte eines eisernen Nagels in Gold verwandelte, und, als er schon mit dem Tode rang, noch Schreibmaterialien verlangte, und wie er nicht mehr erkennen konnte, was er darauf geschrieben, das Blättchen Papier zerriß, die Schlafmütze über das Gesicht hereinzog, sich zur Ruhe legte und verschied, als wäre er trotzig darüber, daß er nicht mehr lesen könne, als wäre das Punctum satis des Lebens eingetreten, wenn man nicht mehr das Tüpfelchen auf dem i und kein Komma von einem Semikolon unterscheiden kann. Oft ist er wie jener — Gott sei bei mir! O Ihr Patres sancti, ihr Cyrille, Augustine und Hieronymi, Ihr Simone Stylitä alter und neuer Zeit, Ihr Heiligen sammt und sonders steht

meiner Seele bei, wenn ich seinen Namen ausspreche — jener Spinoza, dieser verdammte Ketzer — nun der liebe Gott hat ihn aber auch dafür schon im Voraus, zum warnenden Exempel, gezeichnet und gezüchtigt, indem er ihn in dem von ihm verstoßnen Judenvolk geboren werden ließ — seht! das sind die saubern Modelle, nach denen er sich richtet — Monate lang nicht aus seiner Studirkammer gekommen, wie ein Duckmäuser, als hätt' er was Böses im Sinne und auf dem Gewissen. Oft hat er, während unser eins Plaisir und Arbeit in den gehörigen Portionen unter einander mengt, täglich nach gethaner Arbeit zur gehörigen Zeit ins Wirthshaus geht, wie's seit undenklichen Zeiten unsrer frommen Väter Brauch war, oft, sage ich, hat er, wie jener luftige Französische Gentil-homme Descartes, mit dem's auch nie richtig im Kopfe war — was Ihr schon daraus sehen könnt, daß er in seiner Philosophia prima — o der Hochmuthspinsel! — dem Herrgott ins Handwerk pfuschen wollte — ein ganzes Jahr über Nichts gethan, als den Cavalier gespielt, mit den Damen geschäkert, die Spielhäuser, den Tanz- und Fechtboden besucht, dann aber wieder plötzlich bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube gemacht, in die schauerlichste Einsamkeit zurückgezogen und Jahre lang blos über den Büchern gelegen; mich nimmt's Wunder, daß er darum nicht auch schon längst so ein saubres Ende genommen hat, wie jener Italiener — Flamminius schrieb sich, glaub' ich, der närrische Kautz, — der auch so einen widernatürlichen Hang zur Einsamkeit hatte, von jeher ein Zeichen böser oder irrer Gemüther, daß er mit keinem Menschenkinde umging, nie Jemanden zum Essen einlud, noch sie je invitiren ließ, nicht einmal einen Diener oder eine Magd um sich duldete, aber dafür auch — o nehmt Euch ein Exempel daran, Ihr hochfahrenden Gelehrte, die Ihr den göttlichen Funken des süßen Geselligkeitstriebes entweder gänzlich in Euch ersticken oder nur zu dem schändlichen Gebrauch bewahren wollt, um an ihm Eure öltriefigen Lampen zum Behufe Eurer übernächtigen Kopfarbeiten anzünden zu können — zur gerechten Strafe, ohne Mitwissen seiner

Freund- und Nachbarschaft, ja ohne den Beistand der Geistlichkeit zwischen seinen auf dem Boden herumliegenden Büchern seinen misanthropischen Geist aufgab. Oft hat er sich gar, wie der alte Heidendichter Euripides, der's mit seinen Gottlosigkeiten und Freigeistereien selbst den Heiden oft zu bunt machte, in einer finstern Spelunke verborgen, um seinen melancholischen, lichtscheuen Gedanken um so ungestörter Raum geben zu können, dann aber hat er wieder, der Tollkopf! — Ihr dürft mir's glauben, ich hab's vom Montaigne — zu Zeiten einen solchen Spektakel sich in seinem Hause machen lassen, daß man hätte meinen sollen, es wären Teufel bei ihm los und beisammen, und warum? weil er die Narrheit hatte, sich einzubilden, die Seele zöge sich, wie ein Dachs bei dem Geklapper eines Treibjägers, bei dem äußern Tumult in ihren eignen Bau zurück. Ferner hat er mit dem saubern Franzos, von dem ich Euch eben gesprochen, auch die sinnlose Caprice schon von Jugend auf gemein gehabt, daß er fast bis zur Mittagsstunde hin, wo wir andern schon längst das Frühstück und Zehnuhrbrod durchgeschwitzt hatten und nicht erwarten konnten, bis der Tisch gedeckt war, in seinem Bette — o menschlicher Aberwitz, wie hast Du von jeher die Ordnung der Dinge verkehrt! — liegen blieb, weil er, der Schwachkopf! die fixe Idee hatte, er könne in dieser Lage am Besten speculiren, daher er uns, wenn wir ihn wegen seiner Narrheit auslachten, auf die Autorität eines gewissen Lichtenbergs verwies, der auch schon eine ähnliche Erfahrung, wie er, müsse gemacht haben, weil er sage: „Es sei ganz gewiß, daß einem bisweilen ein Gedanke gefalle, wenn man liege, der einem nicht mehr gefalle, wenn man stehe." Endlich hat er sich oft wider alles Dekorum zum Skandale aller wohlgesitteten Leute, zum Hohne der aufrechtstehenden Gestalt, die von jeher als das einzige specifische Unterscheidungsmerkmal zwischen Humanität und Brutalität angesehen wurde, denkt nur! wie eine Bestie, auf den Bauch gestreckter Länge zwischen seinen Büchern auf den Boden hingelegt, und in dieser menschenschändenden vernunftempörenden, dem Erdboden gleichen Lage

studirt, wie ein gewisser Cujaccius und jener italienische Narr, von dessen schauderhaftem Wandel und Ende ich Euch oben erzählt habe! Ja! er hat sogar — das fällt mir gerade noch zur rechten Zeit ein. O menschliche Schwachheit! warum kommt denn bei dir immer das Beste zu allerletzt? O Ihr Philosophen, Ihr Hochmuthsnarren erkennet daran, was es für ein armseliges Ding um Eure Vernunft ist! — paßt auf! das ist die Summa Summarum aller seiner Narrenstreiche — er hat sogar, wie Cervantes, immer den einen Hosenknopf offen gehabt. Ihr seht daraus zur Genüge, meine lieben Brüder, daß der Kerl nicht recht bei Vernunft ist, und froh sein darf, daß wir ihn noch im Freien herumlaufen lassen, und nicht längst schon der Sanitätspolizei ausgeliefert haben, um ihn in einem Irrenhause einzusperren." Allein der Geist, ob er wohl eben so gut, wie wir hier, weiß, wie die Kameraden über ihn raisonniren und sich lustig machen, läßt sich dadurch nicht irre machen. Er setzt con amore seine Lustreise fort, bald verloren in bewundernde Anschauung der Natur, bald frohe Lieder aus voller Brust singend, die er aber Notabene nicht von Andern gelernt, sondern selbst verfertigt hat, bald in Epigrammen über die Welt und ihr Getreibe scherzend, bald versunken in philosophische Betrachtungen, bald — was jedoch sehr selten ist — im Discurse mit seinen Brüdern begriffen, die er also in Gedanken anredet: „Ihr glaubt Euren Lebenszweck erreicht zu haben, wenn Ihr nur am Ziele Eurer Marschroute seid und hier im Trocknen sitzt. Ihr seid so roh, daß Ihr gleich den Türken nicht begreifen könnt, wie man auch zu seinem Vergnügen reisen kann, und den einen Sonderling nennt, der eine Fußreise nach Syrakus macht, und sie einen Spaziergang nennt, daß Ihr es für Lebensklugheit haltet, auf Kosten Eurer Augen und Lungen, mit denen Ihr, wenn Ihr ankommt, nicht mehr freien Athem schöpfen könnt, auf Euer Ziel zuzurennen. Ihr Thoren! die höhern Güter den niedern opfern, über der fixen Idee eines Zielpunktes die herrlichsten Naturgenüsse verabsäumen, Das nennt Ihr Lebensklugheit, nennt Ihr gesunde Vernunft. Die

Entfaltung des eignen Wesens ist der Zweck des Lebens. Denkt nicht, daß der nicht auch Andern lebt, der wahrhaft sich selbst lebt. Laßt den Baum nur Wurzeln fassen, ohne darnach zu fragen, ob es dem umstehenden Gestrüppe wohl auch recht ist, daß er sich so breit macht, räumt nur weg, was seinem Wachsthum im Wege steht: die Früchte kommen schon von selbst, und nach Jahrhunderten noch wird er den müden Wanderer mit seinem Schatten erquicken. Spät, vielleicht nie komme ich zwar an das Ziel, wo Ihr schon längst in dulci jubilo sitzt. Aber ich bin dafür bei jedem Schritte an meinem Ziele, in jedem Momente meiner Wanderung eben so lebensfroh, als lebenssatt; denn was habe ich nicht schon Alles unterwegs gesehen und genossen?"

Vor Allem muß ich mich jetzt bei meinem nach Standesgebühr beehrten und gelehrten Lesegästen, die bis hieher mir zu folgen die Geduld hatten, höflichst entschuldigen, daß ich sie so sehr in der Irre und Breite herumgeführt habe, daß ich mich selbst nicht mehr recht zu orientiren weiß, und die Numero aus dem Kopfe verloren habe, bei der ich zuletzt stehen geblieben bin. Denn, um es nur offen zu gestehen, ich hätte sie auf einem viel bequemeren Wege auf den Standpunkt führen können, wo wir gegenwärtig sind. Statt eine langweilige detaillirte Description von dem Charakter des Geistes zu geben, hätte ich ihnen nur einen gewissen Namen nennen dürfen. Denn, wenngleich wohl die meisten von dem Wesen, das er bezeichnet, gar Nichts weiter wissen, als eben nur den Namen, so thut das doch gar Nichts zur Sache; er würde doch allein hingereicht haben, ihnen die befriedigendste Einsicht zu verschaffen. So wird, wenn wir von einem hohen Berge entfernte, kaum mehr bemerkbare Ortschaften erblicken, allein schon durch den Namen des Orts, den uns der Führer sagt, unsere topographische Wißbegierde dergestalt befriedigt, daß wir ihm sogleich den Rücken kehren, um uns wieder wo andershin zu wenden, und dann selbst, wenn wir nur einigermaßen, was fast ohne Ausnahme der Fall ist, zur Aufschneiderei in dergleichen

Dingen Anlage haben, uns kein Gewissen daraus machen, auf die Frage: „Sind Sie dort gewesen?“ die zweideutige Antwort zu geben: „Wir haben den Ort gesehen, wir kennen ihn recht gut,“ ob wir ihn gleich nur aus der weitesten Entfernung ganz in Nebel gehüllt erblickten. Meine Leser werden von selbst den Namen errathen, den ich meine, das weiß ich im Voraus. Ich darf Ihnen nur sagen: es ist der Name, bei dessen Schall schon allein das Trommelfell ihrer schwachen Ohren auf eine so höchst empfindliche Weise erschüttert wird, daß sie, bei ihrem ohnedem zur Epilepsie geneigten Herzen, wie gewisse Thiere bei manchen Tonarten, die heftigsten Convulsionen bekommen; der Name, der nichts Anderes ist als der präcise Ausdruck ihrer eignen Unwissenheit, der auf's Haar gerade nur Das bezeichnet, was sie nicht kennen und verstehen, der nur der geduldige Packesel ist, dem sie die große Last ihrer eignen Dummheiten, ihrer selbstbegangnen Todsünden, ihrer Sünden gegen den heiligen Geist aufbürden, um durch diesen glücklichen Selbstbetrug sich der sauern Pflicht und Mühe zu überheben, von seinem Gegenstande Kenntniß zu nehmen. Nun warum zögern Sie? Sie haben ihn gewiß schon auf der Zunge. „Philosophie in abstracto, Philosoph in concreto.“ Bravo! Ganz vortrefflich! das nenne ich Urtheilskraft, denn der Gegenstand, von dem Sie Nichts kennen und wissen wollen, auch Nichts zu wissen brauchen, als den Namen, ist einzig die Philosophie. Habe ich also gelogen, wenn ich sagte, ich wüßte noch einen viel näheren und bequemeren Weg? Mit dem Worte: Philosophie haben wir dem Geist jetzt Daumenschrauben angelegt; er kann uns nicht mehr entwischen; wir haben ihn beim Fittig, wie einen todten Fuchsen. Das Wort: Philosoph ist der Hebel, mit dem wir den Stein des Anstoßes, der bisher mit Zentnergewicht auf uns drückte, mit leichter Mühe hinweg heben, der Messias, der uns von jener Seelenqual erlöst, die wir empfinden, wenn wir ein Kind beim rechten Namen nennen wollen, und diesen doch nicht finden, das Fac Totum, mit dem wir allein mehr ausrichten, als mit hundert andern

Prädicaten, die alle nur untergeordnete Helfershelfer sind, das specifische Mittel, mit dem wir alle noch allenfalls in uns zurückgebliebne Galle gegen den Geist vollends ausschütten können, der Terminus technicus, die logische Kategorie, mit welcher wir alle bisher mühsam einzeln aufgezählten Eigenschaften glücklich unter einen Hut bringen, endlich — nur noch ein Bild! der Gegenstand ist zu wichtig; wir sind hier an der Lösung des tragischen Knotens — die salzwasserreiche Thränendrüse, aus der wir allen unsern Herzensjammer über das Unheil, welches der Geist von jeher in der Welt anrichtete, mit einem Drucker auspressen können. Der Geist ist ein Philosoph: damit ist das Räthsel gelöst. Was ist aber denn eigentlich ein Philosoph? Ein Philosoph? Ha! ein Philosoph — o daß ich doch gleich alle miteinander mit der Blausäure meines Ingrimms von der Erde tilgen könnte! — ist der Diable boiteux von Le Sage, der seinen Schüler auf die höchsten Gipfel der Menschenwohnungen führt, von hier aus mit ihm den Leuten in die Fenster guckt, ohne daß sie es merken und wünschen, sie in ihren geheimsten Verrichtungen, in ihren scandalösesten Situationen ihm zeigt, und an dem erbaulichen Beispiel einer alten Dame, die mit den Blendwerken ihrer falschen Schönheit Jünglinge, ja selbst Männer in die Garne ihrer Lieblingsintriguen zieht, und die er eben in dem rührenden Momente überrascht, wo sie ihre Siegesinstrumente, ihre weißen Zähne, ihre üppigen Locken und die weitern verführerischen Et caetera ihres Körpers auf ihr Nachttischchen hinlegt, die Illusionen der Welt vor seinen Augen verschwinden läßt. Ein Philosoph ist ein unverschämter Mensch, denn er drängt sich mit Gewalt durch die Menge durch, um überall den ersten Platz zu bekommen, und setzt sich nicht innen hinein in den Omnibus-Wagen des Lebens, sondern vornen hinaus auf das Cabriolet oder gar, wenn keins da ist, auf den Kutschenbock, um immer freie Luft zu schöpfen, Alles besser überschauen zu können, und was da kommt, immer gleich aus der ersten Hand zu haben, und wenn er sich auch einmal eine Zeit lang in den Menageriekasten

hinein setzt, so macht er den Spion, ohne ein Wort mit den Leuten zu sprechen, und stört schon durch seine blose Gegenwart die lustige Reisegesellschaft in dem harmlosen Vergnügen ihres gedankenlosen Geplauders, und wenn er ja einmal den Mund aufthut, so sprengt er sie mit seinen kürzen Paradoxen wie eine Heerde unschuldiger Schaafe aus einander, wenn Wölfe unter sie gerathen. Ein Philosoph ist ein unsittlicher Mensch; ein Don Juan, ein Dr. Faust sind noch wahre Engelskinder gegen ihn; die Welt wäre heute noch so lammfromm, so unwissend, so unschuldig, wie ein Kind, hätte er sie nicht mit der dialectischen Verschmitztheit seines mephistopheleischen Verstandes zu Fall gebracht. O die goldne Zeit, wo noch auf Scheiterhaufen die Ketzer und Philosophen, als einzige lucida intervalla in der Nacht der Unwissenheit, als schöne Weihnachtskerzchen zur Erbauung und Belustigung der gläubigen Menschheit emporloderten, sie wurde uns nur durch die verdammten Philosophen — wir wollen zu Gott hoffen auf nicht lange Zeit — entrissen. Ein Philosoph ist ein ganz frivoler Mensch, die Quintessenz aus Voltäre und Lucian, denn, wenn die Welt die lateinischen Exercitia und deutschen Aufsätze, die sie noch auf der Schule verfertigte, und allerdings für ihre Zeit die Note: Perquam bene verdienten, auch noch in den reiferen Jahren in der Tasche mit sich herumschleppt, und bei jeder Gelegenheit vor sich selbst bewundernder Eitelkeit hineinblickt, um über den Documenten ihrer Fähigkeiten die schwere Aufgabe ihrer Ausbildung und Verwirklichung, über ihrer ehemaligen Vernunft ihre gegenwärtige zu vergessen, so wirft sie dagegen der frivole Philosoph, der die Würdigkeit der Existenz nur nach dem innern Werth und Gehalt bemißt, und sich auf seine gegenwärtige Productivkraft allein stützt, schonungslos in das Feuer, und sieht mit einer wahrhaft diabolischen Seligkeit zu, wie die theuern Andenken ein Raub der verzehrenden Flammen werden. Kurz ein Philosoph ist ein Mensch, der eben durchaus nicht in unseren Kram paßt.

Können uns also die Abenteuer und Fata, die von jeher der Geist

zu bestehen hatte, noch in Verwunderung setzen? Kann es uns wundern, daß ein Jordan Bruno und ein Vanini auf dem Scheiterhaufen endeten? daß einst der Bischof Virgilius, weil er Antipoden statuirte, von Bonifacius als ein Zerstörer der Religion verklagt und von dem Papste mit dem Bannstrahl bedroht wurde? daß Galilei in Ketten geworfen wurde, weil er den Glauben an die Unbeweglichkeit des Erdballs umstieß? daß Harvey wegen seiner Entdeckung der Circulation des Bluts sich vor Gericht sogar vertheidigen mußte? daß Baltasar Bekker, weil er „dem Teufel seine Macht nahm, und ihn von der Erde in die Hölle bannte" als Atheist verfolgt, seines Amtes entsetzt und von seiner Kirche ausgeschlossen wurde? daß Herder bei seinen frommen Amtscollegen schon deßwegen, weil er keine Perrücke, wie sie, trug, sich der Neologie und Heterodoxie verdächtig machte? daß es zur Zeit des Peter Ramus in Paris für eine sträfliche, ja criminelle Neuerung galt, den lateinischen Buchstaben Q richtig auszusprechen, statt Kiskis: Quisquis, Kankam: Quanquam zu sagen? kann es uns, sage ich, noch wundern? O nein! Nicht wahr? Wir sind jetzt ganz im Reinen und Klaren. Wir brauchen über diesen Artikel kein Wort mehr zu verlieren.

Bürdet mir nicht zu viel der Welt auf, das bitte ich mir höflichst aus, Ihr Herren Schriftsteller! Euer Wohlthäter, der Geist, ist zugleich Euer wahrer Missethäter, der Euch bei Weitem mehr zusetzt, als die Welt. Ich will nicht reden von der Hypochondrie und den sonstigen Uebeln, die Euch die sitzende Lebensart, die er Euch zu führen nöthigt, verursacht. Seit die Philologie dem Budäus eine zwanzigjährige Krankheit zuzog, ach! schon seit viel längerer, seit undenklicher Zeit sind die schädlichen Folgen des Studirens so weltbekannt, so ausgemacht, wie die Erbsünde seligen Andenkens. Ich will nur reden von Euerm innern Hauskreuz; denn dieses ist nicht so offenkundig. Was ist es nicht für

ein widerwärtiger Zustand, wenn Ihr Stunden, ja oft Tage lang, mit der Feder in der Hand, im Antichambre warten müßt, bis es dem Geiste, diesem vornehmen Herrn, einmal beliebt, bei guter Laune zu sein und Euch Audienz zu geben! Jeder Taglöhner ist Freiherr innerhalb seiner vier Wände, König in seinem Gebiete, er kann seine Arbeit nach Willkür anfangen und enden, unterbrechen und wieder fortsetzen; nur der Schriftsteller ist nicht Herr in seinem Hause, lebt auch hier in der unglücklichsten Abhängigkeit. Er ist ein armer Landmann; was hilft ihm aller Fleiß, alle Anstrengung, wenn ihm nicht die Sonne des Geistes scheint? Wie muß sich der Schriftsteller oft abmartern, bis er gerade den seinen Gedanken entsprechenden Ausdruck findet! Wie störrig, wie eigensinnig ist nicht oft der Geist! wie oft bleiben nicht die Mittel, die Ihr aus allen Euren Leibes- und Seelenkräften anwendet, um ihn zu erweichen, erfolglos! Wie sauer kam manchem Dichter oft nur ein einziger Vers zu stehen! Denkt nur an Euripides, der sich einst bitter darüber beklagte, daß er innerhalb drei Tagen nicht mehr als drei Verse zu Stande gebracht habe, an Rousseau, der unter Anderm von sich selbst sagte: „Ich habe immer Witz und Verstand eine halbe Stunde später, als Andere, gerade, wenn es nicht mehr Zeit ist, weiß ich auf ein Haar, was ich arbeiten sollte;" an Goethe, der oft Zustände hatte, „wo es ihm vorkam, als habe er nie ein Gedicht gemacht, und würde er auch nie mehr eines machen;" an Schiller, wenn er Goethe schreibt: „Wie sind wir doch alle mit unsrer geprahlten Selbstständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden, und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst; freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit diese Entwicklung verbreitet haben, aber die Entwicklung selbst brachte mir doch die erwärmende Sonne mit;" an Milton, dessen poetische Ader sich nur zu gewissen Jahreszeiten, nämlich im Frühjahr und Herbst öffnete; an Ariosto, der an einem Paar Stanzen

einen Tag arbeitete, an Guarini, Boileau, Malesherbes, Balzac, Voiture, und um Euch nicht zu vergessen, ihr mir besonders werthen Philologen, an Linacer und Paulus Manutius, der zwischen jeder Zeile, die er schrieb, vier Finger breit Raum ließ, um, wenn ihm etwas Bessres einfiel, solches gleich einrücken zu können, und so über einer Epistel oft Monate lang saß; und um Euch auch einen Hieb noch zu guter letzt hinauszugeben, Ihr Philosophen, an Leibnitz, der sich selbst zu jener seltsamen Menschenklasse rechnet, die abwechselnd je nach Zeit und Ortsumständen bald eine wunderbar schnelle, bald eine außerordentlich langsame Fassungs- und Erfindungsgabe hat, und von sich sagt, daß ihm zwar alles Schwere leicht, aber auch alles Leichte schwer werde. Wenn daher die delicaten Leser und Leserinnen bei der Lectüre selbst ihrer Lieblingsbücher an die Schweißtropfen dächten, die sie ihren Verfassern kosteten, so würden sie allen Appetit zu Euren Werken so gewiß verlieren, als ihnen der Appetit zu vielen Speisen verginge, wenn sie während des Genusses an die Art ihrer Zubereitung dächten.

Und wenn Ihr auch einmal drin im Zuge seid, wenn Euch die Arbeit so leicht und rasch wie ein homerischer Daktylus von der Feder fließt, was habt Ihr nicht auch da noch Alles vom Geiste auszustehen! Wie ein Liebhaber, der seiner Eroberung noch nicht ganz versichert ist, peinigt er Euch mit seiner Eifersucht. Jede Aeußerung auch der unschuldigsten Freude kränkt ihn schon aufs Tiefste, wenn er sich nicht als ihre Ursache weiß. Jeder Blick, den Ihr nur wo andershin selbst mit nothgedrungner Freundlichkeit werft, ist schon hinreichend, ihn außer Fassung zu bringen. Er will, daß Ihr ganz in ihm Euch verliert, daß Ihr Eure fünf Sinne, Eure Phantasie, Euren Verstand, Euer Herz, kurz all Euer Seelenvermögen ihm übergebt, ohne auch nur einen rothen Heller zu Euerm Privatgebrauch zurückzulegen. Ihr lebt in beständiger Unruhe und Angst, seine Gunst und Liebe zu verlieren. Ihr müßt Alles aufbieten, um ihn guten Muths zu erhalten. Wie die Kindbetterinnen

müßt Ihr Euch halten, die strengste Diät beobachten. Sagt nicht selbst Goethe, einer von den größten Meistern Eurer Zunft, von sich: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet" ? Und wenn Ihr nun endlich fertig seid, was habt Ihr vom Geiste zum Lohne für Eure Opfer, Eure Mühen, Sorgen und Qualen? meistens Nichts als das widerliche Gefühl der Scham und des Ekels an Euch selbst. Eure Bücher scheinen Euch nichts Anderes zu sein, als Blößen, die Ihr Euch in den Augen der Welt gegeben habt, als öffentlich ausgestellte Testimonia paupertatis, als frei- und reumüthige Selbstbekenntnisse à la Rousseau und Augustin, als Inventarien von Eurem geistigen Naturnachlasse, als Sündenregister und Druckfehlerverzeichnisse von dem Text Eures Lebenslaufes, wegen welcher Ihr den geneigten Leser jedesmal demüthigst um Verzeihung bitten solltet, als Repertorien Eurer Muttermale und sonstigen besondern Kennzeichen, durch die Ihr Euch, eben nicht gerade zu Euerm Vortheil, von andern Menschen unterscheidet. So lange Eure Arbeit noch im Flusse des Werdens begriffen ist, so gefällt sie Euch wohl; natürlich: Euer Kopf wird dabei ziemlich echauffirt, Ihr werdet wohl gar ganz wonnetrunken in dem Gefühl, Schöpfer zu sein, und in diesem exaltirten Zustande nehmt Ihr Eure Gebrechen nicht wahr. Aber um so empfindlicher sind die Nachwehen, wenn ihr fertig seid. Es ist Euch jetzt, als wäret Ihr von einem schönen Traume erwacht, nur um desto tiefer und gründlicher Euer Elend zu empfinden. Die fertige Schrift hat allen Reiz verloren; sie ist für Euch ein todtgebornes Kind. Ihr glaubt dann, bei dem Geiste, Eurem einzigen Gönner und Schutzherren auf Gottes weiter Erde, in Ungnade gefallen zu sein, und in diesem Gefühle der Leere, in diesem Euern Wahne, von dem Wesen verlassen zu sein, um dessen willen es sich allein der Mühe verlohnt, Tag für Tag die geschmacklose Wassersuppe des gemeinen

Lebens hinunterzuschlürfen, drängt sich alle Pein zusammen, die nur immer der Mensch als ein geistiges Wesen empfinden kann, erlebt Ihr in Euch den schrecklichen Zustand des verzweifelnden Selbstmörders. Und welch ein peinigender Schmerz ist es nicht für Euch, selbst schon mitten im besten Feuer der Arbeit, wenn Euch oft Eure kostbarsten Gedankenstoffe, so wie Ihr nur mit dem Pfropfzieher der Feder die Weinflasche des Geistes öffnet, und sie der Atmosphäre der Außenwelt aussetzt, schon von ihrer Güte verloren zu haben, vielleicht ganz verdorben zu sein scheinen! Wie glücklich sind doch die Menschen, die nicht der Kitzel des geistigen Fortpflanzungstriebes peinigt, die Nichts wissen von den Schmerzen des Geistes, von den Schmerzen, die die Idee der Vollkommenheit, das Bewußtsein ihrer Unerreichbarkeit in der Seele erzeugt! Ach! und gerade je vollkommner, je edler ein Wesen ist, desto schwerer gebiert es seines Gleichen. Die Blattlaus kann in einem Sommer 24 Millionen Junge gebären; dem edlen Menschenweibe kostet oft eine einzige Geburt schon das Leben! O ich möchte um Alles in der Welt kein Schriftsteller sein! Ich möchte keinem solchen Herrn dienen, wie der Geist ist, der es Euch nicht einmal dankt, wenn Ihr Euch seinetwegen so abquält und abhärmt, im Gegentheil seine größte Freude dabei hat, wenn Ihr vor Scham, vor Ekel und Verzweiflung vergehen möchtet, ja sogar selbst der Urheber aller Qualen ist, die seine treuesten ergebensten Diener und Verehrer auszustehen haben. Denn nur *er* ist es, dem Ihr es nie recht machen könnt, der Euch Eure Vaterfreuden raubt, der Euch in einer beständigen Unruhe und Unzufriedenheit mit Euch selbst erhält, damit Ihr in unermüdlicher Thätigkeit von einem Werke zum andern schreitet, um immer wieder durch einen neuen Fehler den ältern gut zu machen, den Teufel durch den Teufel zu vertreiben. Der liebe Himmel bewahre uns vor Pest, vor Hungersnoth, vor Krieg und Feuersbrunst, vor Allem aber vor Geist!

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel *größtes* aber ist der *Geist*.

Ja wohl! der Uebel größtes ist der Geist. Selbst von den Uebeln, die Ihr der Welt Schuld gebt, ist er der eigentliche Urheber. Die Welt ist nur sein blindes Werkzeug; wo sie in ihrem eigensten Interesse zu handeln glaubt, arbeitet sie nur im Interesse des Geistes. Der Geist kennt nämlich nur zu gut den Menschen, er weiß eben so a priori als a posteriori, daß er im Ganzen den Charakter jenes italienischen Künstlers hat, der immer erst eingesperrt werden mußte, wenn er einmal Gebrauch von seinen Talenten machen sollte, daß die Menschen geprellt werden müssen, um in seine Dienste zu treten. Darum öffnet der Geist die Pandorabüchse, und schickt dem Einen dieses, dem Andern jenes Kreuz über den Hals, wie es eben je nach dem Charakter und der Individualität des Empfängers geeignet ist, ihn zu geistiger Thätigkeit zu sollicitiren. Mancher hätte schwerlich eine entschieden ideale Tendenz bekommen, wenn ihm nicht schon in früher Jugend ein Gegenstand, an dem er mit ganzer Seele hing, irgend wie entrissen worden wäre, denn nur dadurch wurde er gezwungen, nicht an seine fünf Sinne als die letzte Instanz zu appelliren, sondern vermittelst einer wahren, in solchen Fällen gültigen appellatio per saltum im freien Fluge des Geistes sich über die Grenzen der unmittelbar nächsten Umgebung hinwegzusetzen, die die meisten Menschen, ohne daß sie es wissen, Zeitlebens mit Zentnerschwere darnieder drückt. Und viele auch schon zu Schriftstellern herangereifte Menschen hätten doch nie eine solche Tiefe, Erhabenheit und Stärke des Geistes entwickelt, wenn sie nicht auf den Besitz irgend eines, ihren Neigungen und Wünschen als Menschen entsprechenden Gegenstands hätten Verzicht leisten müssen. Petrarca würde nicht Petrarca geworden sein, wäre der Gegenstand seiner Liebe nicht für ihn ein unerreichbarer geblieben. Der Gewinn für den Menschen wäre ein Verlust für den Dichter gewesen. Was zum Nachtheil des Menschen geschieht, geschieht nur zu oft zum Vortheil des Schriftstellers. Aber was sind auch die Leiden des Herzens gegen die Herrlichkeit des Geistes!

Die Seele des Menschen ist Das, was er als das Wahre und Höchste in sich erkennt und erfährt, was seine Art, die Dinge zu beurtheilen, zu sein, zu leben und zu wirken bestimmt. Diese seine Seele legt der Schriftsteller in seinen Büchern nieder. So lehrreich und interessant es daher auch für uns ist, einen großen Schriftsteller in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen und im persönlichen Umgang kennen zu lernen; so dürfen wir doch nie vergessen, daß wir seine wahre, höhere geistige Persönlichkeit allein in seinen Schriften besitzen; denn in ihnen giebt er abgesondert von allen grobirdischen Ingredienzen den reinen Goldbestand seines Geistes. Im Leben ist der Schriftsteller gleichsam nur im Raupen- oder Puppenzustande, aber in seinen Schriften der freie, den Reichthum und die Schönheit seiner Natur ungebunden entfaltende Schmetterling. Mit Recht sind daher so Manche für ihre kindische Neugierde, große Schriftsteller auch persönlich kennen zu lernen, empfindlich bestraft worden. Kant z. B. sprach, wenigstens in seinen späteren Jahren, wenn er besucht wurde, statt von philosophischen Gegenständen, von den besten neuesten Mitteln, die Wanzen zu vertreiben. Albertus Magnus verwies seine Schüler, wenn sie zu ihm kamen, um Fragen an ihn zu stellen, auf seine Schriften mit den Worten: Fragt Albertum in seinen Büchern. Ja Goethe gesteht sogar, daß er aus einem gewissen „realistischen Tic“ es behaglich finde, sich überhaupt den Menschen aus den Augen zu rücken. „So werde ich,“ sagt er, „immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.“

Es ist allerdings eine traurige Erscheinung, wenn wir in dem Leben mancher großen Schriftsteller Handlungen finden, die nicht im Einklang mit dem Geiste stehen, der aus ihren Schriften zu uns spricht.

Aber man hüte sich vor der Rohheit und Gemeinheit, solche Schriftsteller ohne Weiteres, wie es so oft geschieht, mit dem empörenden Prädicate schlechter Menschen zu bezeichnen. Es giebt nun einmal solche Menschen, oder, wenn Ihr lieber wollt, solche sonderbare Käuze, die ihr Leben und Wesen einzig und allein in die schriftstellerische, überhaupt geistige Thätigkeit setzen, die nur in der geistigen Productivität in ihrem eigenthümlichen Elemente sind. Bei manchen dieser Käuze ist ihr Leben fast nichts Anderes, als der Zustand ihrer Geistesabwesenheit. Sie verlieren auf der hohen See der geistigen Productivität, wo dem Menschen die Idee der Unendlichkeit gegenwärtig ist, denn sie erhebt ihn über die Schranken der Zeit und des Orts, über die Sorgen der Gegenwart und die Fesseln lästiger Umgebungen, jene Erdschollen aus dem Gesichte, auf denen sonst der Mensch festen Fuß faßt und seine kleinliche Philisterwelt aufbaut. Das gewöhnliche Leben ist für sie Nichts, als ein lästiger unverschämter Bettler, der sie immer gerade zur ungelegensten Zeit aus ihren schönen Phantasien oder tiefen Meditationen durch seine ungebührlichen Forderungen herausreißt; alle ihre Handlungen sind Nichts als Pfennige, höchstens Kreuzer und Groschen, die sie aus der reichen Goldbörse ihres Geistes dem zudringlichen Bettler unwillig hinwerfen, um sich ihn vom Halse zu schaffen.

Thales, mit dem das Licht der Wissenschaft über Griechenland aufging, bemerkte einst, wie er eben die Gestirne beobachtete, eine vor seinen Füßen liegende Grube nicht, und fiel hinein. Ein altes Weib, das seine Magd oder vielleicht auch nur ganz zufällig da war (was ich nicht mehr weiß, es ist aber auch ganz einerlei), lachte ihn darüber aus, und es that daran wohl, denn es war ein altes Weib, und die Gemeinheit lacht ihn noch heute deßwegen aus, und sie hat dazu als Gemeinheit ein unbestreitbares Recht. „Stört mir meine Zirkel und Figuren nicht," rief Archimedes den auf ihn einstürmenden Feinden zu, und ließ sich von ihnen niederhauen. Karneades vergaß seine nächsten Bedürfnisse über dem Studiren, selbst das Essen, seine Maitresse

mußte die Speisen ihm zuschneiden, und ordentlich in den Mund stopfen. „Montesquieu (erzählt Johannes von Müller in seinen Briefen nach dem Bericht eines seiner Freunde), das erste Genie Frankreichs, er, der Alles sah, und wie er es sah, schrieb, war in seinen eignen Sachen wie ein Kind. Ein listiger Betrüger spionirte die Zeit, wo sein treuer Secretär Don Holland abwesend war, kam zu ihm, versprach um sein Gut la Brède ihm 1000 Thaler mehr Pachtschilling. Es gefiel, wurde angenommen. Jener setzt einen Contract auf, den liest Montesquieu, versteht ihn nicht, unterschreibt aber, denn wie sollte er anders als der Abrede gemäß sein! Wenige Tage nach diesem wird ihm angesagt, auszuziehen. Er erstaunt. Vergeblich. Jenes war ein Kaufcontract; la Brède war weg, und in dem Contract noch dazu der Preis quittirt. Ein Proceß war unvermeidlich, der Ausgang ungewiß, und für Montesquieu ein Glück, daß der Spitzbube sich mit 1000 Louisd'or abfinden ließ. Dem guten Malesherbes begegneten dergleichen Sachen so viele, daß er endlich ohne seinen treuen Verrin sich nicht mehr getraute, eine Weste zu kaufen." So vergißt der Mensch in seiner geistigen Thätigkeit die Sorge für das Leben und seine eigene Persönlichkeit! Anaxagoras opferte selbst freiwillig sein Vermögen auf, um desto sorgenfreier und ungestörter sich allein dem Studium der Natur und der Beschauung des Universums, die er für seinen wahren Lebenszweck hielt, widmen zu können.

Ihr nennt C. einen unbedeutenden und geistlosen Menschen, und Euer leichtfertiges Urtheil stützt sich darauf allein, daß er in Eurer Umgebung nicht excellirte. Aber Eure Persönlichkeit, Eure Gespräche, Eure Sitten und Manieren sprechen ihn nicht an; er geht bei Euch nicht aus sich heraus; er ist bei Euch nicht zu Hause, nicht Er selbst. Versetzt ihn nur in Kreise, die ihm zusagen, und Ihr werdet eben diesen unbedeutenden C. zu Eurer größten Beschämung und Verwunderung mit allen Herrlichkeiten des Geistes und der Kraft als einen Stern erster Größe funkeln sehen. Wendet dieses triviale Beispiel aus einer andern

Sphäre auch auf Eure leichtfertigen Urtheile über den Werth so manches Schriftstellers als Menschen an. Sucht sein wahres Wesen und seinen wahren Charakter und sein wahres Leben nicht am unrechten Orte, sucht bei ihm den Menschen auch in seinen Schriften; in ihnen allein ist Er selbst. So mancher Schriftsteller gleicht dem Auswanderer nach Amerika. Aus der drückenden Noth des gemeinen Lebens zieht er hin in die herrliche ergiebige Welt des Geistes; die liegenden, unbeweglichen Güter des Lebens setzt er in die überallhin kursirenden Münzen des Gedankens um; das Beste, was er hat, nimmt er in die Reisebündel seiner Schriften zusammen; er läßt Nichts im Leben zurück, als elendes Geräthe und abgenutzte Lumpen. Und die gemeinen Biographen und Urtheiler, die aus Anekdötchen des äußerlichen Lebens den wahren Charakter solcher Schriftsteller beurtheilen wollen, kommen mir vor, wie Leute, die aus den zurückgelassenen Lumpen eines Auswanderers nach Amerika seinen Vermögenszustand beurtheilen und daran sein Elend uns darstellen wollten.

„Du willst also aus dem Schriftsteller auch den Menschen erkennen und beurtheilen?“ Ja, und von dieser Behauptung bringen mich weder solche übrigens nur scheinbare Widersprüche ab, daß dieser in seinen Schriften der gallenbitterste und schamloseste Satyriker, aber im Leben keusch wie ein Mädchen, und von dem sanftmüthigsten Charakter sein kann, wie es P e r s i u s war, jener als Schriftsteller der seelenfrohste, selbst schrankenloseste, ausgelassenste Komiker, ja in vielen seiner Lustspiele ein wahrer Trunkenbold, ein Schlemmer in dem geistigen Genusse seiner unerschöpflichen Witzfülle, und doch zugleich als Mensch der peinlichste, düsterste und krittlichste Hypochondrist ist, wie M o l i è r e, der sich selbst den unglücklichsten Menschen unter der Sonne nannte; noch selbst solche sonderbare Erscheinungen, z. B. daß Einer, wie der Engländer S t e e l e, mit einer ungeheuern Perrücke, die funfzig Guineen

kostete, auf dem Kopfe, seinen Versuch über die Verkehrtheiten der Mode verfassen kann, ein Anderer über die Ehe ein ganzes Buch voll der vortrefflichsten Gedanken schreibt, ohne doch deßwegen sich selbst zu verheirathen, und, obwohl ein Schriftsteller edlen, geistigen Wesens, doch zugleich gemeinen Leidenschaften sich hingeben kann, wie Hippel. Ihr seht hoffentlich, daß ich selbst solche Beispiele kenne, als Ihr vielleicht meinen Behauptungen entgegensetzen wollt, und ich könnte noch frappantere anführen, wenn ich gerade Lust zu Citationen hätte. Aber alle diese Beispiele machen mir so wenig bange, daß ich vielmehr gerade das Gegentheil von Euren Folgerungen aus ihnen herausziehe. Eben deßwegen und einzig und allein nur deßwegen, weil der Schriftsteller sein wahres Selbst, welches eins ist mit seinem schöpferischen Geiste, in seinen Schriften giebt, weil er in den seiner Muse mittel- oder unmittelbar geweihten Stunden seine Seele am Freisten entfaltet, kann er sein und ist er oft — leider! freilich immer eine betrübende Erscheinung — ein Anderer in der Hülle seiner vergänglichen Persönlichkeit, als in seinen Schriften, und ist folglich auch aus diesen sein wahres Wesen als Mensch zu erkennen und zu beurtheilen. Nicht an den Werktagen, wo das Volk nur mit Sorgen und Arbeiten für die Erhaltung seiner Existenz beschäftigt ist, sondern an den Sonn- und Festtagen, wo es aus den dumpfen, engen Werkstätten in's Freie hinausströmt, sich seinen Lieblingsvergnügungen und Neigungen ohne Rückhalt überläßt, könnt Ihr am Besten und Reinsten seine Individualität, sein eigenthümliches Wesen erkennen. Und die Pflanze giebt nicht an den Blättern und Aesten, an Stamm und Wurzeln, sondern an der Blume am Schönsten, am Bestimmtesten und Erkennbarsten ihr inneres Wesen kund.

Ich bitte Euch um Alles in der Welt, in welchen Momenten des Lebens glaubt Ihr denn wohl das wahre Wesen eines Schriftstellers erkennen zu können? Etwa in denen, wo er schläft und die übrigen natürlichen Bedürfnisse befriedigt? Oder in denen, wo er sich seine Zähne putzt, seine Haare auskämmt, seine Kleider und Stiefeln anzieht?

Oder in denen, wo er lästige Besuche zu machen hat und in den langweiligsten Gesellschaften von der Welt einen Abend, oft einen ganzen Tag verschmachten muß? Oder in denen, wo er Geschäfte zu verrichten hat, die lediglich in's Departement der auswärtigen Angelegenheiten gehören, seine ganze Denk- und Gesinnungsweise auch nicht im Geringsten berühren? Oder in denen, wo unselige Gemüthsstimmungen oder körperliche Uebel alle Kanäle seiner Empfindungen und Gedanken verstopfen, so daß er gedankenlos, wie ein Thier, und empfindungslos wie eine Pflanze ist? Ihr werdet mir zugeben, daß wir in allen diesen Momenten nicht das wahre Wesen eines Schriftstellers haben und erkennen können, daß er im Gegentheil in allen diesen Augenblicken mehr oder weniger gewissermaßen außer sich ist, entzogen dem Kreise von Gegenständen und Thätigkeiten, in denen er sich selbst angehört, sein eigentliches Leben bewährt. Subtrahirt also von dem an sich schon so kurzen Leben des Menschen alle Momente, wo er gleichsam in einer ungeheuern Entfernung von sich selbst sich befindet, und Ihr werdet einsehen, daß von der Spanne Lebenszeit nur ein ganz kleines Restchen, ein blos einige, oft kaum nur e i n e n Zoll breites Flecklein übrig bleibt, das wir als den Spiel- und Tummelplatz seiner Seele ansehen können, daß uns folglich zum Maßstab für die Beurtheilung des Wesen eines Menschen, der der geistigen Thätigkeit sich weiht, nur die Sonn- und Festtage von seinem Leben übrig bleiben, die er in der freien Natur seines Geistes zubringt, und in seinen Schriften verewigt.

Und, wie gesagt, wenn auch einer die Perrücke, die er im Gotteshause seines Geistes als eine Verkehrtheit von sich wirft, auf dem Marktplatze des alltäglichen Lebens auffetzt, so bleibt es doch dabei, daß er nur in den Momenten, wo er die Perrücke von sich wirft, sein wahrhaftes Selbst giebt, daß er doch ein freier Mensch ist, wenn er sie gleich an seinem Leibe trägt, wenn sie ihm nur nicht auf Geist und Gemüth wie ein Alp drückt, daß ein solcher Mensch an den edelsten, nothwendigsten und

allmächtigsten Lebenstheilen, an Kopf und Herz, d. h. an Geist kerngesund ist, und höchstens nur an den untern Extremitäten der Menschheit, d. h. am Körper, an einem Uebel, Podagra genannt, laborirt, so daß der Podagrist, der Körper, dem Geiste, der ein Schnellläufer ist, nicht nachkommt, wenn gleich nach will, und daß folglich Diejenigen sich grob irren würden, die aus dem Podagra des Schriftstellers den wahren Lebens- und Wesenszustand seiner innern Theile beurtheilen wollten.

Wenn Jemand bei dem Anblicke eines Gemäldes den Schluß machte: „Wie schön ist dieses Bild! aber wie schön muß erst Der sein, welcher dieses Bild verfertigte!“ so würden wir laut auflachen. Wenn nun aber bei der Lectüre einer Schrift, die uns gefällt und interessirt, uns die Phantasie, die sich vor allen andern Facultäten unserer Seele durch ihre Vielgeschäftigkeit und Naseweisheit bei jeder Gelegenheit hervorthut, ein Porträt von dem Verfasser entwirft, und dadurch das Verlangen in uns erweckt, ihn auch von Person kennen zu lernen, machen wir da nicht oft einen fast eben so schiefen und lächerlichen Schluß? Wie sehr hat daher in dieser Beziehung Lord Byron Recht, wenn er an eine Dame, die, begeistert von der Lectüre einer seiner Schriften, ihm sogar ihre Liebe anbot, folgendermaßen schreibt: „Sie äußern den Wunsch, mich persönlich kennen zu lernen, weil meine Werke Ihnen gefallen. Sie müssen wissen, daß ein Schriftsteller im Allgemeinen sehr verschieden von seinen Werken ist, und nie die Erwartungen Derjenigen befriedigt, die in ihm liebenswürdigere Eigenschaften als in Andern zu finden hoffen. Meine Schriftsteller-Eitelkeit wird sicherlich Nichts bei dem Gedanken leiden, daß ein Werk von mir Ihnen einiges Vergnügen gemacht hat, und um mich in der günstigen Meinung zu erhalten, die es Ihnen von mir beigebracht hat, will ich nicht Gefahr laufen, sie zu verlieren, indem ich mich persönlich bekannt mache.“ Ohne die dem schönen Geschlechte schuldige Ehrfurcht bei Seite zu setzen, müssen wir

doch nothgedrungen jener unbekannten Dame eingestehen, daß uns, natürlich deductis deducendis, ihre Urtheils- und Schlußkraft in diesem Punkte wenigstens fast eben so sonderbar vorkommt, wie die des Ali Pascha, wenn er aus den kleinen Ohren, den gekräuselten Haaren und den kleinen weißen Händen des Lord Byron schloß, und zu erkennen versicherte, daß er ein Mann von hoher Geburt wäre. Allein ungeachtet ihrer Lächerlichkeit können doch viele Menschen es nicht unterlassen, dergleichen Schlüsse bei jeder Lectüre zu machen. So werden manche übrigens gewiß sehr respectable Leser dieser Aphorismen zweifelsohne schließen, daß ihr bescheidner Verfasser, weil er in Einem fort bis zum Ekel über Nichts als die Bücher schreibt, ein Bücherwurm comme il faut, ein Mensch ist, der sich vor lauter Lesen krumm und lahm gesessen hat, niedergedrückt von der Last seiner Quartanten und Folianten nur so daherkeucht, ein warnendes Exempel von den zerstörenden Folgen der Ausschweifungen im Gebiete der Büchergelehrsamkeit. Aber es thut ihm sehr leid, ihnen versichern zu müssen, daß sie sich in einem gewaltigen Irrthume befinden, indem er es im Gegentheile practisch und theoretisch mit dem englischen Philosophen H o b b e s hält, der nur sehr gute, aber eben deßwegen auch sehr wenige Bücher las, und von sich selber sagte, daß er, wenn er eben so viel gelesen hätte, wie andere Gelehrte, eben so unwissend wie sie geblieben wäre, und unbedingt die Worte L i c h t e n b e r g s unterschreibt, wenn er sagt: „Ich glaube, daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel wußten, als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.“ Um es jedoch auch bei diesen seinen hochverehrlichen Lesern nicht ganz und gar zu verderben, und nicht den Verdacht auf sich zu laden, als wollte er sie etwa absichtlich hinters Licht führen, sieht sich der Verfasser, zuvorkommend die Hand zur Versöhnung darbietend, auf der Stelle zu folgenden Concessionen und Confessionen bereit. Er gesteht demnach offenherzig ein,

daß er blutige Thränen darüber weinen möchte, daß die Natur ihn so stiefmütterlich bedacht und nicht auch mit solchen schönen, die Lectüre so erleichternden und befördernden Gaben ausgestattet hat, wie den Cardanus und die beiden Scaliger, die ohne Licht bei der Nacht blos vermittelst ihrer hellleuchtenden Augen sehen konnten, wie den Leibnitz, der so ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte, daß er sich des Aufschreibens nur als eines Mittels bediente, um Etwas für immer seiner Seele einzuprägen, und daher nie mehr genöthigt war, seine Excerpte nachzulesen, vor Allem aber wie den französischen Grafen de Guibert, der die glückliche Eigenschaft hatte, daß er mit einem wahrhaft intuitiven Blicke nicht wie unsereiner Zeile für Zeile, sondern fünf, sechs, ja noch mehr Zeilen auf einmal lesen, die Ideen bei der Lectüre also nicht einzeln, sondern schaarenweise in seinen Kopf einlassen konnte, und von dem es uns daher auch gar nicht Wunder nehmen darf, wenn er so unermeßlich viel gelesen hatte, wie uns der Verfasser der Memoiren Mirabeau's berichtet. Er gesteht ferner ein, daß er keineswegs dem Byron unbedingt beipflichtet, wenn er mit vielen Andern behauptet, daß man nur nach der eignen Erfahrung, nicht nach den Büchern die Menschen beurtheilen müsse, — denn wie eng ist der Kreis unserer eignen Erfahrungen? und wenn er auch noch so groß wäre, ist die erfahrende Person nicht immer eine und dieselbe? haben also ihre Erfahrungen, so verschiedenartig sie auch sein mögen, nicht immer einen und denselben, folglich einen beschränkten und einförmigen Typus? warum sollen wir nicht die Erfahrungen und Anschauungen Anderer, die wir blos durch Bücher überkommen, zur Ergänzung, Berichtigung und Erweiterung unserer eignen Erfahrung nehmen? — kurz, daß er, wenn auch nicht in specie, doch in genere ein Bücherwurm ist.

Was Quinctilian von dem wahren Redner in Beziehung auf den Menschen sagt, das gilt auch von dem wahren Schriftsteller in

seinem Verhältniß zum Menschen. Er sagt aber: „Ich behaupte nicht nur, daß ein Redner ein guter Mensch sein müsse, sondern ich behaupte sogar, daß nur ein guter Mensch ein Redner werden kann. Denn man kann doch wahrlich weder Einsicht Denen zugestehen, die da, wo sie zwischen dem Guten und Bösen zu wählen haben, sich für das Letztere entscheiden, noch Klugheit Denen, die durch die Schuld ihrer eignen Unbesonnenheit, wenn auch nicht immer die härtesten Strafen der Gesetze, doch gewiß die des bösen Gewissens sich zuziehen. Wenn nun nicht nur nach dem Ausspruch der Weisen, sondern auch selbst nach der Meinung des Volks nur ein thörichter Mensch ein schlechter sein kann, so wird gewiß nie aus einem Thor ein Redner. Hierzu kommt, daß nur ein reines Gemüth sich der edelsten Beschäftigung widmen kann, erstlich weil in einer und derselben Brust nicht das Gute und Schlechte beisammen wohnen kann, und das Vortrefflichste und das Schlechteste eben so wenig zugleich ein und dasselbe Gemüth in Anspruch nehmen kann, als ein und derselbe Mensch zugleich gut und schlecht sein kann, zweitens weil der auf einen so erhabnen Gegenstand gerichtete Geist von allen andern selbst unschuldigen Gedanken und Sorgen frei sein muß. Denn nur mit dieser Freiheit und Ungetheiltheit, in der kein anderes Object ihn zerstreut und abzieht, kann er das Ziel seines Bestrebens ins Auge fassen. Jeder sieht ein, daß selbst schon zu ängstliche Besorgung des Hauswesens und der Landwirthschaft, Jagdlust und Theaterbesuche die Studien beeinträchtigen, denn die Zeit, die einer Beschäftigung gewidmet wird, geht für die andere verloren. Man denke sich nun erst ein von Wollust, Geiz, Mißgunst beherrschtes Gemüth, Leidenschaften, die selbst keinen hohen Grad erreicht zu haben brauchen, um schon die Ruhe der Nacht durch wilde Traumbilder zu verscheuchen. Denn Nichts ist so vielbeschäftigt, so unbeständig, von so vielen und entgegengesetzten Leidenschaften zerstückelt und zerrissen, als ein böses Gemüth. Denn wenn es auch nur Anschläge faßt, so wird es von Sorgen, von Unruhe und Qualen zerrissen, und wenn es sie vollends ausgeführt hat,

wie wird es da von Angst, Reue und Furcht gefoltert! Wo ist in einem solchen Gemüthe Platz für die Wissenschaft oder irgend eine edle Kunst? gewiß eben so wenig, als in einem von Stauden und Dornensträuchen besetzten Acker für Früchte Raum ist."

Bei einer Menge von Autoren ist freilich die Schriftstellerei Nichts weiter als eine Coquetterie mit dem Publicum; sie wollen gefallen; sie wollen das Publicum im eigentlichen Sinne in sich verliebt machen. Deßwegen machen sie aufs Sorgfältigste ihre Toilette, werfen sich in die elegantesten Kleidungen nach dem neuesten Modeschnitte, blicken bei jedem Worte, das sie niederschreiben, wohlgefällig in den Spiegel, um den ermuthigenden Gedanken, daß sie, wenn sie nur sich selbst gefallen, nothwendig auch Andern gefallen müssen, stets lebhaft sich zu vergegenwärtigen, nehmen einen Ton an, den sie für das unfehlbarste Mittel halten, ihren Zweck zu erreichen, und bestreben sich, diesem affectirten Tone so viel als möglich den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, um dem Publicum weis zu machen, daß sie auch wirklich so denken, wie sie schreiben, wirklich so sind, wie sie als Schriftsteller vor ihm erscheinen. Wie in der schönen Zeit des Mittelalters so manchen Ritter beim Turnier nur die Vorstellung, daß er unter den Augen seiner Schönen kämpfe, zum Ritter schlug; so ist bei vielen Schriftstellern nur die Vorstellung des Publicums, die Vorstellung, von der Dame bemerkt zu werden, um deren Gunst er buhlt, die heilige, inspirirende Schutzpatronin seiner Muse. Diese Vorstellung enthusiasmirt ihn und flößt ihm die Kraft ein, sich selbst zu beherrschen und so viel als möglich zusammenzunehmen. Von dieser Klasse Scribenten gilt, was Montesquieu in seinen Pensées diverses sagt: Les auteurs sont des personnages de théâtre. Diejenigen, die keinen solchen feinen Wahrnehmungssinn, kein solches infallibles Wahrheitsgefühl haben, daß sie es dem Schriftsteller schon an der Nase ansehen können, ob in dem Cha-

rakter seiner Schriften Schein oder Wesen liegt, thun daher ganz wohl daran, wenn sie dergleichen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen suchen; denn nur auf diesem Wege können sie darüber zur Gewißheit kommen, ob nicht in der Löwenhaut ein Esel, in dem Schafspelz ein Wolf versteckt ist. Aber das gilt nicht von den ächten Schriftstellern. Diese verbinden mit ihren Schriften eben so wenig einen besondern außer ihnen liegenden Zweck, als Gott mit der Schöpfung der Welt; ihre Werke sind Producte der rücksichtslosen Wahrheit und Nothwendigkeit selber, sie entspringen aus keiner andern Quelle, als aus dem Wohlgefallen, das alles Gute und Vortreffliche an seiner Selbstbeschauung und Offenbarung hat.

Die Autoren sind Väter, die Bücher ihre Kinder. Richtig; aber wie zwischen den leiblichen Vätern ist auch zwischen diesen geistigen Vätern ein gewaltiger Unterschied. Der schlechte Schriftsteller verwendet Nichts auf die Erziehung seiner geistigen Kinder; er setzt sie nackt, unerzogen, hülflos aus, ohne ihnen Etwas von sich mitzutheilen, von seinen Kräften und seinem Vermögen zu opfern, giebt ihre Existenz dem Zufalle Preis. Aber der ächte, der in der geistigen Thätigkeit lebende Autor, der die Achtung für sich selbst auch auf seine Schriften ausdehnt, der in ihnen die Fortdauer und Fortsetzung seiner selbst erkennt, entläßt diese seine geistigen Kinder nur erst dann aus seinem Hause, wenn sie groß und wohlerzogen sind und jetzt selbst in der Welt sich ihre Existenz verschaffen können, und setzt sie nach seinem Tode zu seinen rechtmäßigen Erben ein. Der schlechte Vater sorgt nur für sich selbst, er ist entweder zu leichtsinnig und egoistisch, um seinen Kindern Etwas von sich geben zu können; kein inneres Band verbindet sie daher auch mit einander. Aber der gute Vater sorgt nur für sich selbst, um für seine Kinder sorgen zu können, ja er vernachlässigt sogar sich selbst oft zu ihrem Besten. Ein wesentliches Band existirt daher zwischen ihm und ihnen; denn seine

Tugenden, seine Ansichten, Erfahrungen und Maximen, die Früchte seines Lebens, seine ganze Empfindungs-, Denk- und Gesinnungsweise, hiermit sich selbst, prägt er ihnen ein: er wird daher auch wahrhaft in und aus seinen Kindern erkannt; sie sind seine getreuen Ebenbildnisse, die Siegelbewahrer und Schatzkämmerer seines Wesens und seiner heiligsten Interessen, seine Repräsentanten und Sachwalter vor dem Forum der Welt.

Ist der Schriftsteller nur so eine Eigenschaft, ein Accidenz, eine oberflächliche Modification des Menschenwesens oder Substanz? ist er nur eine untergeordnete Creatur des Menschen oder gleichwesentlich mit ihm? Die mystische Einheit, die Unio essentialis ist hier die Wahrheit. Der Schriftsteller ist der eingeborne Sohn des Menschen, eines und desselben Wesens mit ihm. Als Mensch ist der Schriftsteller ein Miserere Domine, ein Ecce Homo, angenagelt an das Kreuz des Lebens, eingekerkert in dem engen Spatium einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Orts, und seine Wirkungsweise nur auf einen kleinen Kreis von Menschen eingeschränkt, aber im Himmel seiner geistigen Anschauungen, in dem ätherischen Fluidum und Medium der Schrift ist er der allgegenwärtige und allmächtige Gottessohn.

Der ächte Schriftsteller ist keine Memme; er scheut nicht die Selbstaufopferung; er condensirt und comprimirt die ganze Energie seiner Seele in das Brennglas der Schrift. Sein Buch ist daher eine imponirende Individualität, eine gebieterische Macht, ein sich selbst behauptendes Wesen, ausgestattet mit aller Kraft und Fülle des Lebens. Denn bei ihm ist die Schriftstellerei ein wahrer Kraftaufwand und Lebensverlust, ein innerer lebendiger Wesens- und Zeugungsact. Darum sind mir das ganz klägliche Schriftsteller und Menschen, ganz matte,

seichte Brüder, die den Menschen von dem Schriftsteller abtrennen, die die Schriftstellerei als einen außerwesentlichen Actus fassen und betreiben, und denen daher auch wirklich ihre Schriften nur wie faule Zähne ausfallen, ohne daß ihre innern Lebenskräfte dabei afficirt und consumirt werden.

Schiller schreibt während der Ausarbeitung seines Wallensteins an Goethe: „An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten, als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen." Und Goethe antwortet ihm darauf: „Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber blos vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den blosen Versuch zerstören könnte." Allein so verschieden auch je nach dem Gegenstand und der Art der Production der pathologische Zustand ist, den sie in dem Subjecte hervorbringt und erfordert, und so sehr auch die Schöpfung der Tragödie von allen andern Geistesschöpfungen die er- und angreifendste sein mag, so ist doch die Production überhaupt ein Angriff des Geistes auf unsere

Existenz und Selbstständigkeit auf Tod und Leben. Auch die rein wissenschaftliche, die philosophische Production, die nur gedeiht bei vollkommner Herrschaft der Vernunft, ist zugleich Extase, ergreift den ganzen Menschen, erregt die lebhafteste Sensation, erfordert und erzeugt die innigste persönliche Theilnahme. Jeder wahre Gedanke ist, als freies Vernunftproduct, zugleich eine durch und durch dringende Determination unsrer unmittelbaren Individualität, ein Stich ins Herz, eine Erschütterung unsres ganzen Seins, ein Opfer unsrer Existenz.

Bei den schlechten Autoren war von jeher der Mensch ein cordialer Dutz- und Trinkbruder des Geistes, der sein Schöppchen Wein in Gesellschaft mit dem Schriftsteller con amore ausleerte. Bei den guten wurde der Mensch als Bedienter, Handlanger und Ausläufer von dem Schriftsteller behandelt. Oder — denn auch bei den guten Autoren ist natürlich je nach dem Grade ihrer Güte und ihrem geistigen Charakter und Inhalt das Verhältniß zwischen Mensch und Schriftsteller sehr verschiedener Natur — der Mensch war bei ihnen der Leibeigene des Geistes, der von dem Schriftsteller zum Kitzel seiner Kopfnerven mit Leib und Seele wie eine Prise Taback schonungslos verbraucht ward, oder er wurde von dem Schriftsteller nur wie ein Hofnarr, oder gar wie ein Affe, zu seinem Zeitvertreibe gehalten, um an seinen Possen und komischen Manieren sich zu amüsiren, und von den Anstrengungen der Autorschaft zu erholen, oder der Schriftsteller ging mit dem Menschen um und spielte mit ihm, wie junge Katzen mit ihren Schwänzen, als wäre der Mensch nur ein zufälliges und überflüssiges, zu ihm selbst gar nicht gehöriges Anhängsel von ihm. Wofür konnte wohl z. B. selbst ein Archimedes, in dem Momente, wo er versenkt in seine mathematischen Anschauungen, sich ohne Widerstand niederhauen ließ, seinen Menschen ansehen? doch nicht für seinen Diener, nicht für seinen Hofnarren, ja nicht einmal für seinen Affen, denn diesen beweist ihr Herr

doch mehr Aufmerksamkeit; nein! für nichts Anderes konnte er den Menschen ansehen, als für einen überflüssigen Zusatz und Auswuchs des Mathematikers. Oder endlich — und das ist traun! das schönste und zugleich das wahre Verhältniß — der Schriftsteller war der innige Lebensgefährte, der Seelenfreund des Menschen.

Eine vollkommene, eine wahre Ehe zwischen Mensch und Schriftsteller — und eben diese existirt nur im wahrhaft vollendeten Autor — findet nur dann statt, wenn das Weib, der Mensch, an den wesentlichen Grundanschauungen, Gedanken und Gesinnungen des Mannes, des Schriftstellers, Antheil nimmt, in sie eingeht und sie sich zu eigen macht. Eine Ehe, wo das Gegentheil stattfindet, ist eigentlich immer eine Ehe zur linken Hand; denn Mann und Weib sollen sich decken, wie zwei congruente Dreiecke; es soll eine vollständige Gütergemeinschaft zwischen beiden sein. Gelehrt soll freilich die Frau nicht sein; aber ist sie wahrhaft unser, wenn sie nur an Leib und Herz, nicht auch an Geist unser ist, wenn sie ausgeschlossen ist von dem Mitgenusse unseres besten und höchsten Gutes? Aber ach! der gute Kopf kommt eben immer und überall in der Welt, so auch fast bei jedem Ehebündniß, zu kurz. Wir hören fast immer nur auf die Stimme unseres vorlauten Herzens, aber nicht auf den ernsten, jedoch freundschaftlichen Rath der bescheidnen Vernunft. Wir befriedigen nur die Forderungen des Herzens, weil es, wie ein zudringlicher Gläubiger, uns beständig über den Hals läuft, und mit seinen beleidigenden Drohungen uns verfolgt, nicht die der Vernunft, weil sie aus Delicatesse nur kurze Billets an uns schreibt, um uns an unsre Schuld zu ermahnen.

Ach! was bist Du für ein guter Freund, für eine treue Seele, sagt in dem ächten Schriftsteller der Geist zu dem Menschen, und drückt

ihm dabei herzlich die Hand, welche Opfer bringst Du mir dar? Der gemeine Menschenverstand setzt mir als einem Ruhestörer nach; es ist auf meinen Kopf ein hoher Preis gesetzt; jede Unterstützung, die man mir zukommen ließe, jede Communication mit mir als ein schweres Verbrechen aufs Strengste verboten, und Du hast mir zur Herberge in Deiner eigenen Wohnung ein freundliches Studirzimmer eingeräumt, und schleichst Dich jede Nacht mit Lebensgefahr her, um die Speisen, die Du Dir am Munde absparst, mir zu neuem Lebensstoffe darzubringen! O welche schwere Opfer! wie kann ich sie Dir wiedervergelten! O lieber Geist! erwiedert darauf der Mensch dem Schriftsteller, o! nenne nicht Opfer Gaben der Liebe und Freundschaft! was ich Dir gebe, das giebst Du mir hundertfältig wieder, ich bin nur, wenn ich bei Dir bin; ein Augenblick, mit Dir verlebt, wiegt mir ein ganzes Menschenalter auf, das ich in dem Leben, das der Tod des Geistes ist, unter dem Schutze der Polizei des gemeinen Menschenverstandes zubringe. Und zur Bestätigung der Wahrheit dieser Worte drückt der Mensch den Schriftsteller an seine Brust und schwört, daß er ewig sein eigen, ewig mit ihm eins sein wolle und werde.

„So geh' doch mit mir in die weite Welt des Geistes, sei kein Hasenfuß und Philister; es wird Dich gewiß nicht reuen; Du wirst Dich frei und glücklich fühlen in den unbeschränkten, herrlichen Aussichten, die sich auf der Reise Dir eröffnen werden." Also fordert bei den schlechten Autoren der Schriftsteller den Menschen auf, ihm zu folgen, und schon steht er gerüstet und reiselustig auf dem leichten Fahrzeuge da, das ihn über die klaren Fluthen der See hinführen soll. Aber ungerührt bleibt der feige Mensch am Ufer stehen, denn er ist Glebae adscriptus, und spricht zum Schriftsteller: „O gestrenger Geist! laß mich da; ich kann nicht fort; ich bin nicht gebunden an diesen Ort. Siehe nur da meine schöne Oeconomie, meine Gemüsebeete, meine reichen

Viehweiden und Kornfelder, und vor Allem da meine lieben Kuh-, Schaf- und Gänseställe! Siehe! meine Seele hängt an diesen Dingen; mein Eigenthum nenne ich sie, und nicht nur Eigenthum, nein! Eigenschaften, wesentliche Attribute meiner selbst nenne ich sie. Ich bin so gewöhnt an diese meine Aecker und Felder, absonderlich an meine Gänse, Kühe und Schafe, daß ich gewissermaßen unzertrennlich von ihnen bin, sie als Theile zu mir selber rechne; es sind disjecta membra meiner selbst, die ich durch das Band der Liebe und Sorge zu einem Ganzen, einem Organismus verbinde, wovon ich nur das Haupt, mein Vieh aber die übrigen Glieder ausmacht. Es sind Metamorphosen von mir, vereinzelte und zertheilte Brocken von dem großen, freilich eigentlich untheilbaren Stamm- und Erbgut, das ich selbst bin; es sind Arme an dem Polyp meiner Seele, Zweige und Ranken aus dem Grund- und Hauptstock meines Selbstes, die aber selbst wieder eigne Wurzeln in die Erde schlagen und so einen eignen Stock bilden. Diese Dinge sind eingewurzelt in mir, wie die Zähne in meinen Kinnbackenknochen; mit ihnen allein packe und halte ich fest den Brocken meines menschlichen Daseins. Wie sollte ich solche theure Güter verlassen können? Ich bin in der ganzen Gegend wegen meiner vortrefflichen Viehzucht bekannt, ja in dem Charakter eines Oeconomen ein höchst angesehner und geachteter Mann; aus meinem fetten Vieh werde ich selbst und mein Wohlstand erkannt; es ist das Charakterbild meiner selbst. Wie soll ich als ein solch solider, wohlbegüterter und wohlbeleibter Mann mich in die Rolle eines flüchtigen Passagiers finden können, der weiter Nichts hat, als was er am Leibe trägt, und von einem Vagabunden nicht zu unterscheiden ist? Wer sieht mir denn auf Deinem federleichten Kahn meinen Wohlstand, die Anzahl meiner liegenden Güter und die Wohlgestalt meines Viehs an? Ja, gestrenger Herr! wenn ich wie eine Schnecke mein Haus auf meinen Rücken, und Vieh und Feld auf Deinen Kahn nehmen könnte, o ja! dann würde ich recht gerne mit Dir fortreisen und ohne Widerstand Dir folgen, aber so ist's mir rein

unmöglich." „O Du Elender! erwiedert ihm darauf der Geist, wenn Du so denkst, wenn Du nicht resigniren kannst, wenn Du mehr, als das Nothwendige und Unveräußerliche Dein Eigenthum nennst, wenn Du nicht in der Entsagung Genuß und in dem freiwilligen Mangel alles Unnothwendigen Deinen Reichthum findest, dann bleibe, wo und was Du bist, nämlich das unveräußerliche Eigenthum Deines veräußerlichen Eigenthums, und statt auf Reisen in die große Welt der Freiheit zu gehen, bleibe haften auf der Viehweide im Boden, wie eine Gänseblume. Betrachte die Kehlen Deiner Gänse, Schafe und Kühe als die Verlängerungen Deiner eignen Kehle, als die Sprachrohre Deines Selbstes, und nicht mit dem leichten Kiel der Feder in dem feinen, transparenten Elemente der Schrift, nein! mit der Mistgabel grabe auf dem fetten Lehmboden Deines Lebens die erhabnen Züge Deiner Seele ein, und die einzigen Spuren, die von Dir im Dasein zurückbleiben, sollen die im Lehmboden eingedrückten Tritte Deines Rindviehs sein!" Solcher Sprache braucht sich aber der Geist bei dem Menschen, der von Herzensgrund Schriftsteller ist, nicht zu bedienen, denn da kommt ihm vielmehr der Mensch selbst von freien Stücken entgegengesprungen, und sagt zu ihm mit flehentlicher Stimme: „O lieber Geist! o nimm mich doch mit Dir auf Deine schönen Reisen mit, o Du Erretter aus der Noth! Du Flügeladjutant meines schwerfälligen Körpers! Du Ormuzd des Daseins, Du erhabner Fürst des Lichtes und der Freiheit! Omnia mea mecum porto. Ich will Dich mit Nichts beschweren, ich will mich so leicht als möglich machen, nur ein kleines Bündelchen erlaube mir mitzunehmen, um das Allernothwendigste und Wesentlichste, das ja so nicht viel Gepäcke macht, hinein zu thun; alles Andere, was nur immer in die Klasse des Entbehrlichen und Ueberflüssigen gehört, aber gerade am Meisten sich aufbläht und mit seiner Corpulenz den größten Raum einnimmt, will ich gerne fahren lassen und über Bord werfen. Du sollst einen lustigen Reisekameraden an mir finden, und wenn Du nur dann und wann auf einer schönen Insel, die uns eben gerade auf

unserer Fahrt aufstößt, Halt machst, um frisches Wasser zu schöpfen, so bin ich schon zufrieden. Denke nur nicht, daß ich etwa unterwegs das Heimweh bekomme und mich zurück in meine trauliche Wohnung sehne, als wäre hier jeder Gegenstand ein Spiegel meines eignen Selbstes, die Farben sogar, mit denen die Wände übertüncht sind, ein Schimmer von dem Weiß und Roth meines theuern Angesichts, und selbst die gelben Kleckse, mit denen die marmorirten Decken meiner Stuben besprengelt sind, ein Konterfei meiner Sommersprossen. Nein! nie sollst Du Klagen und Seufzer, nur frohe Lieder sollst Du aus meinem Munde vernehmen! Wornach sollte ich mich denn auch zurücksehnen? Nur sehr Weniges nenne ich mein, ach! nicht mehr, als in das kleine Bündelchen meiner Schriften eingeht, und das nimmt ja so wenig Raum ein, daß es in meiner Rocktasche Platz hat, und ich so all mein Hab und Gut immer bei mir habe. Darum nimm mich mit Dir fort, o lieber Geist! Das, was ich verlasse, sind keine Güter, die ich verliere, ist Nichts als eine lästige Bürde, die ich mir vom Halse schaffe."

„Hochwohlgeborner Herr Freiherr! Hochzuverehrender Herr Schriftsteller! Es thut mir sehr leid, daß es endlich so weit gekommen ist, daß ich das Recht, welches mir als Hausherrn zusteht, hiermit gegen Euer Gnaden geltend machen muß. Sie wissen, daß ich schon vor dem Miethcontracte Bedenken trug, an Sie meine Wohnung zu vermiethen, da ich immer nur ehrbare Bürger, wohlhabende Kaufleute und gut plaçirte Beamte zu Miethsleuten hatte, und von jeher Nichts mit den vornehmen Herren zu thun haben wollte, die ohne alle solide und bürgerliche Tugenden Schuldenmachen nicht für schimpflich halten, sondern im Gegentheil sich eine Ehre daraus machen, Schulden zu haben, und den gemeinen Bürgersmann zu prellen, wo und wie sie können. Durch Ihr Zureden ließ ich mich endlich doch bewegen, meine Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen; leider! habe ich jetzt Grund genug, es tief

zu bereuen. So lange Sie bei mir wohnen, haben Sie mir auch noch nicht einen rothen Heller bezahlt, und nicht nur den Miethzins, sogar Alles, was ich für Kaffee, Zucker, Punsch und Taback auslegte, sind Sie mir bis jetzt schuldig geblieben. Wie Sie aber selbst wissen, besteht mein Vermögen nur in Grundstücken, besitze ich weiter Nichts an baarem Gelde, als was ich aus ihnen löse, und habe ich damit nicht nur mich selbst, als ehrlichen Mann, sondern auch noch meine unverheirathete Schwester, das Herz, meinen alten Vater, den Magen, und fünf unmündige Kinder, meine Sinne, die alle nach Brod schreien, zu versorgen. Ueberdem liebe ich über Alles Ruhe und Frieden im Hause. Aber welchen Spectakel haben Sie mir ins Haus gebracht! Tag und Nacht Gesellschaft, und was für Gesellschaft! Nichts als Komödianten, Poeten, Freigeister, kurz Scribenten aller Art, wenn ich's Ihnen aufrichtig sagen soll, Nichts als lauter unehrliches Gesindel ohne Dach und Fach, das einem nur Unsegen ins Haus bringt. Keinen Augenblick hatte ich Ruhe, so lange Sie bei mir wohnten, nicht einmal ruhig essen und schlafen konnte ich. Kaum hatte ich mich zu Tische gesetzt, so klingelten schon wieder Euer Gnaden, und bis ich wieder kam, waren die Speisen kalt und der Appetit hinweg. Und wenn ich gerade im ersten besten Schlafe lag, so weckte mich plötzlich schon wieder ein Gepolter auf, und Euer Gnaden brachten noch einen ganzen Schwarm Scribenten nach Hause; ich mußte noch um Mitternacht Punsch machen, und die Herren tobten fort bis an den späten Morgen. Darum sehe ich mich jetzt genöthigt, Ihnen die Wohnung aufzusagen, und bis zum Ausziehen höchstens nur einen Termin von drei Tagen zu gestatten. Uebrigens Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener: Mensch, hiesiger Bürger und Handelsmann." So verfährt in dem schlechten Autor der Mensch mit dem Schriftsteller; so beurtheilt und behandelt überhaupt das gemeine Volk alles edle, ideale Wesen.

„Lieber Schriftsteller! innigst geliebter Freund! Endlich kann ich wieder Dein sein. Meine Geschäfte sind jetzt im Reinen, es ist Alles Gottlob! abgethan; ich bin frei von den Fesseln, die mich bisher von Dir trennten; ich habe Alles verkauft, was ich noch in der Stadt an überflüssigen Möbeln und sonstigen Sachen besaß, und für den Erlös mir eine herrliche, für uns und unsre Studien ganz geeignete Wohnung auf dem Lande angeschafft. Komme daher so bald und schnell, als Du nur kannst; nimm Extrapost, ich will schon die Kosten dafür auslegen, und genire Dich ja nicht wegen Deiner Bücher und sonstigen Schreibmaterialien; nimm ihrer so viele mit, als Du willst; es ist Platz genug. O wie glücklich werde ich sein, wenn ich Dich wieder besitze, o Du mein bester, mein einziger Freund, der Du mich allein verstehst und erkennst, mit dem ich allein ein wahrhaft vernünftiges Wort sprechen, dem ich ohne Scheu meine Seele anvertrauen kann, der Du so ganz mit meinem Wesen übereinstimmst! Darum eile, o Bester, in meine Arme! Ich vergehe vor Verlangen, Dich wieder zu sehen. Dein anderes Ich." — Also correspondirt in dem ächten Autor der Mensch mit dem Schriftsteller.

Tags darauf giebt jedoch der Mensch einen neuen Brief an den Schriftsteller auf die Post. Auf seinem Umschlag stehen die Worte: Recommandé, Citissimo dreimal unterstrichen. Sein Inhalt lautet wie folgt: „Lieber Freund! Schon wieder ein Brief! und zwar ein Brief, in dem ich Dich dringend ersuche, noch nicht auf unsern neuen Musensitz zu kommen, wenigstens noch ein Paar Tage auszusetzen. Welch' eine plötzliche Veränderung! wirst Du ausrufen, bedenklich den Kopf darüber schüttelnd, welch ein sonderbarer Widerspruch! O ich selbst fühle ihn leider nur zu gut, als daß ich mich nicht deßwegen über mich selbst ärgern, ja schämen sollte. Aber siehe! so ist der Mensch. Wenn er mit dem einen Fuß aus der Schlinge ist, so kommt er richtig

wieder mit dem andern hinein. Warum muß er denn aber auch gerade zwei Beine haben? Wenn er mit dem einen in dem Morast steckt, wozu hat er das andere, als um sich vollends noch in ihm hinein zu stampfen? Zweifle nicht, daß es die volle Wahrheit ist, wenn ich Dir gestern schrieb: ich verginge vor Verlangen nach Dir. Ich habe in der That alle die Fesseln abgeworfen, die mich bisher hier in der Entfernung von Dir zurückhielten. Es ist mein ganzer Ernst, nur Dir zu leben. Es kostet mir keinen Kampf, alles Andere um Deinetwillen hintanzusetzen; denn was habe ich, wenn ich Dich nicht habe? Aber ach! noch Etwas habe ich auf meinem Herzen. Ich machte Dir bisher ein Geheimniß daraus. So sehr mich auch deßwegen mein Gewissen peinigte, so schwer es mir auch auf dem Herzen lastete, ich konnte es doch nicht über mich bringen, es Dir einzugestehen. Ich fürchtete, dadurch Dich, meinen besten Freund, zu kränken, wo nicht gar zu verlieren. Wie oft war es mir schon auf der Zunge! Aber immer drängte es sich unwillkührlich wieder in mich zurück, und warf sich zu meiner größten Qual wie eine schwere Krankheit auf meine innern Theile. Auch jetzt ist es nur die Nothwendigkeit, die mir das Geständniß abzwingt.

So höre denn! Es ist schon lange, ja beinahe nur ein Paar Jahre später, als ich mit Dir Freundschaft schloß, daß ich in der Stadt, die ich eben jetzt zu verlassen gedenke, mit Heloise N. N. — der Name wird Dir ja gleichgültig sein — das Band inniger Liebe knüpfte. O mache mir deßwegen keine bittern Vorwürfe! Ich kann wahrlich Nichts dafür, ich bin ganz unschuldig daran. Du weißt es ja selbst: ich ging sonst so frohen leichten Sinnes dem Strome des Lebens entlang dahin; keine Erscheinung band den flüchtigen Wanderer; ich sah Woge für Woge gleichmüthig verrinnen und, wenn ich auch bei einer einen Augenblick nachdenkend verweilte, sie war kaum vorüber, so jubelte ich schon mein Loblied auf die Vergänglichkeit der Dinge, und hatte eine wahrhaft kindische Freude daran, daß der Strom Alles so leichtfertig hinwegspült; ich erblickte in dem Spiegel seiner wechselnden Wogen nur

den Himmel meiner Geistesschöpfungen. Aber als ich sie erblickte — o hätte ich sie nie erblickt! ich würde nie in diesen unseligen Zwiespalt gerathen, nie aus dem Himmel der Eintracht, den ich nur in der unbedingten Hingebung an Dich genoß, herabgestürzt sein, — da war es um meinen ungebundenen Sinn geschehen; meine Blicke weilten unverwandt nur auf ihr; sie sehen, sie erkennen, sie lieben, sie nimmer lassen können war Eins. Mir war's, als wäre ich bisher ein Fremdling in der Welt gewesen, der nicht wußte: woher, wozu, wohin? und jetzt plötzlich von den unwiderstehlich fesselnden Banden des Heimathlandes umschlungen.

Es geschah dies zu jener Zeit, wo ich, wie Du Dich noch recht gut erinnern wirst, durchaus kein Sitzfleisch hatte, wo ich bald heftig die Feder ergriff, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, bald wieder mit Unwillen als ein bloses Palliativmittel meiner Krankheit hinwegwarf, und ins Freie hinaussprang, bald ausgelassen lustig, bald übermäßig traurig und niedergeschlagen, so linkisch, so geistesabwesend war, daß Du durchaus mit mir Nichts anzufangen wußtest, Nichts in meinen Kopf hinein, Nichts aus ihm herausbringen konntest. O lieber Freund! freue Dich Deines ätherischen, idealen Wesens, freue Dich, daß Du Nichts von der Liebe und ihren Schmerzen weißt, Nichts von den schrecklichen Martern der Eifersucht, von den Qualen der Sehnsucht und den erbarmungswürdigsten, verzweifelten Mitteln, durch die wir den geliebten Gegenstand aus der Entfernung in unsere Nähe zu zaubern versuchen, Nichts von jenen nagenden Zweifeln, wenn das eigne Gefühl mit eindringlicher Stimme uns zuruft: „Beruhigt Euch: Ihr seid geliebt, wenn Euch gleich noch alle äußere Beweise mangeln," und doch der süße Balsam der Gewißheit nicht unsere Wunden heilt, Nichts von jenen gewissenpeinigenden Vorwürfen, wenn wir ach! blos aus anbetender Verehrung und Hingebung, blos aus Versunkenheit in den Gegenstand in der äußerlichen Form irgend wie gefehlt haben, und diesen unerheblichen Fehler nun wie ein Majestätsverbrechen gegen die geheiligte Person der Ge-

liebten uns zu Gemüthe ziehn, Nichts von jener bangen Erwartung einer einsamen Stunde, um ihr endlich sagen zu können, was so schwer und so lange auf unsrer Seele lastet, und jenem tödtlichen Schamgefühl, jenem verzehrenden Aerger, wenn uns endlich einmal eine solche glückliche Stunde zu Theil wurde, und wir dennoch aus Ueberfülle, als wäre uns die Zunge gelähmt, dann Nichts aus uns herausgebracht haben, und so durch unser tölpisches Benehmen alle Hoffnungen und Ansprüche auf Achtung und Gegenliebe für immer verscherzt zu haben glauben, kurz freue Dich, daß Du Nichts weißt von allen jenen unseligen Stimmungen und Leidenschaften, die sich schaarenweise in den Wunden der Liebe einwühlen, um als wahre Nervenwürmer unsere besten Lebenskräfte zu verzehren, und die ich Dir einzeln und ausführlich zu schildern, selber keine Lust habe. Freue Dich, sage ich nochmals, lieber Schriftsteller! Deines idealen Wesens, aber — möchte ich auch gleich hinzusetzen, wenn ich Dich nicht zu beleidigen fürchtete — freue Dich auch nicht Deines idealen Wesens; denn Du weißt Nichts von der Seligkeit der Liebe, von den zahllosen Seligkeiten einer stufenweise immer inniger und inniger werdenden, vom zartesten Pianissimo bis zum furiosesten Fortissimo schwellenden Berührung zweier lebendiger Wesen. Doch im Ganzen preise Dich glücklich, daß Du auch davon Nichts weißt; denn die Liebe ist ein solches tolles Durch- und Untereinander von Lust und Pein, von Freude und Schmerz, daß man nicht weiß, ob die bitter- oder wohlschmeckenden Ingredienzien von ihr die vorherrschenden sind, und selbst Unser Einer herzlich froh ist, wenn er die harte Schule der Liebe durchgemacht hat, wenigstens über die ersten grammatikalischen Schwierigkeiten hinaus, und mit heiler Haut davon gekommen ist.

Verzeihe diese Episode! Du wirst Dich schön an ihr gelangweilt haben. Aber ich gerieth ganz unwillkührlich so in's Feuer hinein. Ich will um so kürzer den Schluß zusammenfassen, um Dich nicht lange mehr mit Dingen hinzuhalten, die Deinem stets in höhern Regionen schwebenden Geiste so unendlich ferne liegen.

Als ich nun gestern Abends, nachdem ich eben den Brief an Dich auf die Post gegeben hatte, meiner Geliebten den Entschluß entdeckte, sie verlassen zu wollen, um gänzlich nur Dir zu leben, da fiel sie mir verzweiflungsvoll an die Brust, da entquoll ein Strom bittrer Thränen ihren schönen Augen, da schluchzte sie, als wollte ihr der Athem ausgehen, da stöhnte sie die Worte: „Du mich verlassen!" mit einem Tone hervor, der, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, mir durch die Seele drang. Kurz — was soll ich Dir eine lange Schilderung machen? — es war eine herzzerreißende Scene. Ich konnte unmöglich diesem schmerzlichen Eindruck Widerstand leisten. Ich mußte ihr versprechen, noch längere Zeit, wenigstens einige Tage noch bei ihr zu bleiben. O mein Theurer! nimm mir diese Nachgiebigkeit nicht übel, verliere deßwegen nicht Dein Zutrauen zu mir. Bedenke, daß die Liebe für uns Sterbliche eine Nothwendigkeit ist. Auch zweifle ich nicht, daß Du meine Schwäche verzeihlicher finden würdest, wenn Du die Geliebte meines Herzens persönlich kenntest. Du kannst sie jedoch schon hieraus so ziemlich erkennen und ihren Charakter beurtheilen, wenn ich Dir sage, daß sie Alles, was ich ihr von Dir erzählte, mit dem größten Interesse immer aufnahm, und mit dem lebhaftesten Antheil stets sich nach Deinem Befinden, Deinem Stande und Charakter, Deiner Denk- und Lebensart erkundigte, wobei sie die Neugierde, die ihr aber gewiß in diesem Falle sehr zur Ehre gereichen wird, so stark peinigt, daß sie Alles so recht im Detail wissen möchte, z. B. ob Du denn auch — freilich eine komische Frage, aber die sie doch recht bezeichnet — wie ich ein Liebchen hättest, und wie es heiße und aussähe, wenn ich Dir ferner sage, daß sie selbst schon oft den Wunsch geäußert hat, wiewohl mit Schüchternheit — denn sie würde sich in Deiner Gegenwart doch immer etwas genirt fühlen, was Du ihr aber nicht verdenken kannst — sie möchte Dich doch auch recht gerne persönlich kennen lernen. Ich weiß sogar, daß sie alle Sentenzen und selbst Bonmots, die ich aus Deinem Munde hatte und ihr mittheilte, hinter meinem Rücken in ein

eignes Stammbüchlein, welches sie sich selbst zu diesem Gebrauch machte, einschrieb und sich nicht satt daran sehen konnte. Ja ich erinnere mich, daß sie selbst mehrmals wehmüthig mir klagte: sie könne oft ganze lange Nächte kein Auge zuthun, so quäle sie der Gedanke, daß ich Dir aus meiner Liebe zu ihr noch immer ein Geheimniß mache; sie müsse deßwegen sogar an der Wahrheit und Tiefe meiner Liebe zweifeln. Wie kann ich Deine wahre Freundin sein, sagte sie zu mir, wenn ich nicht auch die Freundin Deines besten, Deines innigsten Seelenfreundes, wenn ich nicht in Euren Bund mit aufgenommen bin? O stelle mich nur Deinem Freunde vor! — fuhr sie dann im Tone gekränkter Eitelkeit fort — Du brauchst Dich nicht meiner zu schämen, werde ich auch Anfangs in seiner Nähe etwas schüchtern und verlegen sein, wenn er denn wirklich ein so gar erschrecklich hohes geistiges Wesen ist, als Du aus ihm machst, nur Geduld! mit der Zeit werde ich mich schon in ihn zu schicken wissen, und ihm beweisen, daß ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin. Auch muß ich ihr wirklich das Zeugniß geben, daß sie manchmal so gescheut spricht, daß ich ganz irre und confus werde, und meine, ich hörte Dich selber reden. Doch genug von ihr. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn ich Dir eine solche Vorstellung von ihr beigebracht habe, die Dein Urtheil über meine menschliche Schwachheit mildern kann und wird. In der süßen Hoffnung, daß Du mir meinen Fehler verzeihen, und nach wie vor Deine Freundschaft schenken wirst, nenne ich mich Deinen wahren und bleibenden Freund."

Auf diesen Brief antwortete der Schriftsteller dem Menschen mit umgehender Post: „Geliebter Freund und Mensch! Es ist gleichgültig, von der Welt verkannt zu werden, ja man kann sogar seinen Gefallen daran haben, sich absichtlich zu mystificiren, um ihr anders zu erscheinen, als man in der That ist, aber schmerzlich, ja wahrhaft

schmerzlich ist es, auch von den Wenigen, denen wir uns freundschaftlichst an- und aufschließen, verkannt zu werden. Eine traurige Bestätigung dieser Wahrheit war mir daher Dein letzter Brief. Ja der erste Eindruck, den er auf mich machte, war so heftig, daß ich auf immer mit Dir hätte brechen mögen, um mich in das Heiligthum meiner Seele zurückzuziehen, und mich in mich selbst zu verschließen. Wie hätte ich es mir einfallen lassen können, daß auch nach so langem, so vertrautem Umgang Dir mein wahres Wesen noch so fremd geblieben ist! Welche gräßliche Vorstellungen! Wie magst Du die Liebe eine menschliche Schwachheit nennen! Wie kannst Du den Menschen und den Schriftsteller so aus einander trennen! Der Mensch hat kein Geheimniß vor dem Schriftsteller. Weil ich von dem Schein des Lebens abstrahire, glaubst Du, ich abstrahire auch von seinem Wesen? Ich werfe die Schale der Welt nur weg, um desto besser ihren innern göttlichen Kern genießen zu können. Mir sollte die Liebe fremd sein? O Du Verblendeter! Ich kenne sie besser und gründlicher als Du. Sie ist mir näher verwandt, als Du glaubst. Geist und Liebe sind nur Zweige eines und desselben Stammes. Ich könnte Dir dieses urkundlich beweisen, aber ich müßte nothwendig dabei in ihre innersten Familienverhältnisse eindringen, und wer wird solche zarte Geheimnisse der Post anvertrauen, sie der Gefahr aussetzen, in rohe Hände zu fallen? Mündlich also das Nähere. Jetzt nur noch in Bezug auf Deine Liebe das Wichtigste für Dich: nimm Deine Heloise ohne Bedenken mit auf unsern Musensitz, wo ich Morgen Abends Punkt acht Uhr eintreffen werde; sie soll stets zwischen uns Beiden in der Mitte ihren Platz einnehmen; das schönste Band zwischen Mensch und Schriftsteller ist die Liebe. Grüße sie einstweilen aufs Innigste von mir. Ich freue mich recht darauf, sie persönlich kennen zu lernen. A revoir.“

Nach Empfang dieses Schreibens schickte der Mensch dem Schriftsteller auf der Stelle folgendes kurzes in der größten Eile kaum leserlich geschriebnes Billet. „Du erhältst diese Zeilen durch einen Expressen. Noch heute Abend liege ich wonnetrunken an Deiner Brust. O! erst jetzt erkenne ich Dich. Erst jetzt bin ich ungetheilt, bin ich wahrhaft Dein. Ach Du und Heloise ein Wesen! O welcher glücklichen Zukunft sehe ich entgegen!"

Kaum hatte er diese Worte niedergeschrieben, so warf er die Feder weg, nahm seine Heloise in den Arm, stieg mit ihr in den Wagen, der schon vor der Thüre bereit stand, hinein, und in einem Nu — es ging Carrière — waren die Glücklichen den Augen der Welt entschwunden.

Die

Unsterblichkeitsfrage

vom

Standpunkt

der

Anthropologie.

1846.

Der allgemeine Unsterblichkeitsglaube.

„Der Unsterblichkeitsglaube ist wie der Gottesglaube ein allgemeiner Glaube der Menschheit; was alle oder wenigstens fast alle Menschen — denn es giebt allerdings auch hier traurige Ausnahmen — glauben, ist in der Natur des Menschen begründet, ist nothwendig, wahr, sowohl subjectiv, als objectiv; also ist ein Mensch, der diesen Glauben noch nicht hat oder gar bekämpft, ein Unmensch, oder doch ein abnormer, defecter Mensch, denn es fehlt ihm ein wesentlicher Bestandtheil des menschlichen Bewußtseins.“ Dieser von der Uebereinstimmung der Völker oder Menschen hergenommene Beweisgrund ist, obgleich er theoretisch für den schwächsten erklärt, und daher gewöhnlich nur ganz verschämt nebenbei angeführt wird, in praxi, d. h. in der That und Wahrheit, selbst bei Denen, die, im Dunkel ihrer Vernunftgründe für die Unsterblichkeit befangen, denselben kaum der Erwähnung werth finden, der allermächtigste Beweisgrund. Er verdient daher vor Allem beleuchtet zu werden.

Es ist richtig, fast bei den meisten Völkern findet sich — um dieses Wort beizubehalten — der Unsterblichkeitsglaube, aber es kommt, eben so wie bei dem Gottesglauben, darauf an, zu sehen, was dieser

Glaube denn eigentlich ausdrückt. Alle Menschen glauben an Unsterblichkeit, das heißt: sie schließen nicht mit dem Tode eines Menschen dessen Existenz, aus dem einfachen Grunde, weil damit, daß ein Mensch aufgehört hat, wirklich, sinnlich zu existiren, er noch nicht aufgehört hat, geistig, d. h. im Andenken, im Herzen der Ueberlebenden zu existiren. Der Todte ist für den Lebenden nicht Nichts geworden, nicht absolut vernichtet, er hat gleichsam nur die Form seiner Existenz verändert; er ist nur aus einem leiblichen Wesen ein geistiges, d. h. aus einem wirklichen ein vorgestelltes Wesen geworden. Der Todte macht zwar keine materiellen Eindrücke mehr; aber seine Persönlichkeit behauptet sich, imponirt auch in der Erinnerung noch. Der ungebildete Mensch unterscheidet aber nicht zwischen Subjectiv und Objectiv, d. h. zwischen Gedanke und Gegenstand, Vorstellung und Wirklichkeit, Einbildung, Vision und Anschauung. Er reflectirt nicht auf und über sich; was er thut, das geschieht ihm; das Activ ist für ihn ein Passiv, der Traum Wahrheit, Wirklichkeit, die Empfindung Eigenschaft des Empfundnen, die Vorstellung des Gegenstands Erscheinung des Gegenstands selbst. Der Todte ist für ihn daher, obwohl nur noch ein Wesen der Vorstellung, ein wirklich existirendes Wesen, folglich auch das Reich der Erinnerung, der Vorstellung ein wirklich existirendes Reich. Natürlich schreibt sich nun auch der Lebende nach dem Tode dieses Sein der Todten zu; denn wie sollte er sich von den Seinigen trennen können? Er war im Leben mit ihnen vereint; er wird und muß es also auch nach dem Tode sein. Der Unsterblichkeitsglaube, wie er ein nothwendiger, unverfälschter und unverkünstelter Ausdruck der menschlichen Natur, drückt daher nichts Andres aus, als die auch von dem Ungläubigen innigst anerkannte Wahrheit und Thatsache, daß der Mensch mit seiner leiblichen Existenz nicht auch seine Existenz im Geiste, in der Erinnerung, im Gemüthe verliert.

Zum Beweise, daß die „unsterbliche Seele" ursprünglich nichts Andres bedeutet als das Bild des Todten, mögen folgende mit einigen

kritischen Bemerkungen begleitete Beispiele dienen. Als Patroklos dem Achilleus im Traume erschienen, ruft dieser aus:

Götter! so ist denn fürwahr auch noch in Aides Wohnung
Seel' und Schattengebild, doch ganz der Besinnung entbehrt sie.
Diese Nacht ja stand des jammervollen Patroklos
Seele bei mir am Lager, die klagende, herzlich betrübte,
Und sie gebot mir Manches und glich zum Erstaunen ihm selber.

Und als Odysseus in der Unterwelt die Seele der abgeschiednen Mutter erblickt, da will er sehnsuchtsvoll sie umarmen, aber umsonst:

Dreimal hinweg aus den Händen wie nichtiger Schatten und Traumbild
Flog sie.

Und die Mutter antwortet ihm darauf:

. . . So wills der Gebrauch der Sterblichen, wann sie verblüht sind,
Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden,
Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers,
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum von dannen und schwebet.

Was ist diese Seele anders, denn das als ein selbstständiges, existirendes Wesen vorgestellte Bild des Todten, welches im Unterschied von dem einst sichtbaren, leiblichen Wesen noch in der Phantasie fortexistirt? Die Griechen und Römer nannten daher ausdrücklich die Seele, deren physiologischer, vom Leben abgezogener Name bei ihnen der Hauch, der Athem ist, daher sie mit dem Hauch des Sterbenden die Seele desselben in sich aufzufangen glaubten, Schattenbild, εἴδωλον, imago oder geradezu den Schatten des Körpers, umbra. Dieselbe Bezeichnung für die Seele: Bild, Schatten findet sich bei mehreren wilden Völkern. Die alten Hebräer glaubten sogar ausdrücklich, daß sie nicht unsterblich wären. „Wende Dich, Herr, und errette meine Seele, denn im Tode gedenket man Deiner nicht; wer will Dir in der Hölle (im Grabe) danken?“ Ps. 6, 6. „Laß von mir ab, daß ich mich erquicke, ehe denn ich hinfahre und nicht mehr hier sei (nach neueren Theologen: nicht mehr bin).“ Ps. 39, 14. „Wer will den Höchsten loben in der Hölle? denn allein die Lebenden können loben; die Todten,

als die nicht mehr sind, können nicht loben." Sirach 17, 25—27. Aber gleichwohl hatten sie ein Reich der Schatten, der „Seelen ohne Kraft und Thätigkeit", zum deutlichen Beweis, daß die Vorstellung von einer Existenz des Menschen nach dem Tode — nämlich als Schatte, Bild — welche man gewöhnlich mit dem Unsterblichkeitsglauben verwechselt, mit diesem Nichts gemein hat. Auch den Chinesen kann man keinen eigentlichen, wirklichen Unsterblichkeitsglauben zuschreiben. „Feierlichkeiten solcher Art, daß ihrer von ihren Nachkommen ehrenvoll gedacht werde, sind dem Wesen nach das Hauptsächlichste, worauf die Chinesen nach ihrem erfolgten Tode hoffen." Aber gleichwohl feiern sie das Andenken der Todten, ihrer Vorfahren, mit solchen Ceremonien, „als wenn die Verstorbenen noch lebendig wären." Die Madegassen glauben, daß die Menschen nach dem Tode böse Geister werden, die ihnen manchmal erscheinen, und im Traume mit ihnen reden. „Diese sehen also," bemerkt hierzu richtig, ohne jedoch natürlich die gehörigen Folgen daraus zu ziehen, ein rationalistischer Schriftsteller,*) „ihre Träume für etwas Wirkliches außer ihnen an. Sie glauben fest, daß es die Verstorbenen sind, die zurückkommen und mit ihnen des Nachts reden. Dies kann aber mit gutem Grunde von allen andern Völkern gelten." „Die Einwohner von Guayra in Paraguay glauben, daß sich die Seele, wenn sie aus dem Körper scheidet, nicht weit von demselben entferne, und wohl gar bei ihm in dem Grabe zur Gesellschaft bleibe, weßhalb man auch einen leeren Raum daselbst läßt, damit sie Platz haben möge. Die ersten Indianer, die das Christenthum annahmen, konnte man mit vieler Mühe kaum von diesem Gebrauch abbringen. Man erwischte sogar einige christliche Weiber, welche heimlich an den Begräbnißort ihrer Kinder und Männer gegangen waren, und die Erde, womit sie bedeckt waren, durch ein Sieb

*) Bastholm: Historische Nachrichten zur Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande. IV. Th.

laufen ließen, um ihren Seelen eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie sagten, ohne diese gebrauchte Vorsicht gar zu sehr gedrückt werden würden. Hieraus erhellt, bemerkt der eben angeführte Schriftsteller, daß diese Indianer glauben, daß die Seele sowohl ein von dem Körper verschiedenes Wesen sei, als daß sie nach dem Tode des Körpers noch fortdauern." Wie falsch geschlossen! Hieraus, wie aus unzähligen andern Gebräuchen und Vorstellungen der Völker, welche die theistischen Unsterblichkeitsgläubigen sammt und sonders in ihren Reisebeschreibungen oder in sonstigen Werken immer nur in ihrem Sinne auslegen, erhellt vielmehr nur dieses, daß sie die Leiche des Menschen noch für den Menschen selbst halten, zugleich aber auch, weil sie noch das Bild des Lebendigen in der Erinnerung haben, dieses von der Leiche unterscheiden, und als ein selbstständiges Wesen personificiren, doch aber wegen der Aehnlichkeit der Leiche mit dem Original, mit dieser, wenigstens so lange sie existirt, in inniger Verbindung denken. Daher glauben die Caraiben, daß die Todten so lange mit Nahrung bedient werden müßten, so lange noch Fleisch an ihnen ist, daß sie nicht eher in das Land der Seelen gehen, als sie gänzlich entfleischt sind*). Wenn das Fleisch verschwunden ist, so ist ja auch der letzte Anhaltspunkt der sinnlichen Anschauung des Todten verschwunden; er ist jetzt ganz und gar in das Reich der Seelen, d. h. das Reich der Erinnerung übergegangen. Die Siamer glauben fest, daß nach dem Tode des Menschen „Etwas von demselben übrig bleibe, welches für sich bestehe, von seinem Körper unabhängig existire und unsterblich sei; allein sie legen dem, was übrig bleibt, die nämlichen Glieder und die nämlichen festen und flüssigen Substanzen bei, aus welchen der gröbere Körper zusammengesetzt ist. Sie nehmen dabei blos an, daß die Seele aus einer sehr feinen Materie bestehe, um sich dem Gesicht und der Berührung zu

*) S. Baumgarten Allg. Geschichte der Länder und Völker von Amerika. I. Th. S. 484. u. Meiners Allg. kritische Geschichte der Religion. II. Bd. S. 731.

entziehen.“ Wir haben in dieser dem Gesicht und der Berührung sich entziehenden, vom Körper unterschiednen, gleichwohl mit den nämlichen Gliedern versehnen Seele Nichts als eine getreue Beschreibung von dem Bilde des Todten. „Daß die Hottentotten ein künftiges Leben glauben, erhellt daraus, daß sie fürchten, die Todten möchten wieder kommen und sie beunruhigen. Daher ziehen alle Einwohner eines Dorfs anderswohin, wenn Jemand bei ihnen gestorben ist, denn sie glauben, daß sich die Verstorbenen da aufhalten, wo sie gestorben sind.“ Wie verkehrt! Wir haben in diesem angeblichen Glauben der Hottentotten und andrer Völker an ein künftiges Leben Nichts als ein psychologisches oder anthropologisches Exempel von den Wirkungen der Furcht, welche der Anblick und das Bild des Todten erweckt. Nichts verwandelt ja mehr Bilder, Vorstellungen, Einbildungen in Wesen, als die Furcht. Die Hottentotten glauben, daß sich die Verstorbenen da aufhalten, wo sie gestorben sind, d. h. das Bild des Todten und die Furcht vor ihm haftet hauptsächlich an dem Orte, wo er gestorben oder begraben ist: daher die allgemeine heilige Scheu oder Furcht der Völker vor den Gräbern, den Wohnungen der Todten.

Der Unglaube der Bildung an die Unsterblichkeit unterscheidet sich also von dem angeblichen Glauben der noch unverdorbnen, einfachen Völker an die Unsterblichkeit nur dadurch, daß jener das Bild des Todten als Bild weiß, dieser aber als Wesen sich vorstellt, also nur dadurch, wodurch sich überhaupt der gebildete oder gereifte Mensch von dem ungebildeten oder noch kindlichen Menschen unterscheidet, nämlich, daß dieser das Unpersönliche personificirt, das Leblose belebt, während jener zwischen Person und Ding, Lebendig und Leblos unterscheidet. Es ist daher Nichts verkehrter, als wenn man die Vorstellungen der Völker von den Todten aus dem Zusammenhang mit ihrer übrigen Vorstellungsweise losreißt, und nun in dieser Losgerissenheit als ein Zeugniß für die Unsterblichkeit anführt. Wenn wir deßwegen an die Unsterblichkeit glauben sollen, weil alle Völker daran glauben, so müssen

wir auch glauben, daß es Gespenster giebt, glauben, daß Statuen und Bilder reden, empfinden, essen, trinken eben so gut wie ihre lebendigen Originale, denn mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher das Volk das Bild als das Original denkt, mit derselben denkt es den Todten als lebendig*). Aber dieses Leben, welches das Volk dem Todten zuschreibt, hat, ursprünglich wenigstens, keine positive Bedeutung; es denkt sich den Todten nur als lebendig, weil es sich vermöge seiner Vorstellungsweise ihn nicht als todt denken kann. Dem Inhalt nach unterscheidet sich das Leben des Todten nicht von dem Tode; es ist nur ein, aber unwillkürlicher Euphemismus, nur ein lebhafter, sinnlicher, poetischer Ausdruck des Todtseins. Die Todten leben, aber sie leben nur als Todte, d. h. sie leben und leben nicht; ihrem Leben fehlt die Wahrheit des Lebens; ihr Leben ist nur eine Allegorie des Todes. Der Unsterblichkeitsglaube im eigentlichen Sinne ist daher Nichts weniger als ein unmittelbarer Ausspruch der menschlichen Natur; er ist nur von der Reflexion in sie hineingelegt; er beruht nur auf einem Mißverstand der menschlichen Natur. Die wahre Meinung der menschlichen Natur über diesen Gegenstand haben wir ausgesprochen in der tiefen Betrauerung und Verehrung der Todten, die wir fast ohne Ausnahme bei allen Völkern finden. Die Klage um den Todten stützt sich ja nur darauf, daß er des Glücks des Lebens beraubt, den Gegenständen seiner Liebe und Freude entrissen ist. Wie konnte aber der Mensch die Todten beklagen und betrauern, und zwar so, wie sie die alten Völker betrauerten, und heute noch viele rohe Völker betrauern, wenn er wirklich überzeugt wäre, daß der Todte noch lebe und zwar ein besseres Leben. Was

*) In der That ist der Unsterblichkeitsglaube nichts Andres ursprünglich als Gespensterglaube, nur muß man das Wort Gespenst nicht in einem zu engen Sinn nehmen. Wenn daher der Gottesglaube ein integrirender Bestandtheil des menschlichen Bewußtseins ist, so ist es auch, ja noch mehr, der Gespensterglaube. Aus demselben Grund, aus welchem wir an einen Gott, müssen wir auch an das Gespenst glauben.

wäre die menschliche Natur für eine schändliche Heuchlerin, wenn sie in ihrem Herzen, in ihrem Wesen glaubte, daß der Todte lebe, und doch zugleich den Todten eben wegen des Verlustes des Lebens beklagte! Freude, nicht Trauer wäre der Ausdruck der menschlichen Natur bei Todesfällen, wenn der Glaube an ein anderes Leben ein wirklicher Bestandtheil des menschlichen Wesens wäre. Die Trauer um den Todten wäre höchstens nur eine Trauer wie um einen Verreisten.

Und was sagt die selbst religiöse Verehrung der Todten aus? nichts Andres, als daß die Todten nur noch Wesen der Einbildung und des Gemüths, nur noch Wesen für die Lebendigen, aber nicht mehr für oder an sich selbst sind. Heilig ist das Andenken der Todten, eben weil sie nicht mehr sind, das Andenken allein der Ort ihrer Existenz ist. Der Lebende bedarf nicht des Schutzes der Religion; er behauptet sich selbst; es ist sein eignes Interesse, zu existiren; aber der selbstlose Todte muß heilig gesprochen werden; nur dadurch wird seine Fortdauer gesichert. Je weniger der Tode für seine Existenz thut, desto mehr bietet der Lebende alle ihm nur immer zu Gebote stehenden Mittel auf, um den Todten am Leben zu erhalten. Der Lebende vertritt daher den Todten; der Todte bedeckt nicht mehr seine Blöße, der Lebende thut es statt seiner; der Todte nimmt nicht mehr Speise und Trank zu sich, der Lebende setzt sie ihm daher vor, oder schüttet sie ihm sogar in den Mund ein. Aber das Einzige, was zuletzt der Lebende dem Todten erweisen kann, und selbst durch die Darreichung von Speise und Trank beweisen will, ist, daß er das Andenken des Todten ehrt und heilig hält, den Todten zu einem Gegenstand religiöser Verehrung erhebt. Durch den Genuß der höchsten Ehre sucht der Mensch den Todten wegen des Verlustes des höchsten Gutes, des Lebens, zu entschädigen. Je weniger Du für Dich selbst bist, so spricht gleichsam der Lebende zu dem Todten, desto mehr sollst Du für mich sein; Dein Lebenslicht ist erloschen, aber um so herrlicher soll Dein theures Bild ewig in der Erinnerung mir vorleuchten. Du bist leiblich todt; aber dafür soll Deinem Namen die Ehre der Un-

sterblichkeit zu Theil werden. Du bist kein Mensch mehr, dafür sollst Du mir ein Gott sein.

Wenn daher der Unsterblichkeitsglaube wirklich in der menschlichen Natur selbst begründet wäre, wie käme der Mensch dazu, den Todten ewige Wohnungen, wie die Römer die Grabmäler, wenigstens die Mausoleen nannten, zu errichten, und jährliche Feste zur Erneuerung ihres Andenkens zu feiern — Feste, die wie die Grabmäler und alle sonstigen Formen und Gebräuche des Todtendienstes zuletzt, d. h. abgesehen von den Zusätzen abergläubischer Furcht, eben keinen andern Zweck haben, als dem Menschen auch noch nach dem Tode eine Existenz zu verschaffen, den leider! nur zu fühlbaren Mangel der wirklichen Existenz durch die freiwillige Gabe einer geistigen Existenz zu ergänzen. So wenig sich ein Vater um die Seinigen kümmert, ist er gleich von ihnen leiblich getrennt, wenn er sie nur geborgen und versorgt weiß, so wenig würde sich der Mensch um die Todten bekümmern, wenn er im Innersten seines Wesens ihnen eine selbstständige Existenz zuschriebe. Die ängstliche Sorge der Völker für ihre Todten ist darum nur ein Ausdruck von dem Gefühl, daß die Existenz derselben von den Lebenden abhängt. Der augenfällige historische Beweis, daß die Ehre, welche den Todten erwiesen wird, keinen andern Sinn als den angegebenen hat, ist, daß gerade die Völker, welchen selbst die Unsterblichkeitsgläubigen eigentlichen Unsterblichkeitsglauben zuzuschreiben Bedenken tragen, oder gerade zu absprechen, wie z. B. die Chinesen am meisten für ihre Todten sorgen, dagegen die Völker, welche ihren Todten eine wirkliche unsterbliche Existenz zuschreiben, wie die christlichen, sich nicht mehr um ihre Existenz wenigstens auf der Erde bekümmern; sie wissen sie geborgen und versorgt; sie brauchen sich also ihretwegen kein graues Haar mehr wachsen zu lassen; sie denken nur noch an sich selbst, aber nicht mehr an die Todten. Die Heiden sind Communisten, sie theilen das Eigenthum des Lebens brüderlich mit dem Tode; die Christen sind Egoisten; sie lassen den Todten Nichts übrig: sie brauchen und

verzehren Alles für sich selbst; sie fertigen die Todten mit dem Himmel ab.

Cicero führt als eine Autorität für den Unsterblichkeitsglauben die alten Römer an, weil diese nach seiner Meinung nicht ihre Todten würden mit solcher Religiosität verehrt haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß die Todten noch existirten. Allein Cicero hat selbst diese oberflächliche Auslegung des Todtendienstes seiner Vorfahren factisch bei dem Todesfall seiner geliebten Tochter Tullia widerlegt. Er wollte sie auf alle mögliche Art verherrlichen, ihr einen Tempel weihen, sie als einen Gegenstand religiöser Verehrung der Nachwelt überliefern. Nur in diesem Gedanken fand er Trost. Wozu aber ein Wesen unsterblich machen, wenn es wirklich unsterblich ist? Wozu die Fackel der irdischen menschlichen Unsterblichkeit, wenn der Todte schon am oder im Himmel als ein ewiger Stern leuchtet? Allerdings glaubten die Römer, wie alle andern Völker, daß die Todten noch existirten; aber es ist eine sehr oberflächliche Psychologie oder Anthropologie, welche die bewußten Vorstellungen, Einbildungen und Glaubensmeinungen der Völker zum Maß und Wesen der menschlichen Natur macht. Was die Völker mit Bewußtsein glauben, das widerlegen sie mit der That, das glauben sie unbewußt nicht. Das Bewußtsein ist ein Spiegel, in welchem der Mensch das Gegentheil von dem erblickt, was er in Wahrheit ist, will und denkt, in welchem er alle Aussprüche seiner Natur im entgegengesetzten Sinne auslegt, die bittersten Wahrheiten selbst, die sie ihm sagt, für Schmeicheleien nimmt. Wäre das Bewußtsein, die Vorstellung, die Einbildung das Maß des Wesens, wie viele Heuchler wären dann Gläubige, wie viele Ungebildete Gebildete, wie viele Schurken Heilige, wie viele Tropfen Helden, wie viele Eitelkeiten Nothwendigkeiten, wie viele Niedrigkeiten Hoheiten, wie viele Kleinigkeiten Wichtigkeiten, wie viele Obscuritäten Celebritäten, wie viele Pedanten Genies, wie viele Träumer Denker! Jeder hält sich im Bewußtsein für das, was er in Wahrheit nicht ist, und gerade auf das, was er am Wenigsten ist,

bildet er sich das Meiste ein. Wie Viele vergessen über einem eingebildeten Talent ihre wirklichen Talente! Ein Glückskind ist der Mensch, bei dem Bewußtsein und Sein, Wesen, Natur zusammenstimmen; aber es giebt Keinen, bei dem Bewußtsein und Wesen vollkommen sich deckten, Keinen, der sich wenigstens nicht Etwas einbildete zu sein, was er nicht, oder auch umgekehrt Etwas nicht zu sein, was er in Wahrheit ist. So ist es denn auch mit den Glaubensvorstellungen der Völker. Die Unsterblichkeit existirt für ihr Bewußtsein, der Tod für ihr Wesen; bewußt halten sie die Todten für lebendig, unbewußt für todt. In den Thränen und Blutstropfen selbst, die im Schmerz der Mensch über den Todten vergießt, spricht sich die menschliche Natur, in den Opfern, Gebeten, Wünschen für den Todten die menschliche Einbildung aus. Aber gleichwohl ist wenigstens bei den Völkern, die sich schon auf einen gewissen Grad geistiger Bildung erhoben, aber sich noch nicht durch die Theologie mit der menschlichen Natur entzweit haben, wie z. B. bei Homer, dieser Bibel der Anthropologie, die Einbildung noch insofern ein getreuer Ausdruck der menschlichen Natur, als seinem Inhalt nach das Leben, das sie dem Menschen noch nach dem Tode vorspiegelt, nur ein poetisches Bild des Todes ist.

Da das den Tod überlebende, von der Leiche unterschiedene, unsterbliche Wesen des Menschen in dem allgemeinen Unsterblichkeitsglauben der Völker nichts Andres ist, als das nach dem Tode übrig bleibende Bild des Menschen, die Menschen aber im Leben nicht einander gleich sind; so ist eine natürliche Folge, daß auch die Todten sich unterscheiden und folglich, da sie die Phantasie als existirend vorstellt — sie existiren ja auch wirklich in der Erinnerung und Einbildung — ihr Zustand, die Beschaffenheit und Lokalität ihrer Existenz verschieden vorgestellt wird. Die unsterblichen Seelen unterscheiden sich daher, wie

die sterblichen Menschen, in Reiche und Arme, Vornehme und Niedrige, Starke und Schwache, Tapfre und Feige, Schöne und Häßliche, und da sich an diese Unterschiede nicht nur in der Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit der Unterschied von Glück und Unglück knüpft, in Glückliche und Unglückliche, gesellen sich moralische Vorstellungen hinzu, in Gute und Böse, Selige und Unselige. Hieraus erklärt sich auch, warum bei allen sinnlichen Völkern, welche unmittelbar ihre Vorstellungen in Handlungen umsetzen, sinnlich verwirklichen, verleiblichen,*) der Todte Alles, was er im Leben hatte, mit sich in das Grab oder Feuer bekommt, warum mit dem Manne sein Weib, mit dem Herrn seine Dienerschaft, mit dem Jäger seine Jagdgeräthe und Jagdhunde, mit dem Weibe Nadel und Faden, mit dem Krieger seine Waffen, mit dem Künstler seine Werkzeuge, mit dem Kinde seine Spielzeuge begraben oder verbrannt werden. Alles, bemerkt schon Cäsar von den Galliern, wovon sie glauben, daß es ihnen im Leben am Herzen lag, werfen sie mit dem Todten ins Feuer. Mit vollem Rechte. Was ist der Mensch ohne Das, was er liebt und treibt? Was er liebt und treibt, bestimmt ja sein ganzes, sein innerstes Wesen. Wer kann dem Kinde seine Spielzeuge, dem Krieger seine Waffen nehmen, ohne ihm sein Leben, seine Seele zu nehmen? Was ist wohl die Seele eines Germanen, der nur in der kriegerischen Kraftäußerung seine Seligkeit und Gottheit findet, nur in voller Rüstung sein volles Selbstgefühl hat, wenn Du ihm seinen Waffenschmuck nimmst? Wenn man daher aus dem Unsterblichkeitsglauben, wie er sich fast bei allen Völkern findet, auf

*) Es versteht sich von selbst, daß zur Erklärung dieses Gebrauchs auch die Motive der Furcht und Liebe gehören, aber diese Affecte gehören ja an und für sich zur Vorstellung des Todten. Der Todte ist eben sowohl nach dem Eindrucke seiner einstigen Persönlichkeit ein Gegenstand der Liebe, als er nach seinem letzten Eindruck, nach dem Eindruck der Leiche ein Gegenstand der Furcht, des Schreckens, des Abscheus ist. Daher die widersprechenden Gebräuche und Vorstellungen der namentlich wilden Völker.

die Unsterblichkeit des Menschen schließt, so folgt auch aus eben diesem Glauben die Unsterblichkeit der Thiere,*) Kleider, Schuhe, Waffen, Geschirre, Werk- und Spielzeuge, die den Todten mit ins Jenseits nachfolgen. Wenn ich in der Erinnerung ein Wesen lebendig halten will, so muß ich es in dieser Bestimmtheit, in dieser Tracht, dieser Beschäftigung, dieser Lebensweise, die seine Individualität bezeichnete, festhalten. Auch der phantastische christliche Spiritualist kann sich keine Fortdauer der Seele oder des Geistes eines Menschen anders denken, als in der individuellen Gestalt, die er im Leben hatte, kann überhaupt Nichts von dem, was im Leben zu ihm gehörte, weglassen, wenn er nicht aus der Erinnerung seine Existenz vertilgen will. So nothwendig daher die Völker in Folge ihrer unkritischen, ungebildeten, nicht unterscheidenden Denkweise das vorgestellte, subjective Wesen für ein wirkliches, existirendes Wesen ansehen, so nothwendig denken sie die vom Todten unzertrennlichen Dinge; selbst wenn sie dieselben von den Flammen verzehren lassen, als existirend. Wenn ihr Euch darüber nicht wundert, daß die Menschen glauben können, daß die Todten noch leben, daß Die noch existiren, die vor ihren Augen die Existenz verloren und kein einziges gegenständliches, allein gültiges Zeichen ihrer Existenz mehr von sich geben; wie wollt Ihr Euch darüber wundern, daß die vom Todten unabtrennbaren Dinge, selbst wenn sie vor ihren Augen

*) Wirklich glauben auch die meisten Völker, wenigstens in demselben Sinne, in welchem sie an die Unsterblichkeit des Menschen glauben, an die Unsterblichkeit der Thiere. Die Lappen bezweifelten sogar ihre eigne Wiederauferstehung, während sie an die des Bären glaubten. Haben doch selbst viele räsonnirende Sachwalter der unsterblichen Seele die Unzertrennlichkeit der thierischen und menschlichen Unsterblichkeit anerkannt. In der That sprechen auch die nämlichen physiologischen und psychologischen Beweise, welche für die Unsterblichkeit des Menschen sprechen, für die der Thiere. Was aber die Unsterblichkeit der Kinder betrifft, so erinnere ich insbesondre nur an die alten Deutschen, welche glaubten, daß ein unbekleideter Todter auch in Walhall ewiger Nacktheit und allgemeinem Gelächter ausgesetzt wäre. So gilt also auch noch im Jenseits der profane Spruch: Kleider machen Leute.

das Feuer vernichtet hat, in ihrer ehemaligen Gestalt und Brauchbarkeit noch fortexistiren?

Der angebliche Glaube der Völker an ein „anderes" Leben ist nichts Andres, als der Glaube an dieses Leben. So gut dieser verstorbene Mensch noch nach dem Tode Derselbe ist, so gut ist und muß nothwendig das Leben nach dem Tode noch dieses Leben sein. Der Mensch ist im Allgemeinen, wenigstens in seinem Wesen, wenn auch nicht in seiner Einbildung, mit dieser Welt trotz ihrer mannichfachen Leiden und Beschwerlichkeiten vollkommen befriedigt; er liebt das Leben und zwar so, daß er sich gar kein Ende, kein Gegentheil desselben denken kann. Gleichwohl macht ihm wider alles Erwarten der Tod einen Strich durch die Rechnung. Aber er versteht den Tod nicht; er ist zu sehr vom Leben eingenommen, als daß er auch der altera pars Recht geben könnte; er macht es, wie der Theolog und Speculant, welche den evidentesten Gegenbeweisen undurchdringlich sind; er betrachtet den Tod nur als einen „kräftigen Irrthum", einen Geniestreich, einen zufälligen aphoristischen Einfall eines bösen Geistes oder einer üblen Laune *) — von der strengen Consequenz und Nothwendigkeit des Todes hat er ja keine Ahnung; — er setzt daher ohne Unterbrechung nach dem Tode sein Leben vor dem Tode fort, wie der Theolog und Speculant

*) Der Mensch erklärt sich nämlich alles Unbegreifliche aus sich, sei es nun aus rein logischen oder persönlichen Gründen. So legt er denn auch dem Tode, so lange er ihn noch nicht als eine Naturnothwendigkeit erkannt, so lange er ihm folglich unbegreiflich ist, einen menschlichen Grund unter. Warum hast Du uns denn verlassen? Was hat Dir denn gefehlt? So fragt der Mensch auf diesem Standpunkt den Todten, setzt also voraus, daß er nicht gestorben wäre, wenn er nicht aus irgend einem besonderen Grund hätte sterben wollen. So denkt er Alles sub specie libertatis, unter der Form der menschlichen Willkühr und Vernunft. Der Unterschied zwischen dem Standpunkte der Cultur, auf dem gegenwärtig die Menschheit noch in Religion und Philosophie steht, und dem Standpunkt der Uncultur besteht nur darin, daß diese das menschliche Blut, Herz, Fleisch, jene das menschliche Hirn zum Grundstoff aller Dinge macht.

seine Beweise vom Dasein Gottes auch nach den augenfälligsten Beweisen von seinem Nichtsein. Aber das Leben nach dem Tode setzt der Mensch auf seine eigne Faust fort; es ist blos ein Leben in seiner Vorstellung; als ein bloses Object der Vorstellung steht es daher unter der Botmäßigkeit der menschlichen Reflexion, Phantasie und Willkühr, und bekommt so durch ihre Zusätze und Weglassungen den Schein eines andern Lebens. Aber gleichwohl sind diese Veränderungen der Phantasie nur oberflächliche; es ist dem wesentlichen Inhalte nach dasselbe wie dieses.

Gewöhnlich erklärt man sich die Vorstellungen der Völker vom Jenseits also. Alle oder wenigstens fast alle Menschen stimmen darin überein, daß sie ein anderes Leben glauben, aber sie machen sich davon je nach Verschiedenheit ihres Charakters, Landes, Lebens und Treibens verschiedene Vorstellungen. Daß ein Leben nach dem Tode ist, das ist gewiß, das bezeugt dieser allgemeine Glaube; was und wie es ist, das wissen wir nicht; aber eben deßwegen machen sich die Menschen davon so verschiedne Vorstellungen; denn der Mensch ist neu- und wißbegierig; er nimmt daher das Bekannte zum Maßstab des Unbekannten; er will mit endlichen Begriffen das Unbegreifliche in den Koth der Erde herabziehen. So füllt er das dunkle Jenseits mit den Gestalten des Diesseits aus. Es ist mit der Unsterblichkeit, wie mit der Gottheit; beide Ideen „sind ja im Grunde identisch". Alle Menschen, sagt man, glauben an Gott; nur in den Vorstellungen, in den Begriffen, die sie sich davon machen, weichen sie von einander ab. Allein die Theisten beweisen sich als sehr willkührliche und befangne Exegeten, wenn sie dem Glauben der Völker ihren Glauben unterschieben, den Gott des Theismus zu dem gemeinschaftlichen Gegenstand machen, woran alle Menschen nur unter verschiednen Vorstellungen glauben. So verschieden die Namen der Götter, so verschieden sind die Götter selbst. Wer dem Griechen seinen Zeus, dem Deutschen seinen Odin, dem Slaven seinen Swantowit, dem Juden seinen Jehova, dem Christen seinen

Christus nimmt, der nimmt ihm den Gott überhaupt. Gott ist ursprünglich kein Eigen-, sondern Gattungsname, kein Wesen, sondern Eigenschaft, kein Subject oder Substantiv, sondern Prädicat oder Adjectiv: Furchtbar, Schrecklich, Mächtig, Groß, Ungewöhnlich, Außerordentlich, Herrlich, Gut, Wohlthätig. Das Hauptwort oder Subject liefert die Natur, das Eigenschaftswort oder Prädicat der Mensch, denn das Prädicat ist nichts Andres als der Ausdruck der menschlichen Phantasie und Empfindung, womit er den Gegenstand der Natur bezeichnet, welcher auf seine Sinne, sein Gemüth, seine Phantasie eben den mächtigsten, schrecklichsten oder wohlthätigsten Eindruck macht. Die Götter sind daher so verschieden, als die Eindrücke der Natur auf den Menschen verschieden sind,*) aber diese Verschiedenheit der Eindrücke richtet sich selbst wieder nach der Verschiedenheit der Menschen. Der in der wesentlichen, charakteristischen Bestimmtheit des Menschen begründete, bleibende, herrschende Eindruck von der Natur ist der Gott des Menschen. Wer daher dem bestimmten Menschen die Bestimmtheit der Gottheit nimmt, der nimmt ihm nicht Etwas, sondern Alles, nicht ein Prädicat, sondern das Wesen selbst; denn nicht die Gottheit als solche, sondern die Bestimmtheit derselben ist seine wahre Gottheit. Mit der Unsterblichkeit ist es nun gerade so. Wer einem Menschen dieses bestimmte Leben nach dem Tode nimmt, der nimmt ihm das Leben überhaupt nach dem Tode; er weiß und will von keinem andern Leben Etwas wissen; er hat keinen Sinn dafür; es existirt gar nicht für ihn. Der Germane will nur in Walhall, der Muhamedaner nur im muha-

*) Allerdings liegt den verschiedenen Göttern und Religionen — so auch den verschiedenen Vorstellungen des Jenseits — ein gemeinschaftliches Wesen zu Grunde, aber dieses Grundwesen, das als der Urgott hinter allen Göttern steckt, ist einerseits (subjectiv) die menschliche, andererseits (objectiv) die un- oder nichtmenschliche Natur, denn der allen Menschen gemeinschaftliche Gegenstand ist ja die Natur. Die Dieselbigkeit der Natur ist jedoch ein Gedankending, in der Wirklichkeit ist sie unendlich verschieden. Das Eins der Religionen ist daher nicht weniger, aber auch nicht mehr Eins, als das Eins der menschlichen und äußern Natur.

medanischen Paradies fortleben; in dem christlichen Jenseits würde er nicht seine Rechnung finden.

Die alten Germanen glaubten, daß nach dem Tode der Bräutigam die Braut, der Gatte die Gattin wieder finden und umarmen werde. Wie lächerlich wäre es, diesem lebensvollen, fleischlichen Jenseits, diesem ehrlichen altdeutschen Bekenntniß der Sinnlichkeit die hinterlistige theologische Ausrede des leeren, unbekannten Jenseits des modernen Christenthums unterlegen zu wollen! So nothwendig der Germane glaubte, daß er nach dem Tode leben werde, so nothwendig glaubte er, daß er nach dem Tode auch noch das Kriegs- und Liebeshandwerk treiben werde. Nimmst Du ihm die Kriegs- und Liebeslust, so nimmst Du ihm die Lebenslust dort, wie hier. Er will vom Jenseits nichts Andres, als was ihm der Tod genommen hat. Der Tod nimmt dieses Leben; aber die Phantasie stellt es wieder her; sie giebt dem Gatten wieder die Gattin, dem Krieger seine Waffen, dem Kinde seine Spielwerkzeuge. Das Jenseits ist nichts Andres als die sinnliche, wirkliche Welt, als Welt der Phantasie. Aber diese Welt schließt dem Menschen zuerst nur der Tod auf. Die Macht der Phantasie lernt der Mensch erst kennen und schätzen, nachdem ihm ein geliebter Gegenstand aus der Anschauung entschwunden. Selbst die rohsten Völker erhebt der Schmerz über die, sei es nun zeitliche oder ewige, räumliche oder tödtliche Trennung von Dem, was sie lieben zur Poesie. Die Phantasie (Einbildung, Erinnerung, — Unterschiede, die hier gleichgültig —) ist das Jenseits der Anschauung, worin der Mensch zu seiner größten Ueberraschung und Entzückung wieder findet, was er dießseits, d. h. in der sinnlichen, wirklichen Welt verloren. Die Phantasie ersetzt und erfüllt die Lücken und Mängel der Anschauung; die Anschauung giebt Wesen, Wahrheit, Wirklichkeit, aber eben deßwegen ist sie zeit- und ortbeschränkt. Die Anschauung ist gründlich, materiell, sachgetreu, wortkarg, feind allem Floskelwesen; ihre Werke sind gehaltvoll, gediegen; sie gelingen ihr darum nur unter besondern Bedingungen; aber eben

deßwegen kann sie die ungebührlichen Forderungen nicht befriedigen, die der Mensch an sie stellt. Die Phantasie dagegen ist quantitativ unbeschränkt; sie kann Alls ohne Unterschied, zu jeder Zeit und an jedem Ort; sie schreibt auf Verlangen Folianten über Dinge, wovon sie nicht das Geringste weiß, kurz sie ist *allmächtig*, *allwissend*, *allgegenwärtig*; sie erfüllt daher alle Wünsche des Menschen; aber sie giebt auch dafür statt der baaren Münze der Anschauung nur Anweisungen auf das Jenseits, nur Scheine, Schatten, Bilder — Bilder, die aber gleichwohl für den Menschen mehr Werth und Realität haben, als die Wirklichkeit, die nicht mehr die geliebten Gegenstände enthält. Die Phantasie oder Einbildung ist aber ursprünglich Nichts als das *geistige Sehen*; mit der Erinnerung an das Verlorne, mit der Wiederherstellung desselben in der Phantasie, mit diesem geistigen *Wiedersehen* verknüpft daher sich unmittelbar der Wille und die Hoffnung des wirklichen Wiedersehens. Die Vergegenwärtigung des Abwesenden in der Vorstellung, die Erinnerung ist ja selbst Nichts weiter, als das Bestreben, den Sinnen zum Trotz das zu *sehen*, was *man nicht sieht*. Es ist daher ganz natürlich, daß den Völkern das Wesen der Einbildung für ein wirkliches Wesen, die Phantasiewelt für eine existirende Welt gilt. Aber gleichwohl ist der Inhalt, der Gegenstand, das Wesen dieser „übersinnlichen" Welt nur der Inhalt dieser sinnlichen Welt, für den bestimmten Menschen daher nur der Inhalt dieser seiner bestimmten Welt, seines Vaterlands. Wenn es daher Euch Christen und Theisten! für unmenschlich gilt, dem Menschen das Jenseits zu nehmen, so seid vor Allem Ihr selbst so menschlich, den Heiden nicht ihr heidnisches Jenseits, dem Germanen nicht sein Walhall, dem Indianer nicht das Land seiner geliebten Vorfahren zu nehmen. Er kennt und will keine andere Unsterblichkeit, als die *seinige*, als die eben, die Ihr ihm abläugnen wollt. Er zieht den Tod der christlichen Unsterblichkeit vor.

Die sinnlichen Vorstellungen von der „Glückseligkeit des künftigen Lebens", d. h. auf Deutsch von der Unendlichkeit der Glückseligkeit des gegenwärtigen irdischen Lebens, von der Unendlichkeit, z. B. der Freuden des Tanzes, der Musik, der Liebe und Freundschaft, der Jagd und anderer ritterlicher Künste, der Mahlzeiten und Trinkgelage sind bei vielen Völkern so mächtig gewesen, daß sie freiwillig dem Jenseits, d. h. dem eingebildeten Dießseits das wirkliche Dießseits aufopferten. So stürzten sich die Nordgermanen freiwillig in das Schwerdt, ihre Weiber freiwillig in die Flammen des Scheiterhaufens — entleibten sich, um die Phantasie des Jenseits zu verleiblichen, zu verwirklichen. So „ließen sich auch die Kamtschadalen sonst lebendig von Hunden zerreißen, ertränken, erhenken und legten sogar, wenn Trübsale sie beugten, Hand an sich selbst. Solche Wirkung kann auf die Menschen die Einbildung haben, daß sie den Zustand des künftigen Lebens kennen, und durch Vergleichung mit dem des gegenwärtigen jenen besser, als diesen finden. Die Menschen wünschen so sehr die Decke aufzuheben, die uns die Zukunft verhüllt. . . . Wenn dieser Blick über das Grab hinaus möglich, wenn er untrüglich hell und vollständig wäre . . . würde uns dann nicht diese Welt weit weniger interessiren? Unsere gegenwärtigen Freuden würden uns anekeln, unsere Beschäftigungen kindisch werden. . . . Es ist folglich Weisheit, daß ein undurchdringlicher Schleier den Zustand des künftigen Lebens sterblichen Augen verhüllt." Ja, es ist Weisheit, aber auch hier wie anderwärts, ist diese Weisheit, die Ihr als Weisheit eines von Euch unterschiednen Wesens, als göttliche Weisheit bewundert, nur Eure eigne Weisheit oder vielmehr Klugheit, die es Euch verwehrt, der Phantasie die Wirklichkeit, der Einbildung die Wahrheit, den zehn Sperlingen auf dem Dach, wie es im Sprüchwort heißt, den einen Sperling in der Hand aufzuopfern. Allerdings würde uns, wenn wir die Aussicht in ein anderes, besseres, ewiges Leben hätten, das gegenwärtige Leben in Nichts verschwinden, wie es denn wirklich dem Menschen in Nichts verschwindet,

wo der Glaube an das Jenseits noch eine praktische Wahrheit ist, wo ihm seine Einbildung noch für Wirklichkeit gilt; aber wie sonderbar! auf die verschwindende Kürze, Eitelkeit und Nichtigkeit dieses Lebens gründet sich ja gerade die Annahme eines andern Lebens. Warum nehmt Ihr also die Beschäftigungen und Freuden, d. h. die Eitelkeiten und Miserabilitäten dieses Lebens gegen die Uebergriffe des Jenseits in Schutz? Ihr wißt nicht, wie Euer Sein dort beschaffen ist, aber das wißt Ihr doch unbezweifelbar gewiß, daß es ewig währt, daß es kein Ende, keine Grenze Eures lieben Ichs und Lebens giebt, d. h. Ihr wißt die Hauptsache, Das, was Ihr wissen wollt, aber die Nebensache wißt Ihr nicht, weil sie Euch gleichgültig ist. Allein eben diese Gewißheit und Vorstellung eines ewigen Lebens, wenn auch die Beschaffenheit desselben in Zweifel gestellt wird, ist allein schon hinreichend, mir dieses Leben zu verleiden. Wozu ist denn überhaupt dieses Leben, wenn es noch ein anderes giebt? wozu ein zeitliches, sterbliches Leben, wenn ein ewiges ist? Wozu bin ich denn ein Taglöhner dieser Erde, wenn ich im Himmel ein Rothschild, ein Millionär werde? Welchen Werth haben für mich die Paar Pfennige, die ich als irdischer Proletarier im Vermögen habe, wenn mir Millionen gewiß sind, wenn ich gleich nicht weiß, in welcher Geldsorte mir diese Millionen ausbezahlt werden? Warum soll mir nicht über der Gewißheit dieses unerschöpflichen Lebensreichthums im Jenseits der Bettel dieses Lebens mit seinem Paar Jährchen in Nichts verschwinden? Und wenn uns wirklich ein anderes Leben bevorsteht, warum soll es denn nicht der einzige Gegenstand unseres Denkens, Sinnens und Trachtens in diesem erbärmlichen Leben sein? Und wenn es wirklich in unsrer Natur begründet, wenn es eine nothwendige Folge und Fortentwicklung unsres Lebens und Wesens ist, warum soll es für uns kein Gegenstand des Wissens sein? Warum ist die irdische Zukunft mir ungewiß, weil tausend und abermal tausend zufällige unvorhergesehne Ereignisse und Vorfälle mir einen Strich durch die Rechnung machen, weil meine zukünftige Existenz keine nothwendige

Folge der gegenwärtigen, mein Leben überhaupt kein vorausbestimmtes, vorausberechnetes und berechenbares ist. Aber die himmlische Zukunft ist eine mathematische Gewißheit, — wie Viele haben dies ausdrücklich behauptet! —; sie kann uns nicht entrissen werden; sie ist eine nothwendige Consequenz unseres Wesens. Wir können daher aus unsrer Gegenwart unsre Zukunft so gut herauswickeln und zu einem Gegenstand des Wissens erheben, als der Naturforscher aus der Raupe den Schmetterling vor unsern Augen herauszieht. Und gründet Ihr denn nicht ausdrücklich auf den Schmetterling den Beweis des himmlischen Jenseits? Warum protestirt Ihr also gegen die Ansprüche, welche das Jenseits von Rechtswegen schon auf dieses Leben zu machen hat? Warum sträubt Ihr Euch mit den schaalsten Ausflüchten gegen seine nothwendigen Wirkungen und Folgen? Warum laßt Ihr Euch durch dasselbe nicht in den Genüssen und Beschäftigungen dieses Lebens stören? Warum? weil, was Euch bewußt für eine Wahrheit gilt, unbewußt, thatsächlich eine blose Einbildung, eine blose Täuschung ist.

Die subjective Nothwendigkeit des Unsterblichkeitsglaubens.

Die wesentliche Bedeutung des Lebens nach dem Tode in dem allgemeinen oder volksthümlichen Glauben an die Unsterblichkeit ist nur die, daß es die ununterbrochne Fortsetzung dieses Lebens, oder dieses Leben als endlos vorgestellt ist. Nicht der Vervollkommnungstrieb, sondern der Selbsterhaltungstrieb ist der Grund des Glaubens. Der Mensch will, was er gern hat, ist, treibt, nicht fahren lassen, will es ewig haben, sein und treiben. Und diese Ewigkeit ist eine subjectiv nothwendige Vorstellung. „Wir können“, sagt Fichte, „keinen Gegenstand

lieben, ohne ihn für ewig zu halten.“ Richtig; aber wir können überhaupt Nichts unternehmen, ohne die Vorstellung der Dauer damit zu verbinden. Wenn ich den möglichen Fall, daß das Haus, das ich heute aufbaue, morgen einstürzt oder ein Raub der Flammen wird, mir als wirklich denke, so vergeht mir die Baulust. Wenn ich denke, ich werfe die Kunst oder Wissenschaft, die ich jetzt treibe, einst zum Teufel, so bin ich ein Thor, wenn ich sie nicht jetzt schon wegwerfe; ja ich kann sie gar nicht treiben, wenigstens mit Eifer und Erfolg, wenn ich nicht denke, daß ich ihr nie untreu werde. Alles, auch das Endlichste treibt der Mensch im Sinne der Unendlichkeit. Aber diese Unendlichkeit oder Ewigkeit ist nur ein negativer, unbestimmter Ausdruck, ich denke mir Etwas ewig, d. h. ich denke mir keinen Zeitpunkt seines Endes. Erst der Mißverstand der Reflexion oder Speculation und Abstraction, welche den Ursprung der menschlichen Vorstellungen nicht untersucht und kennt, verwandelt diese verneinende Vorstellung in eine bejahende, diesen Ausdruck des Affects, denn nur im Affect des Eifers, der Lust, der Liebe denkt sich der Mensch das Vergängliche als ewig, in eine Vernunftbestimmung oder Vernunftidee. Und sie ist mir nur eine Nothwendigkeit im Gegensatze gegen eine unzeitige, voreilige Vorstellung. Wenn ich denke, daß Das, was mir jetzt das Höchste und Heiligste ist, einst mir Nichts ist, so ist dieser Gedanke für mich ein eben so vernichtender, erschrecklicher, unerträglicher, als der Gedanke meines Todes in der Fülle meiner Lebenslust und Lebenskraft. Ich muß daher dieses in der Vorstellung vorausgenommene Ende durch die entgegengesetzte Vorstellung, die Ewigkeit niederschlagen. Gleichwohl konnten im Leben der Zeitpunkt, wo diese Ewigkeit sich als Vergänglichkeit erweist, wo sich zeigt, daß nur die Vorstellung der Ewigkeit ein Bedürfniß, wo die Vorstellung der Endlichkeit eine vorwitzige, unzeitige Vorstellung war; denn alle die schrecklichen Folgen, die sich für unser Gemüth an das vorgestellte Ende einer Sache, einer Liebe, einer Wissenschaft, eines Glaubens knüpften, und denen wir eben durch den Gedanken der

Ewigkeit auszuweichen suchten, erweisen sich bei dem wirklichen im Laufe des Lebens erfolgten Ende derselben als nichtig. Wir glaubten das Ende nicht überleben zu können, wir identificirten den Gegenstand so mit uns, daß wir uns gar keine Existenz ohne denselben denken konnten, und dennoch sind wir mit heiler Haut davon gekommen. So ist das wirkliche Ende ein ganz andres, als das vorgestellte; dieses steht im Widerspruch mit unserm dermaligen Wesen und Standpunkt; es ist ein herzzerschneidender Mißton in der Harmonie, in der wir mit dem Gegenstand stehen, ein gewaltsamer Einbruch in unser Eigenthum; jenes aber ist organisch begründet, vorbereitet, eingeleitet; es bricht den Gegenstand nicht in der Mitte ab; es schließt ihn da, wo nur noch der Schluß, aber nicht mehr die Fortsetzung Vernunft giebt, da, wo der Gegenstand, wenigstens für uns, erschöpft ist, und daher keinen Werth, keine Bedeutung mehr hat. Das Ende in der Vorstellung ist ein un- und widernatürliches, das Ende in der Wirklichkeit ein natürliches, allmähliches, darum unmerkliches. Ist auch der letzte Act des Bruches ein barscher, so ist er es doch nur dem Ausdruck, der Form, aber nicht dem Wesen nach. Die Leibnitz'schen Monaden können wohl nur durch Schöpfung anfangen und durch Vernichtung enden, aber alle natürliche Dinge und Wesen vergehen und entstehen nur allmählig, denn sie sind sehr zusammengesetzte Wesen; und sie entstehen, indem sich Faden an Faden ansetzt, und vergehen, indem sich wieder Faden für Faden das Gewebe auflöst.

So wie es nun eine Nothwendigkeit für den Menschen ist, die Bündnisse der Liebe, die er während des Lebens, sei es nun mit Göttern oder Menschen, mit Personen oder Dingen, schließt, als unauflöslich sich zu denken, wenn sie auch gleich mit der Zeit sich auflösen; so ist es auch für ihn eine Nothwendigkeit, sich sein Leben überhaupt ewig vorzustellen; denn er verliert alle Lebenslust, es erscheint ihm Alles, was ihm das Leben werth und theuer macht, eitel, umsonst, zwecklos, wenn er sich vorstellt: morgen ist Alles, wenigstens für mich, Nichts.

Aber aus dieser Nothwendigkeit des Gedankens einer ewigen Existenz, d. h. einer unbegrenzten Lebensdauer, folgt Nichts weniger, als die gegenständliche Nothwendigkeit und Wirklichkeit derselben. Denn warum ist mir dieser Gedanke nothwendig? weil ich ohne Nothwendigkeit, ohne Grund, weil ich voreilig, unzeitig an mein Ende denke. Natürlich erscheint mir so mein Ende als eine gewaltsame Vernichtung, als ein unerträglicher Gedanke; ich muß also die Vorstellung meines Endes aufgeben, mich wieder als seiend denken. Wie anders ist dagegen das wirkliche Lebensende! Es kommt, wenn es wenigstens ein normales ist, allmählig; es kommt, wenn bereits das Lebensfeuer erloschen, das Leben für uns höchstens nur noch den Werth und Reiz einer alten Gewohnheit hat, wo also der Tod Nichts weniger als eine gewaltsame, brutale, unmotivirte Vernichtung, sondern der Schluß des vollendeten Lebens ist. Selbst wenn der Gedanke an meinen Tod, d. h. an mein Nichtsein ein der Zeit nach begründeter ist, so ist er doch immer noch logisch ein unbegründeter; und wenn ich mich daher genöthigt sehe, den unerträglichen Gedanken meines Nichtseins durch den Gedanken eines nach dem Tode fortgesetzten Seins zu überwinden, so bestätige ich dadurch nur die Wahrheit der naturgemäßen, freilich nicht christlichen, speculativen Logik, daß es ein unvernünftiger Widerspruch ist, mit dem Sein den Gedanken des Nichtseins zu verbinden, seiend sich als nicht seiend, lebend sich als todt zu denken. Die Unsterblichkeit ist daher eigentlich nur eine Angelegenheit für Träumer und Müßiggänger. Der thätige, mit den Gegenständen des menschlichen Lebens beschäftigte Mensch hat keine Zeit, an den Tod zu denken, und folglich kein Bedürfniß der Unsterblichkeit; denkt er ja an den Tod, so erblickt er in ihm nur die Mahnung, das ihm zu Theil gewordne Lebenscapital weise anzulegen, die kostbare Zeit nicht an nichtswürdige Dinge zu verschwenden, sondern nur auf Vollendung der Lebensaufgabe, die er sich gesetzt, zu verwenden. Wer dagegen seine Zeit nur dazu verwendet, um an sein Nichtsein zu denken, wer über diesem nichtsnutzigen Gedanken das wirk-

liche Sein vergißt und verliert, der muß freilich sein vorgestelltes Nichtsein durch ein wieder vorgestelltes, erträumtes Sein ergänzen, sein Leben, sei's nun als gläubiger oder speculativer Thor, nicht mit Beweisen wirklichen Lebens, sondern mit Beweisen des zukünftigen Lebens hinbringen.

Nirgends zeigt sich daher die Unvernunft und Verderblichkeit des Christenthums deutlicher, als darin, daß es die Unsterblichkeit, die selbst den träumerischsten Weisen des Alterthums immer etwas Zweifelhaftes, Ungewisses blieb, für etwas Gewisses, ja das Allergewisseste ausgegeben, und so den Gedanken an ein künftiges, besseres Leben zum angelegentlichen Gedanken der Menschheit gemacht hat. Der Mensch soll allerdings nicht, wenigstens wenn ihm dieser Gedanke das Leben verbittert, an sein Ende, sein Nichtsein denken; aber thöricht, ja verderblich ist es, dem Menschen ein besseres Leben nach dem Tode zu versprechen; denn „das Bessere ist der größte Feind des Guten." Genießt das Gute des Lebens und verringert nach Kräften die Uebel desselben! Glaubt, daß es besser sein kann auf der Erde, als es ist; dann wird es auch besser werden. Erwartet das Bessere nicht von dem Tode, sondern von Euch selbst! Nicht den Tod schafft aus der Welt; die Uebel schafft weg — die Uebel, die aufhebbar sind, die Uebel, die nur in der Faulheit, Schlechtigkeit und Unwissenheit der Menschen ihren Grund haben, und gerade diese Uebel sind die schrecklichsten. Der naturgemäße Tod, der Tod, der das Resultat der vollendeten Lebensentwickelung, ist kein Uebel; aber wohl der Tod, der eine Folge der Noth, des Lasters, des Verbrechens, der Unwissenheit, der Rohheit. Diesen Tod schafft aus der Welt, oder sucht ihn wenigstens so viel als möglich zu beschränken! So spricht die Vernunft zum Menschen; anders das Christenthum, welches, um ein eingebildetes Uebel zu beseitigen, die wirklichen Uebel des Lebens unangefochten bestehen ließ, welches, um den Tod zum Leben zu machen, das Leben uns zum Tode gemacht hat, welches, um übernatürliche, phantastische, luxuriöse

Wünsche des Menschen zu befriedigen, den Menschen gegen die Befriedigung der nächsten, nothwendigsten natürlichen Bedürfnisse und Wünsche gleichgültig gemacht hat. Das Christenthum hat dem Menschen mehr geben wollen, als er selber in Wahrheit verlangt; es hat sich die Erfüllung der unerreichbaren Wünsche zum Ziel gesetzt, aber eben deßwegen nicht die erreichbaren Wünsche erfüllt. Das Christenthum ist so wenig der klassische, vollendete Ausdruck der menschlichen Natur, daß es vielmehr nur auf den Schein derselben, nur auf dem Widerspruch des menschlichen Bewußtseins mit dem menschlichen Wesen gegründet ist. Die Unsterblichkeit ist ein Wunsch der menschlichen Einbildung, aber nicht des menschlichen Wesens. Das Christenthum hat mit der Unsterblichkeit dem Menschen eine Schmeichelei gesagt, an die — abnorme Fälle und solche Menschen abgerechnet, bei welchen die Macht der Einbildung die Stimme der menschlichen Natur übertäubt hat — im Grunde seines Wesens, d. h. in der That und Wahrheit, kein Mensch glaubt,*) wie unter Anderm die Thatsache beweist, daß die Unsterblichkeitsgläubigen eben so ungern sterben, als die Todesgläubigen, dieses Leben so lange als möglich zu behaupten und festzuhalten sich bestreben. Es giebt Wünsche, deren geheimer Wunsch ist, nicht erfüllt zu werden, denn die Erfüllung würde sie compromittiren, sie entlarven, zeigen, daß sie blos auf Täuschung beruhen, Wünsche also, die nichts Anderes sein und bleiben wollen, als Wünsche. Ein solcher Wunsch ist vor Allen der Wunsch eines ewigen

---

*) Höchst merkwürdig sind auch in dieser Beziehung die Selbstbekenntnisse Luthers, dieses christlich germanischen Glaubenshelden. Er bekennt an unzähligen Stellen, daß eigentlich kein Mensch die Verheißungen des Christenthums glaubt und glauben kann, weil sie für ihn zu hoch, zu überschwänglich, d. h. mit andern Worten, weil sie nicht wahr, weil sie übertriebene Schmeicheleien sind. So sich selbst widersprechend ist das Christenthum! während es einerseits, d. h. in der Wirklichkeit, dem Menschen Alles nimmt und abspricht, den Menschen aufs Tiefste erniedrigt und entwürdigt, verspricht es ihm andrerseits, d. h. im Himmel der Einbildung, Seligkeit, Unsterblichkeit, Gottheit.

Lebens. Es hat nur Werth in der Einbildung; würde es wirklich, so würde der Mensch inne werden, daß er es nur im Widerspruch mit seiner wahren Natur verlangt, daß er sich in und über sich getäuscht, daß er sich selbst mißverstanden hat; denn er würde das ewige Leben, wenn es auch von anderer Beschaffenheit wäre, als dieses, endlich satt bekommen; es ist daher nur eingebildeter, illusorischer, kein ernstlich gemeinter Wunsch.

Lediglich in Beziehung auf die Zeit gedacht, ist die Vorstellung des ewigen Lebens dem Menschen ein Bedürfniß im Gegensatz gegen die Vorstellung der Kürze dieses Lebens. Aber auch diese Vorstellung steht mit der Wahrheit und Wirklichkeit in Widerspruch. Das Leben ist lang, aber erscheint uns in der Vorstellung kurz. Warum? weil wir die Vergangenheit nicht mehr zu uns rechnen, vergangnes Sein gleich Nichtsein anschlagen. Unserer Selbstliebe interessirt nur die Zukunft, nicht die Vergangenheit. Wir machen es mit unsrer Lebenszeit, wie der Geizhals, der, während er in der Wirklichkeit die Kästen voll Geld, in seiner Vorstellung doch Nichts hat; denn die Vorstellung ist unbeschränkt; in der Vorstellung kann ich immer noch mehr haben, als ich wirklich habe; die Wirklichkeit bleibt immer hinter ihr zurück. So ist auch das wirkliche Leben immer kurz gegen die Vorstellung gehalten; wir können es uns unbegrenzt denken; wir vergessen über dem Möglichen das Wirkliche. Wenn daher auch dem Menschen sein Wunsch gewährt würde, wenn er Jahrtausende, ja ewig fortlebte, so würde er doch damit Nichts gewinnen; Jahrtausende würden in seiner Erinnerung in Tage, in Stunden, in Minuten zusammenschmelzen; er würde die Vergangenheit immer als verloren betrachten, sich selbst eben so, wie jetzt, als eine Ephemere, als ein Tagsgeschöpf erscheinen. Wie wir der Natur der Abstraction, des Geistes gemäß Alles abbreviren, verkürzen,

verallgemeinern, das Wirkliche mit Weglassung seiner unendlichen Einzelheiten und Verschiedenheiten in ein Bild, eine Vorstellung, einen Begriff zusammenfassen; so fassen wir auch in der Vorstellung das unendlich reiche, langwierige und oft sehr langweilige Leben in ein verschwindendes Nu zusammen, und ergänzen daher diese eingebildete Kürze durch eine eben so eingebildete Dauer.

Wenn wir in unsre Vergangenheit zurückblicken und sie gehörig überdenken, so können wir uns auch überzeugen, wie roh und oberflächlich Der denkt, welcher den Tod, wenn er als wirkliches Ende des Menschen gedacht wird, als eine crasse, despotische Vernichtung sich vorstellt. So wenig unsre theilweise Vergänglichkeit eine rohe, gewaltsame Vernichtung ist, so wenig ist es unsre vollständige, obgleich sie nicht einmal eine vollständige ist; denn wenn ich sterbe, so stirbt ja nur Das, was ich jetzt noch bin; ich sterbe ja, wenn mein Tod ein normaler, — und dieser kommt nur hier in Betracht, denn der Unsterblichkeitsglaube beanstandet nicht den gewaltsamen, sondern natürlichen Tod, den Tod als Tod — nicht als Jüngling, nicht als Mann, nicht in der Blüthe, sondern als Greis. Der Tod fällt nicht mit der Thür in das Haus; er wird eingeleitet, bevorwortet, begründet. Er ist eine vermittelte Verneinung; die Vermittlung nimmt aber der Verneinung ihren Stachel. Und diese Vermittlung des Todes ist das Leben selbst. Jede neue Lebensstufe ist der Tod der frühern. Wo ist die Seele meiner Kindheit, meiner Jugend? Bei Gott im Himmel oder auf einem Stern? Nein! sie ist so wenig mehr, als ich selbst einst nach meinem Tode noch sein werde. Der Tod ist nicht mehr negativ, vernichtend gegen mich, als ich als Mann vernichtend bin gegen mich, als Kind und Jüngling. Das Kind hält nur sein Leben für Leben, eben so der Jüngling. Nimm dem Kinde seine Spiele, und Du nimmst ihm sein Leben.

Nimm dem Jüngling sein Burschenband, seine Turnhose, seinen Arndt und Jahn, seinen deutschen Kaiser, und das Nichtsein dieses seines jetzigen Seins und Wesens ist für ihn eine eben so schreckliche Vernichtung, als für Dich der Tod. Gleichwohl verneint der Jüngling das Kind, der Mann den Jüngling; es ist ihm Nichts mehr, was ihm einst Alles war. So natürlich es nun ist, daß wir als Jünglinge, als Kinder vergehen, so wenig wir über diese Vergänglichkeit uns entsetzen, so wenig haben wir Grund, deßwegen die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, daß wir endlich sterben. So wenig bösartig die Vergänglichkeit überhaupt, so wenig ist es der Tod. Oder: so gleichgültig es uns ist, daß wir nicht mehr sind, was wir einst mit allem Jugendfeuer waren und Nota bene! immer sein wollten; so gleichgültig, so wohlbegründet, so wenig schrecklich und empörend ist unser einstiges Nichtmehrsein. Freilich lassen wir aus Egoismus diesen Schluß nicht gelten, so wenig als überhaupt die Schlüsse von der Historie auf die Gegenwart, wenn gleich derselbe Fall vorliegt; denn die Anerkennung einer Wahrheit in der Vergangenheit geht uns nicht zu Leibe, während ihre Anwendung auf den gegenwärtigen Fall uns höchst empfindlich und lästig ist. Darum haben wir Nichts dagegen, daß das Herz des Kindes, das Herz des Jünglings mit dem Traume seiner Unsterblichkeit zu Grunde gegangen ist; aber daß es unserm jetzigen alten verstockten Philisterherz mit der Einbildung seiner Unsterblichkeit eben so ergehen soll, das können wir uns nicht gefallen lassen, das ist ein anderer Casus. Wo unser Egoismus beginnt, da gelten die Gesetze der Logik nicht mehr.

Die phantastischen Vorstellungen des Christenthums haben seit Jahrhunderten die Menschen so sehr des Gebrauchs ihrer fünf Sinne entwöhnt, daß sie, wenn man sie aus ihren Träumen aufweckt, und

ihnen die Augen öffnet, wie die Blinden, wenn sie sehend werden, in dem Lichte der wirklichen Welt Nichts sehen, daß ihnen die Zurückführung des Menschen auf die Reichthümer der Wirklichkeit für Pauperismus, für Nihilismus gilt. So erscheint ihnen auch, wenn man sie aus dem Traume ihres ewigen Lebens und himmlischen Jenseits aufschreckt, das Leben auf den elenden Tropfen des gegenwärtigen Augenblicks zusammengeschwunden, die Verneinung des Jenseits daher als eine unpraktische, namentlich für die Jugend verderbliche, den Menschen alles Schwungs, aller ihm doch so nothwendigen Erhebung über die engen Schranken der Gegenwart beraubende Lehre. Sie sehen nicht, die Thoren! daß das Jenseits der Gegenwart schon in das Dießseits fällt, daß der Mensch, nur über ihre Schranken sich zu erheben, nicht nöthig hat, sich ein himmlisches Jenseits zu erträumen, nur einen Blick in seine eigne, in die menschliche Zukunft zu werfen braucht, daß der Gedanke der menschlich-geschichtlichen Fortdauer und Unsterblichkeit unendlich mehr geeignet ist, den Menschen zu großen Gesinnungen und Thaten zu begeistern, als der Traum der theologischen himmlischen Unsterblichkeit. Ja es ist nicht einmal nothwendig, über den Lebenskreis des Individuums in das Gebiet der Geschichte auszuschweifen: — das Leben des einen und selben Individuums ist selbst schon so reichhaltig, daß in seine eigne Zukunft die Verneinung der Schranken seiner Gegenwart fällt. Was der Mensch noch einst im Laufe seines Lebens wird, das ist eben so gut ein Gegenstand der Einbildung, der Ahnung, der Poesie, liegt eben so, ja noch mehr jenseits seines gegenwärtigen Bewußtseins und Gesichtskreises, als das himmlische Jenseits; denn eben weil unsre irdische Zukunft unbekannt und ungewiß ist, weil wir jeden Moment als unsren letzten vorstellen können und nach den Lehren des wahren Christenthums vorstellen sollen, setzen wir an die Stelle dieser dunkeln Zukunft die gemalte Zukunft des Jenseits.

Das Jenseits ist daher in dieser Beziehung seiner psychologischen Genesis und Nothwendigkeit nach nichts Anderes, als die Vorstellung

der Zukunft, die aber der Mensch als einen von der wirklichen Zukunft unterschiednen Zustand hypostasirt, verselbstständigt, gleichwie er die von der Natur abgezognen und aus ihrem Zusammenhang mit der Materie herausgerissnen Verstandesgesetze in einem von der Natur unterschiednen Verstandeswesen verselbstständigt. Eben hieraus, weil das Jenseits nichts Anderes ausdrückt, als die Vorstellung der Zukunft, ergiebt sich auch, warum der Mensch es sich schöner denkt als das Dießseits, die Wirklichkeit. Die Uebel der Gegenwart fühle ich, aber nicht die der Zukunft; die Zukunft hängt von meinen Wünschen ab; sie ist ganz in der Gewalt meiner Phantasie; sie leistet ihr keinen Widerstand, wie die materielle Gegenwart; sie beschränkt mich nicht; in ihr ist Alles möglich; in ihr der Bettler Millionär, der Korporal Kaiser, der Mensch Gott.

Aber wie, wenn nun der Mensch wirklich keine Zukunft mehr vor sich hat, gleichwohl noch sich eine vorstellt, ist diese Vorstellung nicht der Beweis noch eines jenseitigen Jenseits oder wenigstens seiner Nothwendigkeit? Für Den allerdings, der seine Vorstellungen zum Maßstab des Seins macht, der aus dem Gedanken, dem Worte, dem Geiste die Welt erschafft, hat es keinen Anstand, aus dieser Vorstellung künftige Welten zu erbauen. Aber für Den, der kein gläubiger oder speculativer Wunderthäter, ist diese Vorstellung nur ein Beweis und Ausdruck der Natur der Vorstellungsthätigkeit. Ich kann in der Vorstellung, wenn ich anders noch zu leben wünsche, mein Leben unbeschränkt und ungehindert bis in alle Ewigkeit hin ausdehnen, aber es ist eben wegen dieser Unbeschränktheit auch nur ein vorgestelltes. Uebrigens ist gerade da, wo der Mensch keine Zukunft mehr vor sich hat, wo er sich seinem Lebensende nähert, wo also gerade der meiste Grund zur Vorstellung der Zukunft vorhanden wäre, diese ihm am Wenigsten Bedürfniß*);

*) Uebrigens giebt es bekanntlich auch Krankheiten, wo gerade die Vorstellung und Hoffnung einer bessern Zukunft, d. h. hier der Genesung, ein Symptom des nahen Todes ist — eine Erscheinung, die, wie andere verwandte, die superstitiösen Psychologen

denn seinem Ende nähert sich der Mensch gewöhnlich durch Krankheiten und Leiden, aber in Leiden, wenigstens in schweren, vergehen dem Menschen alle poetischen oder vielmehr scheinbar poetischen Vorstellungen der Zukunft, hat er keinen andern Wunsch, als von seinen Leiden erlöst zu werden, und sollte er auch diese Erlösung um den Preis des Nichtseins erkaufen. Es ist daher nur ein eitler Vorwand, wenn man das Jenseits lediglich nur um der Armen, der Leidenden, der Unglücklichen willen nicht angefochten wissen will. Der Unglückliche will Nichts als das Ende seines Unglücks. Der Tod aber ist das Ende aller Leiden; der Tod ist daher der Wunsch der Noth, des Elends, die Unsterblichkeit aber der Wunsch der Ueppigkeit, des Luxus. Die Noth ist ein *Materialist*, der Luxus ein Idealist. Die Noth verlangt thatsächliche, materielle, *zeitige* Hülfe; kann ihr diese nicht gewährt werden, so ist ihr Wunsch nicht der geile Wunsch himmlischer Wollüste, sondern nur der bescheidene, negative Wunsch, nicht zu sein, aufzuhören. Der Unglückliche hat kein anderes Bewußtsein mehr, als das Bewußtsein seines Unglücks. Er erblickt daher in dem Tode einen Wohlthäter, indem er ihm mit seinem Selbstbewußtsein nichts Anderes nimmt, als das Bewußtsein seines Unglücks.

Das Jenseits hat aber nicht nur zeitliche, sondern auch räumliche Bedeutung. Das Jenseits ist das Jenseits *dieses* Orts; es ist die *räumliche Ferne*. Der Glaube an das Jenseits ist insofern ein

---

zu ihrem Besten ausgebeutet haben, die Physiologie aber ganz einfach erklärt. Mit dem Gesagten widerspricht auch nicht eine andere psychologische Erscheinung, die ich wenigstens an mir erfahren und in folgendem ungedruckten Aphorismus niedergelegt habe: „je mehr sich der Mensch der Zeit nach dem Tode nähert, desto ferner stellt er ihn vor, desto mehr schiebt er ihn hinaus; je ferner er dagegen wirklich dem Tode steht, wie in der Jugend, desto näher denkt er sich ihn." Denn diese Erscheinung hat nur darin ihren Grund, daß die Jugend sich gern mit blosen Möglichkeiten, Vorstellungen, Träumen beschäftigt, während das reife Alter nur der Gegenwart lebt.

ganz natürlicher, nothwendiger, allgemeiner Glaube, denn er ergänzt die Beschränktheit des örtlichen Standpunktes, an den jede menschliche Existenz gebunden ist; er hat also zunächst keine andere, als geographische Bedeutung. Wenn rohe Völker ihr Jenseits in Sonne, Mond und Sterne versetzen, so verlassen sie damit nicht die Erde, denn sie wissen ja Nichts von ihrer wahren Entfernung; sie gehören für sie in denselben Raum, den sie bewohnen, nur daß jene oben, nicht mit den Händen erreichbar, sie aber unten sind. Die Frage, wie der Mensch zur Vorstellung eines Jenseits kommt, beantwortet sich also einfach dadurch, daß es jenseits seines Orts noch andere Orte giebt. Aber die Sinnlichkeit, die Anschauung giebt ihm nur den Raum; er sieht, daß es immer weiter geht, oder sein Auge reicht wenigstens weiter als sein örtlicher Standpunkt; er ist da mit dem Auge, wo er nicht mit dem Leibe ist; als ein bloses Object des Auges ist es daher für ihn ein bloses Object der Vorstellung, der Phantasie, der Poesie, als dieses ein schönerer Ort, als der Ort seiner wirklichen, leiblichen Existenz. So wenig der christliche Rationalist bedenkt, daß, wenn die Sterne lebensfähige Körper sind, sie auch bereits von lebenden, ihrer Individualität entsprechenden Wesen erfüllt sind, also kein Platz für fremde Gäste da ist; so wenig bedenkt oder weiß der Uncultivirte, daß diese fernen Gegenden ihre eignen Bewohner schon haben, die eben so, wie sie, Wesen von Fleisch und Bein, vielleicht ihr Jenseits gerade an den Ort setzen, der für sie das traurige Dießseits ist. So macht der Mensch die Ferne zum Tummelplatz seiner Wünsche und Phantasien. Was jenseits seiner nächsten Umgebung und ihrer fühlbaren Mängel liegt — und welcher Ort, welches Klima ist frei von Unannehmlichkeiten? — hält er für etwas Besseres; aber wohlgemerkt! nur in der Einbildung; denn in der wirklichen Entfernung von seinem Heimathland ergreift den Menschen gewöhnlich das Heimweh; in der Ferne erblickt er nur die Lichtseiten seiner Heimath, wie in der Nähe nur ihre Schattenseiten.

Wie kommt nun aber der Mensch dazu, in diese Ferne auch seine

Todten, und folglich, da er sich mit seinen Todten identificirt, auch seine eigne ferne Zukunft zu verlegen? Der Mensch weiß, wie schon oben bemerkt wurde, ursprünglich Nichts von einem Grunde, einer Nothwendigkeit des Todes; er kann sich nicht erklären, warum der Mensch gestorben ist; er hatte ja Alles, was er wünschte. Die Todten haben sich für ihn daher nur verreist, nur entfernt. Wohin sollten sie aber gegangen sein, als eben dorthin in die Ferne, jenseits der Berge oder des Meeres, oder dort hinauf zu den Sternen? Die Todten sind ja nur noch Wesen der Vorstellung, der Phantasie; wo sollten sie also noch sein, als an jenem Ort, der zwar seinem Dasein nach ein Gegenstand des Sinns, seinem Wesen nach aber nur ein Gegenstand der Vorstellung, der Phantasie ist? Der Ort, der nur der sinnliche Ausdruck der menschlichen Unwissenheit, ist der geeignetste Ort für die Wesen, die der Tod aus dem Gebiete der Handgreiflichkeit in das Gebiet der Unwissenheit versetzt hat. Der Ort der Unwissenheit ist ein leerer Raum. Aber der Mensch hat weit mehr, als die Natur, einen horror vacui, einen Abscheu der Leere; er will allwissend sein, und weiß doch Nichts. So füllt er den leeren Raum seiner Unwissenheit mit den Gestalten seiner Phantasie aus. Aber was sind die ersten reinen Wesen der Phantasie für den Menschen? Die Todten. Der Tod, als die für den noch ungebildeten Naturmenschen unbegreiflichste und zugleich erschrecklichste Erscheinung der Natur, ist daher eigentlich erst die Geburtsstätte der Phantasie und folglich der Religion; denn die Religion ist nichts Anderes als die Ergänzung oder vielmehr Vergötterung der menschlichen Unwissenheit durch die Einbildungskraft. Wo das gewisse Wesen aufhört, fängt das vorgestellte, eingebildete Wesen — das Wesen der Religion an. Wie das göttliche Wesen, seinem theoretischen Ursprung nach, nichts Anderes ist, als die von der Phantasie vergötterte unbekannte Ursache einer natürlichen Erscheinung; so ist das Jenseits nichts Anderes, als die von der Phantasie vergötterte unbekannte Ferne.

Diese Bedeutung und Entstehung des Jenseits zeigt sich selbst noch in der philosophischen Vorstellung der Griechen oder Römer, welche die Todten nicht mehr in ein irdisches oder unterirdisches Schattenreich, sondern in den Himmel, in die Sterne versetzte. Die Sterne sind für den Menschen, ehe er sich auf den Standpunkt der empirischen, wissenschaftlichen Anschauung der Natur erhebt, als unantastbare, unfühlbare, nur optische, nur als Licht dem Auge sich offenbarende Wesen, rein geistige, übermenschliche, göttliche Wesen, d. h. Wesen der Phantasie. Wie die Gegenstände dem Menschen erscheinen, so *sind* sie für ihn; wie sie für ihn, so sind sie an sich; das Subjective gilt ihm unbedenklich für das Objective. Die Sterne sind aber *für ihn* unkörperliche Wesen; sie sind den groben, materiellen Sinnen entrückt; sie schweben über der Erde, über dem Gebiete der Handgreiflichkeit; sie entziehen sich also den Experimenten der profanen Kritik des Tastsinns; sie sind darum — für ihn scilicet — an sich selbst unkörperliche, höhere, überirdische, himmlische, göttliche Wesen, d. h. eben Wesen der Illusion, Wesen der Phantasie*). Als solche sinnlich geistige oder geistig sinnliche Wesen sind sie aber die

*) Sonne, Mond und Sterne sich als höhere, überirdische, übermenschliche, himmlische, geistige Wesen zu denken, das ist der Menschheit auf dem Standpunkt der kindlich ästhetischen Anschauung *so nothwendig*, als es ihr auf dem Standpunkt des christlichen Egoismus, welcher, wie vor Allem die lehrreiche Geschichte der menschlichen Vorstellungen von den Sternen deutlich zeigt, in Bezug auf die Natur der rohste, gemeinste Materialismus, die Welt sammt Sonne, Mond und Sterne zu einem Wohnhaus des Menschen erniedrigt hat, *nothwendig* ist, sich einen persönlichen, absichtlichen Schöpfer der Natur zu denken, aus dem Standpunkt des abstracten, speculativen, der Natur entfremdeten, sich selbst überlass'nen Denkens *nothwendig* ist, die Logik oder sonst ein speculatives Gedankending der Natur als Grund vorauszusetzen, Nichts ist daher thörichter, als aus der Denknothwendigkeit auf die Seinsnothwendigkeit zu schließen. Wenn deßwegen ein Gott *ist*, weil der Mensch auf einem gewissen Standpunkt ihn als nothwendig denkt, so *ist* auch die Bewegung der Planeten die kreisförmige, nicht die elliptische, denn die menschliche Vernunft *denkt nothwendig*, ehe sie sich durch die *Anschauung* von dem *Gegentheil* überzeugt, die Kreisbewegung als die vollkommenste, naturgemäßeste. Man vergleiche hierzu, was Lichtenberg in seinem Nicolaus Copernicus sagt.

entsprechendsten Orte, Ausdrücke, Bilder für die Todten, welche ja von gleicher Natur und Beschaffenheit mit den Sternen sind. Sie sind ja, wie die Sterne, entrückt den materiellen Sinnen, entledigt aller groben Bestandtheile, entkörpert; sie schweben nur noch im Aether der Phantasie, sind nur noch dem geistigen Auge sichtbar.

Es liegt übrigens dieser Versetzung der Todten in den Himmel zugleich der Trieb zu Grunde, sie zu verherrlichen, daher sie zuerst auch nur besonders ausgezeichneten Menschen zu Theil wird*). Die Bewunderung, die Verehrung, die Dankbarkeit, die Liebe — und welchen Wesen gelten diese Empfindungen mehr, als ausgezeichneten, um das Wohl der Menschheit verdienten Menschen? — sind poetische Affecte, sind die Homere und Hesiode im Menschen, die seine Götter, wenigstens die Götter, die nicht blos Furcht und Schrecken ausdrücken, geschaffen haben; denn sie halten nicht Maß und Ziel in ihren Lobpreisungen; sie sind unerschöpflich an Superlativen, sind nur befriedigt, wenn sie die Eigenschaften ihres Gegenstandes auf den höchsten, denkbaren, das Maß der menschlichen Natur übersteigenden Grad steigern. Und sie sind gerade um so überschwänglicher und unmäßiger, je weniger sie noch im Stande sind, dem verherrlichten Wesen wirkliche Dienste zu leisten — also dann, wenn der Mensch gestorben ist. So lange überhaupt der Mensch am Leben ist, so ist er ja, sei er auch noch so ausgezeichnet, ein gemeines, empirisches Wesen; Jeder dünkt sich ihm gleich; er hat ja Alles mit uns gemein, er ist ja unser Landsmann so gut, wie ich, Mensch, Jude, Grieche; was soll ich mich ihm unterordnen? Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande, d. h. der Lebende Nichts unter den Lebenden. Aber der Tod entrückt ihn der Gemeinschaft mit

*) So bei den Griechen den Heroen, den Helden. Vom Herakles heißt es bekanntlich bei Homer, daß sein Schatte in der Unterwelt, er selbst aber im Kreis der unsterblichen Götter weilt. Was ist dieser Autos? „Sein Geist.“ Was ist aber dieser Geist? Der durch seine Thaten berühmte, geschichtliche oder mystische, im Himmel der Phantasie noch lebende Herakles; der andre aber ist Schatte, d. i. todt.

uns und folglich der Gemeinheit. Jetzt erst gehen mir daher die Augen auf; jetzt erst kann ich ungehindert von meiner Eitelkeit und Selbstsucht ihn fassen und würdigen; mit seiner Individualität, d. h. seiner Wirklichkeit, ist die Scheidewand zwischen mir und ihm, seinem Wesen, seinen Werken, seinen Worten gehalten. Was ich dem Lebenden versagte, das räume ich im Uebermaße dem Todten ein. Lebendige sind immer auf einander piquirt; sie stoßen sich gegenseitig an den Ecken und Kanten ihrer scharf ausgeprägten Individualität; der Tod aber schleift diese Ecken ab; der Tod stiftet Frieden und Versöhnung. Der Todte hat keine Leidenschaften, keine persönlichen Interessen, keinen Egoismus mehr; er regt daher auch unsere Galle nicht mehr auf; er ist für uns nicht mehr Anlaß und Gegenstand egoistischer Leidenschaften; er ist nur noch Object der reinsten menschlichen Gefühle, d. h. eben nur noch Gegenstand der Religion — Religion im besten, im menschlichen, allein wahren Sinn. Der Tod läßt uns nur das reine Wesen, das Gute übrig; die Schattenseiten, die Mängel, die Schranken des Individuums vergessen wir. Kurz im Tode stirbt der Mensch als Mensch, als ein Wesen der gemeinen, sinnlichen, ungläubigen Anschauung, um im Geiste, im Gemüth und Andenken der Menschen als Gott, Genius, Schutzgeist — er umschwebt uns ja wirklich noch schützend durch Lehre und Beispiel — wieder aufzustehen.

Wo wir einem Wesen Nichts mehr thun *können*, da *wollen* wir ihm gerade Alles thun. Das Unvermögen, dem Todten wirkliche Wohlthaten erweisen zu können, entschädigt sich nur in seiner Apotheose. Je drückender für uns das Gefühl des Mangels ist, daß wir dem Todten Nichts mehr sein und thun können, desto höher schwingen wir uns mit der Phantasie, um die Last von unserm Herzen hinwegzuwälzen. Und je mehr wir den Tod als eine Verneinung empfinden, je tiefer wir den Todten beklagen, daß er sich nicht mehr des Lebenslichtes erfreuen kann, desto heller sehen wir gerade seine Verdienste und Eigenschaften strahlen. Je weniger der Todte selbst empfindet, desto mehr empfinden

wir für ihn. Wie natürlich ist es nun, daß das Licht, in dem der Todte in der Phantasie strahlt, in dem Sternenlichte seinen sinnlichen, gegenständlichen Ausdruck findet; wie natürlich, daß im Verherrlichungsdrang seiner Empfindung der Mensch zu dem Höchsten und Herrlichsten, was er außer sich kennt, seine Zuflucht nimmt, um darin seiner vergötternden Liebe und Verehrung den entsprechenden genugthuenden Ausdruck zu geben!

Diese himmlische, religiöse Bedeutung kommt aber nur den Sternen zu, so lange sie Gegenstände der Phantasie sind. Es erhellt daher hieraus, wie oberflächlich, sich selbst widersprechend und thöricht das moderne rationalistische Christenthum ist, wenn es jetzt noch die Sterne, nachdem sie aus nur optischen und phantastischen Wesen zu mittelbar tastbaren, d. i. wägbaren, körperlichen, irdischen, empirischen Wesen degradirt sind, zur Basis, zum Stütz- und Anhaltspunkt seines phantastischen Jenseits macht. Auf die Sterne, wie sie Gegenstände der Empirie, das Jenseits gründen, das heißt den Unglauben zum Fundament des Glaubens, den Zweifel zum Anker der Hoffnung, die sinnliche Wahrheit des Todes, folglich Unwahrheit der Unsterblichkeit zum Beweisgrund ihrer Wahrheit machen; denn derselbe Standpunkt, der mir die Wahrheit der modernen Astronomie verbürgt, der Standpunkt der Empirie — verbürgt mir auch die Wahrheit des Todes; derselbe Standpunkt, der den Sternen ihre jenseitige, himmlische Natur, spricht auch den Menschen ihr jenseitiges, unsterbliches Wesen und Leben ab.

Die Vorstellung des Jenseits in der bisher entwickelten Bedeutung, die allein seine wahre, ist nur da am Platze, nothwendig, gerechtfertigt, wo der Mensch noch lediglich auf einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit beschränkt ist und beschränkt sich fühlt. So wie sich der Gesichtskreis des Menschen erweitert, so tritt an die Stelle des Seins im Jenseits das Sein mit der Erinnerung in der Vergangenheit oder mit der

Hoffnung in der geschichtlichen Zukunft, an die Stelle der andern Welt die übrige bisher unbekannte Welt. Das Jenseits findet daher seine wahre Realisation in der Cultur. Die Cultur hebt die Schranken der Zeit und des Raumes auf, sie erhebt mich über die Gegenwart, versetzt mich in die Zeiten der fernsten Vergangenheit, befähigt mich, die Jahrtausende, die ich mit Nichtsthun, Nichtswissen und Nichtssein verdämmerte, nachträglich cursorisch durchzuleben, und die kommenden Jahrtausende, wo ich gleichfalls Nichts mehr bin, auf Grund der Analogie compendiarisch zu anticipiren; eben so versetzt sie die Genüsse der fernsten Länder in meine Heimath, klärt mir nicht nur den Kopf, sondern auch den Himmel über meinem Kopfe auf, indem sie durch Ausrottung von Wäldern und Morästen die Wolken und Regenbildung vermindert, tilgt so die Schranken meines Aufenthaltsortes, die in mir eben das Verlangen nach einem Jenseits hervorrufen; kurz die Cultur realisirt die Wünsche und Phantasien eines andern, bessern Seins. Aber freilich kann der Mensch immer noch mehr sich wünschen, als er hat, und Alles noch tausendmal schöner und herrlicher sich einbilden, als es wirklich ist. Er träumt sich daher auch jetzt noch ein Jenseits. Aber wenn der Mensch ursprünglich aus Noth, Armuth, Beschränktheit an ein Jenseits glaubte, so glaubt er jetzt daran ohne Noth und Grund, nur aus Luxus; denn er hat ja das Jenseits schon auf Erden, materiell in den Genüssen des Lebens, geistig in den Schätzen der Künste und Wissenschaften. Der Mensch bewahrt überhaupt auch im Fortgang der Cultur die Reste seiner Uncultur, macht sich ein Gewissen daraus, sie aufzugeben. Dieser heilige Rest, dieses von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Fideicommiß der ursprünglichen Rohheit, Barbarei und Abergläubischkeit des Menschengeschlechts ist — die Religion, welche, wie die Geschichte augenfällig zeigt, bei allen Völkern in den Zeiten der Cultur nichts Anderes ist, als der Götzendienst der Vergangenheit, die Pietät gegen die Vorstellungen und Gebräuche des Alterthums — ein deutlicher Beweis, daß die Religion nur in der Gefühls- und Vor-

stellungsweise der uncultivirten Menschheit ihren Ursprung und ihr Wesen hat. Der Fortschritt der Cultur in Betreff der Religion, freilich auch anderer Dinge, bestand immer, wenigstens bis jetzt, nur darin, daß man die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Bildung accommodirte, sie polirte, das augenfällig Rohe, den gebildeten Menschen Beleidigende abzog, aber den Grund, die Sache, das Wesen unangefochten bestehen ließ. So hat das Christenthum das blutige Menschenopfer abgeschafft, aber es hat an dessen Stelle das psychologische Menschenopfer gesetzt. Der Christ opfert seinem Gotte nicht den menschlichen Leib — wenigstens direct, gewaltsam — aber er opfert ihm dafür die Seele, d. h. die menschlichen Triebe und Neigungen, das menschliche Gefühl, den menschlichen Verstand. So haben die modernen Christen längst ihrem Gotte alle sogenannten unmittelbaren Wirkungen, alle Wunder, d. h. alle augenfällig die Vernunft beleidigenden Zeichen und Beweise seiner Existenz abgesprochen, aber sie haben ihm dessen ungeachtet nicht die Existenz selbst abgesprochen; sie haben sie nur in die Ferne hinausgeschoben, an den Anfang der Welt, d. h. an den Anfang der menschlichen Cultur, das Gebiet der menschlichen Uncultur, Unwissenheit und Gedankenlosigkeit. So haben sie denn auch längst die augenfällig der Astronomie und überhaupt fortgeschrittenen Cultur widersprechenden Beschaffenheiten des alten religiösen Jenseits aufgegeben — Beschaffenheiten, die übrigens gerade die richtigen sind, wie denn überhaupt immer nur die alten religiösen Vorstellungen die wahren scilicet religiösen Vorstellungen sind, eben weil die Religion nur in der Denk- und Gefühlsweise des Alterthums, d. h. des Menschen in seiner Kindheit oder Rohheit wurzelt — aber gleichwohl haben sie nicht das Jenseits aufgegeben. Es ist zwar nur noch eine bodenlose Vorstellung; die Cultur hat ja den Grund desselben hinweggeräumt; es existirt nur noch, wie einst das Jenseits der Griechen, nachdem es in Folge der Erweiterung ihrer geographischen Kenntnisse seine irdische, d. h. wirkliche Existenz verloren, im blauen Dunst des Himmels der

Phantasie; aber gleichwohl ist es noch heilig als eine Reliquie aus der guten alten Zeit. Manche Menschen heben bis in ihr spätes Alter die Kleider und Spielzeuge ihrer Kindheit auf; sie können nicht von dem sich trennen, was einst für sie Werth und Bedeutung hatte, wenn es gleich längst für sie unbrauchbar geworden. So macht es die Menschheit mit ihren religiösen Vorstellungen und Gebräuchen. Die Cultur dringt überhaupt bei den meisten sogenannten Gebildeten nur bis auf die Oberfläche; sie räumen ihr nur so viel Platz ein, daß immer noch die gemüthliche Rohheit und Unwissenheit neben ihr hinlänglich Raum hat; sie lassen sie nur so weit gelten, als sie nicht ihrem Egoismus, ihren persönlichen Interessen widerspricht; sie halten sie daher fern von ihren religiösen Vorstellungen, denn diese hängen aufs Tiefste mit ihrem Egoismus zusammen, der aber natürlich nur unter dem heiligen Schutze der Religion das Privilegium hat, nicht für Egoismus zu gelten, indem er seine Furcht vor dem Verlust seines lieben Ichs und Lebens als Gottesfurcht vergegenständlicht und vergöttert. Ja! gerade je weniger Grund und Nothwendigkeit zu einem Glauben noch vorhanden ist, je mehr er nur noch Sache der Einbildung, nur Gespenst, nur Ausdruck luxuriöser Rococoliebhaberei ist, desto mehr flüchtet er sich hinter den Nimbus der Heiligkeit, desto mehr gilt er in der Meinung für das Palladium der Menschheit, desto empfindlicher werden seine Vertreter, wenn man ihre Luftgebilde angreift. So sind auch die Menschen oft weit empfindlicher, wenn man ihnen eingebildete Verdienste und Talente, als wenn man ihnen ihre wirklichen Verdienste und Talente abspricht oder herabsetzt.

Der kritische Unsterblichkeitsglaube.

Die Christen lächeln über die Einfalt der „wilden" oder rohen Völker, wenn sie diese ihren geliebten Todten Speise und Trank bringen sehen, und daher hieraus schließen oder aus ihrem eignen Munde vernehmen, daß sie sich nach dem Tode keine Existenz ohne Nahrung denken können; sie sehen nicht, daß dieser rohe, d. h. unkritische Glaube, nach welchem der Mensch noch ganz Derselbe nach dem Tode ist, nach welchem also gar kein Tod existirt, gar kein Unterschied zwischen dem Lebenden und Todten stattfindet, der einzig wahre und natürliche Unsterblichkeitsglaube ist. So wie man einmal dem Tode einräumt, daß er eine Verneinung ist, daß in ihm Freien, Essen, Trinken aufhört, so ist jede Grenze der Verneinung, die ihm gesetzt wird, eine willkührliche, und folglich nothwendig, daß der consequente Denker endlich zu dem Schluß kommt, daß der Tod nicht ein theilweises, sondern ganzes Ende ist. Entweder — Oder — heißt es auch hier. Entweder mußt Du Nichts oder Alles dem Tode einräumen. Wenn Du einmal so gefällig, so liberal gegen den Tod bist, daß Du Dir von ihm Deine Gurgel, Deinen Gaumen, Deinen Magen, Deine Leber und Nieren, Deine Geschlechtsorgane, folglich auch Lunge und Herz nehmen lässest, warum willst Du Dir von ihm nicht auch das Uebrige, nicht Deine Existenz überhaupt nehmen lassen? Kannst Du ohne die Verrichtungen der genannten Organe existiren? „Leiblich freilich nicht, aber geistig." So geistig. Aber was ist denn eine geistige Existenz? Eine abstracte, nur gedachte, vorgestellte Existenz, eine Existenz, aus der der Tod Alles genommen hat, was zur wirklichen Existenz gehört. Wie kannst Du also diese negative, abstracte Existenz noch für Existenz halten? Eine geistige Existenz, die zugleich eine wirkliche, ist eine Existenz mit K o p f. Geist haben, heißt Kopf haben. Aber kannst Du dir einen Kopf allein für

sich denken? Gehört zum Kopf nicht nothwendig der Leib? Hängt nicht der Magen durch das Band der Nerven aufs Innigste mit dem Kopf zusammen? Beweisen Dir nicht ad oculos die Geschmacks- und Geruchsnerven, die doch in engster Beziehung zur Function des Essens stehen, durch ihre Abstammung aus dem Hirn ihre hohe, geistige Bedeutung? Bist Du nicht, wo Du, wie z. B. im Schnupfen, geschmack- und geruchlos bist, auch geistig stumpf? Entnimmt die Sprache ohne Grund diesen Sinnen Bezeichnungen für geistige Fähigkeiten? Setzt ästhetischer Geschmack nicht physischen Geschmack voraus? Liebt der feine Geist nicht auch feine Speisen? Kannst Du den Kopf eines Denkers oder Dichters auf einen Bauernmagen setzen? Kannst Du von einem Eskimo, der nichts Besseres kennt, als seinen Seehundsthran, ästhetisches Gefühl erwarten? Ist das, was der Mensch *ist*, unabhängig von dem, was er *ißt*? Aendert sich mit unserm Wesen nicht auch unser Geschmack und umgekehrt? Ist die Lieblingsspeise des Knaben die des Mannes? Nein! andere Speisen, andere Weisen, andere Sapores *), andere Mores und umgekehrt. Schon die alten Indier behaupteten, daß der Charakter des Menschen aus den Speisen, die er besonders liebe, erkannt werde, die Qualität seiner Speisen die Qualität des Menschen bezeichne. Wie thöricht ist es darum, dem Menschen noch eine Existenz nach dem Tode einräumen zu wollen, und doch die so wichtige, ja nothwendige, wesentliche, mit dem Centralpunkt des menschlichen Wesens, dem Hirn so innig zusammenhängende Function des Essens aufzugeben — eine Function, welche bei unzähligen Menschen sogar ihr höchster Lebensgenuß ist, trotz ihrer Geistlichkeit und Gottesgläubigkeit, welche bei allen Völkern, so lange sie der menschlichen Natur getreu bleiben, noch nicht der Phantastik, Heuchelei und Verstellung des Supranaturalismus verfallen sind, ein wesentlicher Act

*) Sapor bedeutet nicht den Geschmack in mir, den Sinn, aber wenn sich der Gustus, der Geschmack in mir verändert, so verändert sich ja eben auch der Geschmack des Dings.

selbst ihrer Religion ist, welche sie ohne Anstand selbst ihren Göttern beilegen! Statt daß daher die christlichen Unsterblichkeitsgläubigen den Ungläubigen oder Todesgläubigen den allgemeinen Unsterblichkeitsglauben als einen Beweis von der Unmenschlichkeit und Unwahrheit ihres Unglaubens entgegenhalten, mögen sie vielmehr daraus die Unwahrheit *ihres* Glaubens folgern und erkennen, daß der wahre, unschuldige, unverstellte Glaube an eine Existenz des Menschen nach dem Tode der Glaube ist, daß der Mensch auch nach dem Tode *ißt und trinkt*. Eine Existenz des Menschen ohne die wesentlichen Bedingungen und Verrichtungen der menschlichen Existenz ist eine eingebildete, eine erlogne, erheuchelte Existenz. Glauben, daß der Mensch noch existire nach dem Tode, und doch *nicht* glauben, daß er so existire, wie er jetzt existirt, glauben, daß er *mit Verneinungen* existire, heißt in die Bejahung des Menschen nach dem Tode die Verneinung desselben durch den Tod hineintragen, heißt zweifeln, daß er existire. Denn eine Existenz ohne Magen, ohne Blut, ohne Herz, folglich zuletzt auch ohne Kopf ist eine höchst zweifelhafte Existenz, eine Existenz, die mir nicht die Gewißheit *meiner* Existenz giebt, in der ich nicht mich erkenne und finde, eine Existenz, die nichts Andres ist, als meine als Existenz gedachte Nicht-Existenz, eine Existenz, die, bei Lichte besehen, sich in Nichts auflöst. Der Zweifel, daß ich so existire, wie hier, endet daher nothwendig in dem Zweifel, daß ich überhaupt existire; denn meine Existenz ist eine bestimmte, diese menschliche Existenz; mit der Bestimmtheit meiner Existenz nimmst Du mir daher die Existenz selbst.

Wo der Unsterblichkeitsglaube aus seiner kindlichen Unschuld und Einfalt heraustritt, worin er, streng genommen, weder ein positiver, noch negativer Glaube, weder der Glaube an Unsterblichkeit, noch der Glaube an den Tod ist, weil er nicht weiß, was Tod ist, wo er ein Glaube der Abstraction und Reflexion, also ein *kritischer* Glaube

wird; da wird er nothwendig ein **an sich selbst** zweifelhafter, zwischen sich und seinem Gegentheil, dem Unglauben oder dem Glauben, daß der Mensch nicht unsterblich ist, hin- und herschwankender Glaube. Wenn das Christenthum den Unsterblichkeitsglauben zu unbedingter Alleinherrschaft gebracht hat, so liegt der Grund hiervon nur in der Pöbelhaftigkeit, mit welcher das Christenthum überhaupt seine Meinungen dem Gewissen der Menschen als heilige Glaubensartikel aufgedrungen und das Gegentheil derselben gewaltsam unterdrückt hat. So wurde die Behauptung von der Sterblichkeit der „menschlichen Seele" ausdrücklich von der katholischen Kirche verflucht. Der protestantischen Kirche stehen zwar keine päpstlichen Bannstrahlen und Scheiterhaufen mehr zu Gebote; aber sie hat dafür andere eben so wirksame Mittel zur ausschließlichen Geltendmachung ihrer Meinungen angewandt. So hat sie die Lehre von der Sterblichkeit des Menschen so angeschwärzt, so in Verruf gebracht, daß man fast noch jetzt seinem Namen einen Schandfleck anhängt, wenn man ihrem Glauben an die Unsterblichkeit widerspricht.

Wo nämlich der Unsterblichkeitsglaube ein Glaube der Abstraction und Reflexion oder Speculation wird, da unterscheidet der Mensch einen sterblichen und unsterblichen Theil von sich, einen Theil, der dem Tod unterliegt, einen andern, der ihm entgeht und widersteht; er anerkennt also eines Theils den Tod, andererseits verläugnet, verneint er ihn. Aber eben diese Trennung in zwei wesentlich verschiedene Theile widerspricht dem unmittelbaren Einheitsgefühl; der Mensch ist Mensch, ist Er selbst nur in der Vereinigung des sterblichen und unsterblichen Theils, hat nur in dieser Einheit sein Selbstgefühl. Wasser ist nur Wasser, so lange Sauer- und Wasserstoff verbunden sind; nach der Trennung existiren noch beide Stoffe; aber es existirt nicht mehr Wasser. So können auch die Theile, die Elemente des Menschen unsterblich sein, wenigstens das eine Element: die „Seele"; aber diese Fortdauer der Seele schließt noch lange nicht **meine** Fortdauer ein. Im Schlafe ist

auch die „Seele“ thätig und wirksam, selbst innerhalb der Sphäre meiner bewußten Vorstellungen und Thätigkeiten; aber gleichwohl „zeichnen wir die Stunden, die wir verschlafen oder verträumt haben, nicht in dem Tagebuch unsers Lebens auf, rechnen sie nicht zu den Stunden, die wir erlebt haben.“ Ich habe mein Selbstbewußtsein, das Bewußtsein, wornach ich allein den Werth und die Dauer meiner Existenz schätze und berechne, nur mit offnen, wachen Sinnen, nur da, wo ich auf meinen eignen Beinen stehe, wo ich in aufrechter Stellung die Würde des menschlichen Wesens darstelle und behaupte. Im Schlafe trennen sich die im Wachen verbundnen Elemente der „Seele“ und des Bewußtseins, aber eben deßwegen verliere ich im Schlaf die Existenz, um die es mir allein zu thun ist, die ich allein als meine, wenigstens meine wahre Existenz anerkenne. Die Elemente meiner geistigen, socialen, geschichtlichen Existenz sind meine wesentlichen Gedanken, denn was bin ich in dieser Beziehung, wenn ich von diesen meinen verruchten Gedanken mich absondere? sie sind meine Seele, mein Geist; aber dieser Geist existirt auch noch nach meinem Tode fort, wenn gleich ich nicht mehr existire; ich existire nur, so lange ich diese meine Elemente in diesem meinem Kopf zusammenfasse. Die Speisen sind nur so lange Gegenstand meines Bewußtseins und Selbstgefühls, so lange sie Gegenstand des Genusses sind; aber dieses sind sie nur, so lange sie noch nicht in ihre Elemente zerlegt werden; diese Zerlegung geht in einer Welt vor, die jenseits meines Bewußtseins und Selbstgefühls liegt; wo aber mein Selbstgefühl, mein Bewußtsein ausgeht, da schließt sich auch mein Sein. So wenig daher einem Menschen, der sich über die Kürze des Genusses des Essens beklagte und nach einer Fortdauer desselben sich sehnte, damit gedient wäre, wenn ich ihm aus der Physiologie nachwiese, daß die Thätigkeit der Assimilation nicht mit dem Genuß der Speisen geschlossen ist, daß in dem Bauche die Fortsetzung von ihr folgt und diese noch Stunden lang, also im Vergleich zu der Flüchtigkeit des Genusses der Speisen auf der Zunge, eine

Ewigkeit dauert; so wenig ist mir damit gedient, wenn man mir aus der Psychologie, etwa gar aus allerlei obscuren und zweifelhaften oder krankhaften, abnormen, noch nicht erklärten Erscheinungen beweist oder beweisen will, daß meine Seele, dieses von meinem Leibe unterschiedne und abgesonderte Wesen oder vielmehr Unwesen, welches gänzlich jenseits meines Selbst- und Lebensgefühls liegt, welches aller der Bestimmungen und Eigenschaften beraubt ist, in denen ich allein die Gewißheit meines Daseins habe, nach meinem Tode noch fortexistirt.

Ueberdem beweisen alle aus der Natur der „Seele" oder des „Geistes" geschöpften Beweise der Unsterblichkeit — und eben auf dem Standpunkt, wo die Unsterblichkeit ein Gegenstand der Reflexion und Abstraction ist, tritt zum Beweise ihrer Ungewißheit das Bedürfniß eines Beweises ein — zu viel, aber gerade eben deßwegen beweisen sie Das nicht, was sie beweisen sollen und wollen. Denn aus denselben Gründen, aus welchen sich die Endlosigkeit der Seele ergiebt, ergiebt sich ihre Anfanglosigkeit — eine Consequenz, welche selbst geschichtlich verbürgt ist. Merkwürdiger und verhängnißvoller Weise ist gleich der erste splendide speculative Beweis von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, der Platonische, welcher im Wesentlichen das Fundament aller nachfolgenden Beweise geblieben ist, sogar mit Bewußtsein mit dem Beweis von ihrer Anfanglosigkeit, ihrer Existenz vor diesem Leben aufgetreten. Nun hat aber der Mensch offenbar angefangen zu existiren, oder, wenn er auch schon vor diesem Leben existirte, so ist doch diese Existenz so gleichgültig für ihn, als wenn er nicht existirt hätte, denn sie liegt jenseits seiner Erfahrung, seines Bewußtseins, und wenn er daher in demselben Sinne nicht endet, in welchem er nicht angefangen hat, in demselben Sinne nach dem Tode existirt, in welchem er vor diesem Leben existirte; so ist diese Existenz nach dem Tode für ihn eine absolut gleichgültige, sich nicht vom Nichtsein unterscheidende. Die christlichen Klügler haben, Einzelne ausgenommen, aus ihren Beweisen von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele den Beweis ihrer

Präexistenz gestrichen, weil diese ein offenbares Phantasma sei. Warum ist ihnen denn aber die Existenz der Seele, des Menschen vor diesem Leben eine Phantasie, die Existenz desselben nach diesem Leben keine Phantasie, sondern Wahrheit? Darum, weil die Vergangenheit überhaupt uns gleichgültig ist, die Zukunft aber mit unserm Interesse, unserm Egoismus zusammenhängt. Der Beweis unsrer zukünftigen Existenz ist daher ein wahrer, unumstößlicher, weil er sich auf unsern Egoismus stützt, aber der Beweis unsrer vergangnen Existenz, ob er gleich dieselbe theoretische Gültigkeit hat, ist ein durchaus haltloser, phantastischer, weil er in unserm Egoismus keine Unterstützung findet. Die christlichen Theologen und Philosophen haben die Unsterblichkeit, die bei den heidnischen Philosophen eine theoretische, darum freie, dem Zweifel preisgegebene Sache war, dem Wesen des Christenthums gemäß zu einer Sache der Religion, d. h. der menschlichen Selbstliebe, zu einer Heilsangelegenheit gemacht; deßwegen haben sie den Unsterblichkeitsbeweis halbirt, alle ihre Vernunft, Zeit und Kraft nur auf den Theil concentrirt, welcher den menschlichen Egoismus interessirt. Aber es gereicht dem Plato nur zur Ehre, daß er mit jener edlen Freisinnigkeit, mit welcher das noch nicht durch das Gift des Supranaturalismus verdorbene Heidenthum, namentlich Griechenthum überhaupt, seine Schwächen und Fehler den Augen der Welt darlegte *), auch die Blößen des Unsterblichkeitsbeweises uns offen zeigte, nicht mit den Ausnahmen und Ausreden der christlichen, übrigens sehr practischen Klugheit bedeckte.

*) Dies gilt selbst noch von der verruchtesten Zeit des Alterthums, von der Zeit des römischen Despotismus, welcher sich nur dadurch von dem christlichen Despotismus unterscheidet, daß er ein physiologischer, muskulöser, gladiatorischer, acuter, sanguinischer, poetischer, sinnlicher, aufrichtiger, genialer Despotismus war, während der christliche Despotismus mehr ein psychologischer, nervöser, toxikologischer, chronischer, affectloser, prosaischer, verblümter, heuchlerischer, systematischer Despotismus ist.

Die Unsterblichkeitsfrage wird daher aus einem ganz verkehrten, zu Nichts führenden Gesichtspunkt gefaßt, wenn sie als eine psychologische oder metaphysische Frage — denn auch die Seele, der Geist der empirischen Psychologen ist nur ein metaphysisches Ding, ein Ens rationis, ein pures Abstractum oder auch Phantasma — aufgefaßt wird; sie wird, wie freilich jede Frage, die uns Menschen interessirt, nur dann in das rechte und entscheidende Licht gesetzt, wenn man sie vom Standpunkt der Anthropologie auffaßt. Das Wahre in dem christlichen Unsterblichkeitsglauben, wodurch es mit Recht den Sieg über den heidnischen Zweifel oder Unglauben an die Unsterblichkeit davon trug, besteht eben nur darin, daß es dieselbe aus einer Sache der Psychologie oder Speculation — denn die Seele ist, wie gesagt, nur ein Product der Speculation — zu einer Sache der Anthropologie, aus einer Sache der Abstraction zu einer Sache der Sinnlichkeit machen, an die Stelle der theilweisen Unsterblichkeit die ungetheilte Unsterblichkeit, die Unsterblichkeit des Leibes und der Seele, an die Stelle der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele die Unsterblichkeit des Menschen — die Auferstehung setzte. Nur die Auferstehung ist die Bürgschaft der Unsterblichkeit: Derselbe Mensch — derselbe Leib. Das Christenthum ging insofern zum natürlichen, volksthümlichen Glauben zurück, in welchem die unsterbliche Seele nichts Anderes ist, als das in der Phantasie, in der Erinnerung aus dem Tode wieder auferstandne und als selbstständiges, existirendes Wesen vorgestellte Bild des einst lebendigen Menschen. Aber das Christenthum ist nicht mehr der ursprüngliche, unschuldige, einfältige, kindliche Glaube der Menschheit; es ist ein Glaube der Reflexion und Abstraction. Der Gottesglaube, der an der Spitze des Christenthums steht, ist nämlich Nichts weniger als ein dem Menschen eingeborner, originaler, primitiver Glaube, wie die Christen behaupten, welche ihre theistischen Vorstellungen dem Glauben der Völker unterschrieben, in der Zeit des guten alten Christenthums sogar den Kindern im Mutterleibe schon ihren Glauben

aufbürdeten. Die Kinder wissen noch heute so lange Nichts von Gott, bis er ihnen von ihren Aeltern oder Schulmeistern eingetrichtert wird. Der ursprüngliche Glaube des Menschen ist der Glaube an die Wahrheit der Sinne, der Glaube an die sichtbare, hörbare, fühlbare Natur, die er aber unwillkührlich sich verähnlicht, vermenschlicht, personificirt. In der Folge trennt jedoch der Mensch diese unwillkührlichen Personificationen der Naturgegenstände von diesen ab, macht sie zu selbstständigen Personen und faßt sie endlich, wenn er sich zur Anschauung der Einheit der Welt erhebt, in eine von der Natur unterschiedne Persönlichkeit oder Wesenheit zusammen. So wird ihm denn ein Wesen zur Wahrheit, welches im directesten Widerspruch mit seinem ursprünglichen Glauben steht, dessen Glaube nur auf den Unglauben an die Wahrheit der Sinne gebaut ist, ein Wesen, das existirt und dessen Existenz doch aller der untrüglichen Zeichen und Beweise beraubt ist, worauf er den Glauben, d. h. die Gewißheit der Existenz der Natur und seiner eignen Existenz gründet, ein Wesen, das als ein durchaus abstractes und negatives, nicht sinnliches, nicht körperliches, nicht sichtbares auch nur Gegenstand eines abstracten und negativen, abgefeimten, und eben deßwegen nur erkünstelten und erzwungnen, aber endlich durch tausendjährige Ueberlieferung den Menschen zur Gewohnheit, zur andern Natur gewordnen Glaubens ist. So wie aber der Gottesglaube des Christenthums, so ist auch sein Unsterblichkeitsglaube nicht der ursprüngliche Glaube der Menschheit, sondern ein speculativer oder abstracter und negativer Glaube. Es hat in diesem Glauben allerdings wieder den Menschen, die Sinnlichkeit geltend gemacht, aber nur halb, nur scheinbar, nur mit Abstraction und Negation. Im Himmel freien sie nicht. Fleisch und Blut erbt nicht das Himmelreich. Es affectirt eine supranaturalistische Engelhaftigkeit und Schaamhaftigkeit; es macht den Menschen zu einem Castraten; ja trotz seiner körperlichen Auferstehung zu einem gespenster- oder geisterhaften Wesen, indem es alle leiblichen

Bedürfnisse und Verrichtungen, namentlich die der Geschlechts- und Geschmackssinne als thierische Functionen von ihm abstreift, gleich als hätte der Mensch nicht eben so gut als die Geschlechts- und Assimilationsorgane auch die Sinne, auch den Kopf, auch die Existenz überhaupt mit dem Thiere gemein, und als müßte sich folglich nicht der christliche Supranaturalist, wenn er ehrlich und consequent sein wollte, zugleich mit dem Zeugungsglied auch den Kopf abschneiden; denn nur wo der Mensch gar Nichts mehr ist, hat er auch mit den Thieren Nichts mehr gemein. Aber eben weil das Christenthum selbst schon ein negativer und kritischer Glaube ist, so ist es eine nothwendige, selbstverschuldete Consequenz von ihm, wenn wir seine Halbheit zur Ganzheit machen, seine Negation und Kritik weiter treiben, zu dem: im Himmel, d. h. im Tode, werden sie nicht freien, nicht schlafen, nicht essen und trinken, hinzusetzen: sie werden nicht existiren. Gerade aber diese Verneinung der christlichen Halbheit und Zwiespältigkeit führt uns zurück zur widerspruchlosen, wahren, vollständigen Bejahung des Menschen, und eben damit zum ursprünglichen Glauben der Menschheit. Für den ursprünglichen Glauben giebt es keinen Tod und keine Unsterblichkeit, aber aus kindlicher Unwissenheit, aus Mangel an Bildung; er glaubt nur an die Wahrheit dieses Lebens; er denkt sich den Menschen nach dem Tode, wie vor dem Tode. So existirt auch für den wahren, ungetheilten Menschen, aber aus Bildung, aus Wissenschaft, aus Erkenntniß ihrer Nichtigkeit, keine Unsterblichkeit, aber auch kein Tod, am Allerwenigsten in Bezug auf seine eigne Person, aber auch nicht in Beziehung auf geliebte Todte, wenigstens insofern nicht, als sie in seinem Herzen noch eben so lebendig und heilig ihm sind, als einst in Wirklichkeit.

Der Unsterblichkeitsglaube, wenigstens der eigentliche, der bewußte, der absichtliche tritt erst da in dem Menschen auf, wo er

Urtheil ausdrückt, wo die Unsterblichkeit nichts Anderes ist, als eine Eloge, die der Mensch dem von ihm aufs Höchste geschätzten Gegenstand sagt, der Tod nichts Anderes, als ein Ausdruck der Verachtung. Die körperlichen Verrichtungen, d. h. die Verrichtungen des Bauches sind ekelhafte, niedrige, gemeine, thierische — also vergängliche, sterbliche; die Verrichtungen des Geistes, d. h. des Kopfes, erhabne, edle, den Menschen auszeichnende, also unsterbliche. Die Unsterblichkeit ist eine Werthsdeclaration; sie wird nur Dem zuerkannt, was der Unsterblichkeit würdig erachtet wird. Der Unsterblichkeitsglaube tritt daher erst da ins Dasein, wo er sich mit dem Gottesglauben identificirt, wo er ein religiöses Urtheil ausdrückt, die Unsterblichkeit also nur ein Ausdruck der Gottheit oder Göttlichkeit ist. Beweisen, daß der Mensch oder die Seele unsterblich sei, heißt beweisen, daß sie oder er Gott sei. Oder vielmehr der Beweis ihrer Unsterblichkeit stützt sich nur auf den Beweis ihrer Gottheit, gleichgültig, ob sie ihr direct oder indirect zugesprochen wird, so nämlich, daß man eine von der Seele unterschiedne Gottheit sich vorstellt, aber nun die wesentliche Einheit der Seele mit der Gottheit nachweist. Die Alten sind auch in dieser Beziehung so lehrreich, weil sie die Gottheit der menschlichen Seele oder des Geistes, welche die christliche Klugheit und Heuchelei mit dem Munde läugnet, ob sie gleich sie im Wesen aufs Bestimmteste, ja bestimmter noch, als die Alten, bekennt, unumwunden aussprechen, den Beweis der Unsterblichkeit der Seele ausdrücklich auf ihre Gottheit gründeten*).

Da die Unsterblichkeit nur ein pathetischer, affectvoller Ausdruck

*) Ebenso lehrreich sind sie auch in Betreff des Gottesglaubens, weil das, was den gemüthsbefangnen, interessirten Christen zu unmittelbarer Gewißheit wurde, bei den freisinnigen Alten noch ein Gegenstand des Zweifels war. Was den Christen ein fertiges, ausgemachtes Wesen war, das sehen wir daher bei ihnen vor unsern Augen werden, entstehen. Das Christenthum ist und kennt nur die Mutter Gottes, aber der Vater Gottes ist das Heidenthum.

des Lobs, der Auszeichnung ist, so erklärt sich auch, warum die Alten sie nur als ein Privilegium der Aristokratie ansahen, sie nur großen, ausgezeichneten Menschen zuerkannten, oder vielmehr, richtiger ausgedrückt, die Unsterblichkeitsfrage nicht vom allgemeinen menschlichen Gesichtspunkt aus faßten, sondern sich nur für die Unsterblichkeit großer Menschen interessirten. Wenn, sagt z. B. Tacitus, wie die Weisen dafür halten, mit dem Körper nicht große Menschen magnae animae erlöschen. Das Christenthum verwandelte diese aristokratische Unsterblichkeit der Alten in ein plebejisches Gemeingut, an der jeder Mensch, ohne durch besondere Vorzüge oder gar politische Tugenden und Verdienste ausgezeichnet zu sein, wenn er nur ein christgläubiger war, Theil nehmen konnte. Aber es machte doch wieder die Unsterblichkeit zu einem Privilegium der gläubigen Aristokratie; denn sie bestimmte nur diese dem Himmel, die Ungläubigen, die Gottlosen der Hölle. Aber nur der Himmel verdient den Ehrennamen der Unsterblichkeit; nur freudiges, glückliches Sein ist Sein; die Hölle dagegen ist nur ein boshafter Ausdruck für Nichtsein, eine perennirende Todesangst, in die der Gläubige aus christlicher Liebe den Ungläubigen versetzt, eine Existenz, die jener diesem nur deßwegen vergönnt, weil keine Marter, keine Qual, kein Gefühl des Nichtseins ohne Existenz gedacht werden kann.

Der eigentliche Unsterblichkeisglaube entsteht nur da, wo der Mensch zum Bewußtsein bereits gekommen, daß der Tod eine Negation und Abstraction, Verneinung und Absonderung ist, die aber der Mensch, weil er selbst denkend eine Thätigkeit der Verneinung und Absonderung ausübt, nicht auf das dieser Thätigkeit als Subject untergelegte Wesen, den Geist, sondern nur auf sein augen- überhaupt sinnfälliges Wesen sich erstrecken läßt. Er erblickt vielmehr in dem Tode nur den Ausdruck der Verneinung und Absonderung, die er selbst im Denken ausübt, wenn er von einem sinnlichen Gegenstand sich einen allgemeinen Begriff

bildet. Wie sollte also der Tod Das aufheben, wovon er selbst nur eine Erscheinung ist? Philosophiren heißt sterben — also sterben philosophiren, also promovirt der Tod nur den Menschen zum Doctor der Philosophie. Das heißt: der Mensch stirbt; aber der Philosoph ist unsterblich. Der Tod nimmt dem gemeinen Menschen unfreiwillig, was der Philosoph freiwillig sich nimmt. Der Philosoph, wenigstens der wahre, speculative, platonische, christliche ist schon im Leben geschmacklos, geruchlos, taub, blind und gefühllos; er ißt und trinkt zwar, er übt überhaupt alle thierischen Functionen aus, wie Sehen, Hören, Fühlen, Lieben, Gehen, Laufen, Athmen, aber im Zustande der Geistesabwesenheit, folglich geist- und sinnlos, nicht mit Lust und Liebe, wie ein gemeiner Mensch, nein! nur aus trister Nothwendigkeit, weil für ihn der Genuß des Denkens an diese profanen Lebensverrichtungen, weil er nicht denken, nicht philosophiren kann, wenn er nicht lebt, gebunden ist, nur mit Aerger und Widerwillen, nur im Widerspruch mit sich. Wie sollte also der Tod gegen ihn sein? Der Tod verneint ja nur, was er selbst verneinte, ist ja das Ende aller Lebensgenüsse und Lebensverrichtungen. Er setzt daher nach dem Tode seine Existenz fort — aber nicht als Mensch, sondern als Philosoph, d. h. er denkt den Tod, den Act der Verneinung und Absonderung, weil er ihn identificirt mit dem Denkact, dem höchsten Lebensact, als Existenz; er personificirt die Verneinung des Wesens als Wesen, das Nichtsein als Sein.

Selbst der christliche Himmel ist seiner wahren religiösen Bedeutung nach nichts Anderes, als das Nichtsein des Menschen gedacht als Sein des Christen. Der Tod ist die Verneinung, das Ende aller Thorheiten, Eitelkeiten und Schlechtigkeit des menschlichen, insbesondere politischen, bürgerlichen Lebens, das Ende aller irdischen Mühseligkeiten und Wechselfälle, das Ende aller Sünden und Fehler, aller Leidenschaften und Begierden, aller Bedürfnisse und Kämpfe, aller Leiden und Schmerzen. Schon die Alten nannten deßwegen den Tod

einen Arzt. Und ich selbst introducirte ihn in meinen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit," bei dem hochweisen Gelehrtenpublicum also:

Er ist der beste Arzt auf Erden
Dem nie noch fehlschlug eine Cur;
Und mögt Ihr noch so krank auch werden,
Er heilt von Grund aus die Natur.

Und am Schlusse der Distichen feierte ich ihn im Gegensatz zur Pastoralmedicin mit folgenden Versen:

Die wahren Uebel sind, o Pfaffen, incurabel;
Sie heilet nur der Tod. Der Vers ist keine Fabel.
Die Uebel, die curirt der Arzt, sind Papillone,
Die saugen schadlos Saft nur an der Blüthen Krone;
Tief kommt von Unten her, was ab die Pflanze frißt;
Sie wird nur dann gesund, wenn sie selbst nicht mehr ist.
Kannst Du, Heilkünstler! wohl curiren den Salat,
Wenn ihm die Wurzel schon der Wurm zerfressen hat?
Drum glaube ich, die Uebel, die Ihr curirt, Ihr Pfaffen,
Um Euch im Himmel einst ein Plätzchen zu verschaffen,
Sind Sommersprossen, die bei heißen Sommertagen
Nur auf der zarten Haut an Euch sind ausgeschlagen;
In Eurer Apothek' habt Ihr nur Schönheitsmittel,
Ihr Pfaffen! und Ihr reibt nur Flecken aus dem Kittel;
Depensen und viel Glauben erheischt die Schönheitscur,
Die schweren Uebel heilet im Stillen die Natur.
Klar ist das Wesen Gottes, wie Licht so klar und pur,
Geheimniß ist alleine, merkt's Christen! die Natur.

Wenn ich mir daher als Lebender den Tod, als Seiender mein Nichtsein, und dieses Nichtsein als die Verneinung aller Uebel, Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens und Selbstbewußtseins vorstelle*),

*) Von diesem Gesichtspunkte aus muß man auch als Pädagog und Seelenarzt den Tod darstellen. Das menschliche Herz versöhnt sich mit dem Tode, wenn der Kopf den Tod ihm darstellt als die Verneinung aller der Uebel und Leiden, die mit dem Leben verbunden sind, und zwar nothwendig; denn wo Empfindung ist, da ist nothwendig auch Schmerzempfindung, wo Bewußtsein, nothwendig auch Unfriede und Zwiespalt mit sich selbst. Kurz das Uebel ist so nothwendig mit dem Leben verbunden, als der Stickstoff, in dem das Licht des Feuers und Lebens erlischt, mit dem Sauerstoff der Luft. Ununterbrochne Seligkeit ist ein Traum.

so trage ich unwillkührlich die Empfindung des Seins in mein Nichtsein über; ich denke und empfinde daher mein Nichtsein als einen seligen Zustand. Und der Mensch, der, wie die meisten Menschen, in der Identität von Denken und Sein aufwächst und lebt, der nicht unterscheidet zwischen Gedanke oder Vorstellung und Gegenstand, hält daher dieses im Gegensatz gegen die Leiden des wirklichen Seins als Seligkeit vorgestellte und empfundne Nichtsein für ein wirkliches Sein nach dem Tode. So ist denn auch der christliche Himmel in seiner reinen, von allen anthropopathischen Zusätzen und sinnlichen Ausschmückungen entkleideten Bedeutung nichts Anderes, als der Tod, die Verneinung aller Müh- und Trübsale, Leidenschaften, Bedürfnisse, Kämpfe gedacht als Gegenstand der Empfindung, des Genusses, des Bewußtseins, folglich als ein seliger Zustand. Der Tod ist daher eins mit Gott, Gott nur das personificirte Wesen des Todes; denn wie in Gott alle Leiblichkeit, Zeitlichkeit, Bedürftigkeit, Begierlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Unstätigkeit, Mangelhaftigkeit, kurz alle Eigenschaften des wirklichen Lebens und Daseins aufgehoben sind, so auch im Tode. Sterben heißt daher zu Gott kommen, Gott werden, — so schon bei den Alten — der Todte der Selige, der Verewigte der Vollendete.

Specieller gefaßt, ist der Himmel für den Christen die Verneinung, der Tod alles Unchristlichen, alles Fleischlichen, Sinnlichen, Menschlichen, denn im Himmel hört der Christ auf, Mensch zu sein, wird er Engel. Der Engel ist ja nichts Anderes, als die Personification des abstracten, vom Menschen abgesonderten und eben deßwegen wahren, vollendeten Christen, nichts Anderes als der Christ ohne Fleisch und Blut, der Christ vorgestellt als selbstständiges Wesen. Wie vom platonischen Menschen, streng genommen, nach dem Tode Nichts übrig bleibt, als der Philosoph in abstracto, die unsterbliche Seele nichts Anderes ist, als der vergegenständlichte und personificirte Begriff der Philosophie; so bleibt also, streng genommen, von dem christlichen

Menschen nach dem Tode Nichts übrig, als der Christ in abstracto, so ist der christliche Himmel nichts Anderes als das verwirklichte, vergegenständlichte, personificirte Christenthum. Da aber der Philosoph eben so wenig als der Christ ohne den Menschen existiren kann, der Philosoph in Wahrheit Nichts ist, als der philosophirende, der Christ Nichts, als der christgläubige, gottselige Mensch; so versteht es sich von selbst, daß das als rein philosophisches oder rein christliches Sein vorgestellte Nichtsein des Menschen wieder zu einer Bejahung des Menschen wird. Auf den Schultern des Menschen ja nur kann sich der Philosoph zur Unsterblichkeit, der Christ zur himmlischen Seligkeit emporschwingen; nur wenn der Mensch unsterblich, kann es ja auch der Philosoph, der Christ sein. Wie wir auch dem abstractesten, allgemeinsten Begriffe stets ein sinnliches Bild unterlegen müssen, wenn er nicht eine sinnlose Floskel sein soll; so muß der Philosoph nolens volens seiner unsterblichen Seele, der Christ seinem himmlischen, von Fleisch und Blut gesonderten Wesen das Bild des sinnlichen Menschen unterschieben. Aber gleichwohl ist diese Vermenschlichung, diese Versinnlichung nur eine unwillkürliche, nicht sein sollende; denn es soll nach dem Tode nur der Philosoph, nur der Christ, nicht mehr der Mensch existiren; es soll die Existenz nach dem Tode eine abstracte und negative sein, eine Existenz, welche die Abwesenheit aller Widersprüche und Gegensätze gegen die Philosophie, gegen das Christenthum sind, nur daß, wie gesagt, diese Abwesenheit aller Uebel als seliges Sein vorgestellt wird. Aber eben als eine nur abstracte und negative Existenz ist sie eine höchst zweifelhafte, ja unglaubliche, augenfällig den Bedingungen einer wirklichen Existenz und dem Wesen der menschlichen Natur widersprechende; denn der Mensch kann sich keine Seligkeit ohne Arbeit, keine Ewigkeit ohne Wechsel, keinen Genuß ohne Noth, Mangel, Bedürfniß, er kann sich überhaupt, wenn er nur einigermaßen die Augen öffnet und seine Blicke aus dem Reich der himmlischen Träume in die Wirklichkeit wirft, kein abgezognes Wesen als ein wirkliches denken. Er

giebt daher die religiöse und philosophische Unsterblichkeit auf; er setzt an die Stelle des abstracten Philosophen und des himmlischen Christen den Menschen. Die Unsterblichkeit auf diesem Standpunkt, ihrem letzten, ist die Unsterblichkeit des modernen rationalistischen Christenthums, des gläubigen Unglaubens, welcher in der Bejahung der religiösen Wahrheiten, d. i. Vorstellungen, immer zugleich ihre Verneinung hineinlegt.

Der rationalistische oder ungläubige Unsterblichkeitsglaube.

Der Rationalismus hat mit dem Christenthum das Princip gemein; aber nur in der Theorie, nicht in der Praxis, d. h. nur im Allgemeinen, aber nicht im Besonderen, in der Vorstellung, aber nicht in der That und Wahrheit. Der Rationalist ist so gut Gottesgläubiger, als der Christ oder Altgläubige; Atheismus ist ihm ein gräuelvoller Unsinn und Irrthum; aber in der Praxis, im Besonderen ist er Atheist; da erklärt er sich Alles ohne Gott. Sein Gott ist nur der Ausdruck seiner theoretischen Beschränktheit; wo er sich Etwas nicht erklären kann, wo ihm der Verstand ausgeht, wie am Anfang der Welt oder des organischen oder bewußten Lebens, da nur setzt er Gott hin, d. h. da erklärt er sich das Unerklärliche durch ein unerklärliches Wesen, ergänzt oder personificirt er den Mangel aller bestimmten positiven Gründe in einem unbestimmten, grundlosen, aber eben deßwegen unendlichen, Alles vermögenden Wesen. Aber dieses Wesen steht nur an der äußersten Endspitze der Welt; im Verlaufe geht Alles hübsch natürlich und weltlich zu. Gott ist König der Welt, aber nur nomine, nicht re, dem Namen, aber nicht der Sache nach. Er läugnet zwar nicht, — denn er geht nirgends auf den letzten Grund ein, er fragt sich nicht, was denn

eigentlich das Wunder ist, — die Möglichkeit des Wunders, d. h. des Unmöglichen, aber die Consequenz dieser Vorstellung, die Nothwendigkeit und Wirklichkeit, läugnet er. Er bestimmt und verehrt Gott als Geist, als ein Wesen ohne alle Sinnlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Fleischlichkeit; aber er läßt sich durch diesen Geist nicht im Geringsten im Genusse des Fleisches stören, wie die alten Christen; er leitet aus diesem Geiste nicht die Nothwendigkeit der Mortification und Ascetik ab; er erblickt in ihm nicht den Baumeister der Klöster und Kirchen, den Autor der heiligen Schrift, der Civitas Dei des Thomas a Kempis, den Schöpfer der Klerisei, der Mönche und Nonnen, nein! er erblickt in diesem Geiste nur den Autor der Ars amandi, den Lucrez de Rerum natura, den Apicius de opsoniis et condimentis, nur den Schöpfer von Natur, Fleisch, Sinnlichkeit. Der reine Geist hat uns sinnlich erschaffen; er hat uns Geschmack gegeben; wer sollte sich also die Leckerbissen seiner Schöpfung nicht herzlich schmecken lassen? Wer wider die Triebe des Fleisches, handelt wider den Willen des Schöpfers. Gott ist ein Geist, aber seine Werke, sein Wille ist Fleisch. So schiebt der Rationalismus, worunter hier übrigens nicht nur der Rationalismus im engern Sinne, sondern auch der moderne unchristliche Christianismus, der moderne atheistische Theismus überhaupt verstanden wird, der Theologie die Physik, dem Supranaturalismus den Naturalismus, dem heiligen Geiste der Ascetik den Epikuräismus unter. Er bejaht das Princip, aber verneint die Bestimmungen, welche das Princip erst zur Wahrheit machen, die Consequenzen — natürlich die lästigen, unangenehmen, den Menschen verneinenden Consequenzen, denn die gemüthlichen, angenehmen Seiten und Consequenzen eines Princips, eines Glaubens läßt er sich herzlich gern gefallen.

Wie mit seinem Gotte, ist es mit seinem Jenseits, das ja nichts Anderes ist als der verwirklichte, praktische Gott. Der Rationalist glaubt steif und fest, wie der Christ, an das Jenseits, an die Unsterblichkeit; sie zu läugnen, d. h. zu läugnen im Princip, offen, entschieden,

wahrhaft, männlich, das ist ihm eine gräuelvolle Verirrung. Aber er glaubt nicht, daß im Himmel „ewige Kirchweih" ist, daß dort alle irdischen Plackereien und Kämpfe ein Ende nehmen, dort die Ebbe und Fluth, wie der bewegte Wechsel dieses Lebens aufhört. Nein! der Unglaube hat ja den Himmel und mit ihm die Unsterblichkeit verworfen, weil ihn der ewige Stillstand, das ewige Einerlei des Himmels anwiderte, weil ihm die Absonderung der Ruhe vom Kampfe, des Genusses vom Bedürfniß als ein bloses Phantasma erschien. Aber der Rationalist nimmt eben so viel Antheil an den Verdiensten des Unglaubens, als des Glaubens; eine Naturforscherversammlung hat für ihn eben so viel, ja weit mehr Autorität, als eine Kirchenversammlung im Namen der heiligen Dreifaltigkeit; er richtet die religiösen Glaubensvorstellungen, diese Offenbarungen der menschlichen Phantasie, Beschränktheit und Unwissenheit nach dem Objectivglas der Naturwissenschaft; er legt daher in dem Glauben an das Jenseits den Unglauben an dasselbe hinein; er verwandelt den religiösen, d. i. imaginären Himmel des Christenthums in den profanen, sinnlichen Himmel der modernen Astronomie, den heiligen Sabbat des Jenseits in einen gemeinen Werktag. Dort wird nicht gefeiert, Gott bewahre! dort kommen wir in eine neue Lebensschule; dort fangen wir wieder nur auf einer höhern Stufe von Vornen an; dort werden wir wieder Abcschützen, Gymnasiasten, Studenten, bis wir die höchste Würde daselbst erlangt haben, um dann abermals auf einer noch höhern Stufe unser Curriculum vitae fortzusetzen. Fortschritte, Fortschritte ohne Ziel und Ende stehen uns bevor. Freut Euch des Lebens! Nicht der Friedensfürst — der Marschall Vorwärts ist unser Vorbild, der Bürge unsrer himmlischen Zukunft. So verfällt der Rationalist, um dem Phantasma des Himmels auszuweichen, in ein andres eben so bodenloses Phantasma — ein Phantasma, welches zugleich die wahre, religiöse Bedeutung des Jenseits vernichtet, welche nur in der Vorstellung liegt, daß der Mensch dort an sein Ziel kommt, dort im Frieden ist, frei von dem rastlosen Streben des irdischen Lebens —

das Phantasma eines ewigen Fortschritts; an die Stelle des ewigen Stillstandseinerlei setzt er ein ewiges Fortschrittseinerlei. Er macht das Dießseits zum Maßstab des Jenseits, accommodirt dieses jenem; der Mensch ist ein thätiges, mit der Zeit fortschreitendes Wesen; also dort, wie hier, aber dort ohne Grenzen. Er macht sich so das Jenseits glaublich, indem er es nach dem Dießseits modelt; denn wer kann an dem Dießseits zweifeln? Er schiebt also das Dießseits, die Negation des Jenseits, dem Jenseits unter; er gründet seinen Glauben nur auf einen, freilich unbewußten, Selbstbetrug. Weil er drüben, wie hier, wieder in der Schule sitzt und schwitzt, weil er unter dem Jenseits sich Nichts vorstellt als das Dießseits, also das Jenseits läugnet, so glaubt er daran. Der religiöse Gläubige glaubt an das Jenseits, weil es seiner Vorstellung nach, ein anderes Leben, als dieses; der Rationalist, der Vernunftgläubige, der ungläubig Gläubige aber glaubt daran, weil es kein anderes Leben ist, d. h. er glaubt nur an die Wahrheit dieses Lebens, freilich nur de facto, nicht de jure. Dem Christen oder religiös Gläubigen ist das andere Leben der Superlativ des Lebens, das höchste, das göttliche, das vollendete Leben; dem Rationalist aber ist das künftige Leben nur ein Comparativ; er ist dort vollkommen, wie hier, aber nur ein Bißchen. Der Rationalist kann mit der Vorstellung der Seligkeit, Vollkommenheit, Göttlichkeit nicht die Existenz des Menschen verknüpfen, so wenig als die Gottheit und Menschheit in dem Gottmenschen; er opfert daher, um zu existiren, die himmlische Seligkeit auf; er will à tout prix existiren, lieber unselig sein, als gar nicht sein — denn die Vorstellung des Garnichtseins ist eine unchristliche, gottlose, atheistische Vorstellung — er denkt sich daher ein arbeitsames, thätiges, strebendes, fortschreitendes Leben; aber eben ein fortschreitendes Leben ist ein unseliges Leben, ein Leben wenigstens, wo Lust, Freude, Gewinn mit Verlust, Aerger, Reue, Schmerz abwechselt — denn mit jedem Fortschritt freue ich mich zwar über meinen neuen Gewinn, aber ärgere mich auch zugleich über meine frühere Dummheit und Beschränktheit —

ein Leben also, wie dieses. Um sein Verlangen ewiger Existenz zu beschönigen, schützt der Rationalist die religiöse Idee der Annäherung an Gott, des Gott ähnlicher Werdens, also das Ziel der Vereinigung mit Gott vor. Er glaubt nicht aus Selbstliebe an seine Unsterblichkeit, nein! er glaubt nur Gott, d. h. dem Geiste oder der Tugend zu Gefallen und Ehren an seine Fortdauer nach dem Tode; er glaubt nur deßwegen an sie, weil er ja, ohne zu existiren, nicht immer besser, vollkommner, Gott ähnlicher werden kann. Aber dieses Ziel der Vollkommenheit schiebt er bis ins Unendliche hinaus; er bleibt immer unvollkommnes Wesen, wie hier; immer weit weg von seinem Ziel, denn nur diese Entfernung verbürgt ihm seine Fortdauer im Jenseits. Die Vervollkommnung ist ja Nichts weiter als eine fortwährende Verfeinerung und Vergeistigung, eine fortwährende, immer höher steigende Abstraction und Negation; er streift im Jenseits die Lüste und Triebe des Fleisches ab — er ist ja, wie wir wissen, theoretischer Ascet und Fleischesfeind — im Jenseits ißt, trinkt und freit der Rationalist nicht mehr; er giebt seinen irdischen Leib auf, bekommt aber dafür wahrscheinlich — gewiß weiß er Nichts — einen feinern Leib, aber noch nicht den allerfeinsten. Kurz die Vervollkommnung ist eine fortgehende Sublimation, Verflüchtigung, Vergeistigung — sein Urbild ist ja ein Wesen ohne Fleisch und Blut, ohne Sinnlichkeit, purer Geist, d. h. pures Abstractum, pures Ens rationis — sein wahres Ziel also das Nichts, denn das Nichts ist das Allerimmateriellste; wer Nichts ist, hat keine Lüste, Triebe, Leidenschaften, Mängel und Fehler mehr. Aber dieses Ziel schiebt er in das Unerreichbare hinaus. Er will zwar immer Nichts werden — das gebietet ihm sein phantastischer Vervollkommnungs- und Selbstvergötterungstrieb — aber er kann es nicht werden, denn sein realistischer Lebenstrieb gebietet ihm, um zu existiren, immer Etwas, immer unvollkommen zu bleiben. Das Jenseits des Rationalismus ist daher Nichts Anderes, als eine aufgeschobne, in täuschende Ferne verlegte Auflösung in Nichts. Der orientalische Phantast setzt direct in die Auflösung in Gott oder das

Nichts das Ziel seines Lebens; der occidentalische Phantast hat das nämliche Ziel, steht auf dem nämlichen phantastischen Fundament — die Religion ist ihrem Ursprung und Wesen nach Orientalismus — aber er hat nicht die feurige Gluth und Phantasie des Orientalen; er ist vielmehr egoistisch, phlegmatisch, prosaisch, diplomatisch, klug, kurz Rationalist; er verwirklicht daher nie diese Auflösung in das geistige Nichts; er macht sie zu keiner praktischen Wahrheit. Aber eben deßwegen ist der Zweck der Vervollkommnung, welchen der Rationalist als Grund der Nothwendigkeit eines Jenseits angiebt, nur ein Vorwand seiner Selbstliebe; denn was in alle Ewigkeit hin nicht erreicht wird, ist nur ein vorgespiegeltes Ziel. Im Begriffe des Zwecks, des Ziels liegt, daß es endlich einmal erreicht wird. Und wenn ich im Jenseits selbst wieder unvollkommen bin, wozu ist es denn? Die Bedeutung des Jenseits ist gerade nur die, daß es die Verneinung, das Gegentheil dieses „unvollkommnen" Lebens ist. Des Todes Preis ist nothwendig die Vollkommenheit, Seligkeit, Gottheit. Eine solche harte, schmerzliche Verneinung, als der Tod oder vielmehr das Sterben ist, verdient den allerhöchsten und letzten Lohn. Der Tod ist ja schon an und für sich die Abstreifung alles Irdischen, Unvollkommnen, Sinnlichen; auf dem Sterbebette legt der Mensch alle Eitelkeiten, Lüste, Sünden und Begierden ab. Der Tod ist daher die Bedingung der absoluten Vollkommenheit, das Ende aller Fortschrittsbedingungen. Auf diese absolute Verneinung paßt nur die absolute Bejahung. Wer einmal durch den Tod zum Magister der „destructiven und subversiven" Philosophie promovirt worden ist, der hat alle Lust verloren, das Abc eines neuen Lebenslaufes wieder einzustudiren. Auf die Tragödie des Sterbeactes reimt sich nur ewige Wonne oder ewiges Ende, reimt sich nur Gottsein oder Nichtsein, aber nicht die Komödie des rationalistischen Jenseits, dieses klägliche Mittelding zwischen Etwas und Nichts, Selig und Unselig, Vollkommen und Unvollkommensein. Ich danke Dir daher, lieber Rationalist! von Herzen für das Präsent Deiner eitlen Unsterblichkeit. Ich will entweder mit dem

alten Glauben bei Gott sein, dem als Wesen vorgestellten Tod oder Nichts, dem Schluß aller Fortschritte, oder ich will gar nicht mehr sein. Wo man noch Schritte macht, da macht man auch noch genug Rückschritte und Faux-pas; ich habe aber im Lebens- und nun vollends im Todeskampf die Faux-pas herzlich satt bekommen. Laß mich in Frieden ruhn! Wie weise waren doch die „blinden" Heiden, welche ihren Todten ein Molliter ossa cubent — Sanft ruhen Deine Gebeine! — oder Placide quiescas — Ruhe in Frieden! — in das Grab nachriefen, während die Christen als Rationalisten den Sterbenden ein lustiges Vivas et Crescas in infinitum in die Ohren schreien, oder als pietistische Seelenärzte à la Doctor Eisenbart auf Rechnung der Todesfurcht die Gottesfurcht, als Unterpfand ihrer himmlischen Seligkeit, einblöken! O Christenthum! Du bist der Wahnsinn in der Form der Vernunft, der schrecklichste Hohn auf das Menschengeschlecht in der Form der süßesten Schmeichelei!

Der Rationalismus gründet seinen Hauptbeweis für die Nothwendigkeit des Jenseits auf die Voraussetzung, daß der Mensch auf der Erde nicht seine Bestimmung erreicht. „Unwidersprechlich ist," sagt z. B. einer der angesehensten modernen Rationalisten, „daß die Bestimmung eines jeden Geschöpfs ausgesprochen ist in seinen Kräften und Anlagen. Was jedes Geschöpf werden kann, das soll es auch werden und das wird es auch. Pflanzen und Thiere, und eben so der menschliche Körper, der ihnen gleich stehet, haben nur solche Anlagen, welche in diesem Leben auf der Erde zur Entfaltung kommen können und wirklich entfaltet werden .... Anders aber ist es mit den Kräften und Anlagen des Geistes, diese sind einer so großen Entfaltung fähig, daß kein Menschenleben lang genug ist, um sie zu vollenden, daß jeder, auch der ausgebildetste Mensch, wenn er als Greis stirbt, bekennen muß, er stehe noch am Anfang seiner Bildung und er könne

unendliche Fortschritte machen, wenn sein Geist ein längeres Dasein hätte und in vollkommnere Verhältnisse eintreten könnte .... Die Erkenntnißkraft scheint eben so unbegrenzt zu sein als der Stoff des Erkennens. Das Leben ist aber viel zu kurz, der Leib eine viel zu hemmende Fessel .... als daß die Erkenntnißkraft völlig entfaltet werden könnte .... Wohl hätten wir die Kraft nicht, nur Einer Wissenschaft, sondern uns aller zu bemächtigen, wenn nur nicht das Leben zu kurz wäre, wenn wir nur nicht ein Viertheil desselben dem Schlafe und zwei andere Viertheile dem Erwerbe der Lebensbedürfnisse und den Arbeiten für die irdischen Verhältnisse zum Opfer bringen müßten. Auch die Wirkungskraft des Menschen wird vom irdischen Leben nur mangelhaft entfaltet und auf keine Weise ausgebraucht. Insbesondere bleibt die moralische Bildung, welche das Gesetz der Vollkommenheit zum herrschenden Lebensgesetz erheben soll, noch mangelhaft. Die hemmenden Verhältnisse der sittlichen Bildung — Bedürfnisse, Gewohnheiten, sinnliche Triebe, lucta carnis cum spiritu — verschwinden nur erst mit dem Tode, so daß Keiner so vollkommen wird, als er werden sollte, und unter günstigern Verhältnissen werden könnte. Und dasselbe müssen wir endlich auch von unserer Anlage für das Schöne sagen. Auch sie wird vom Leben nur mangelhaft ausgebildet. Eine Kunst ist es gewöhnlich nur, der man huldigen kann, und nur Wenige vermögen es, mehreren Künsten, Keiner kann allen genug sein. So ist denn der Mensch das einzige irdische Wesen, das Kräfte und Anlagen erhalten hat, welche das Leben nicht entfaltet, welche offenbar für eine Fortsetzung des Daseins berechnet sind und einer zweiten Welt bedürfen. Die Thiere und Pflanzen, welche auf der Bahn ihrer Entfaltung durch einen frühzeitigen Tod ihre Ausbildung unterbrochen sehen, konnten doch, wenn nicht Gewalt sie gehindert hätte, sich völlig entfalten, dagegen von den menschlichen Individuen — und dieses ist ja eben die Hauptsache! — auch nicht eines seine Kräfte und Anlagen ganz entfalten kann, mag es auch das höchste Lebensalter erreichen."

Allein diese Voraussetzung, daß der Mensch und zwar in den glücklichsten irdischen Verhältnissen, selbst wenn er das höchste Lebensalter erreicht, nicht seine Bestimmung auf Erden erreicht, hat nur darin ihren Grund, daß man, wie sich sogleich zeigen wird, von Vornen herein dem Menschen eine supranaturalistische, phantastische Bestimmung anweist.

Der Mensch ist aber so gut, als die Pflanze, als das Thier ein Naturwesen. Wer, außer der christliche Phantast, der seine höchste Ehre darein setzt, die augenfälligsten Wahrheiten zu ignoriren oder dem Besten seines Glaubens aufzuopfern, kann dies läugnen, wer den Menschen aus seinem Zusammenhang mit der Pflanzen- und Thierwelt herausreißen? Wer die Culturgeschichte der Menschheit von der Culturgeschichte der Pflanzen und Thiere absondern? Wer verkennen, daß die Pflanzen und Thiere sich mit dem Menschen verändern und perfectioniren, wie umgekehrt der Mensch mit ihnen? Wer kann auch nur einen flüchtigen Blick in die Mythologieen und Religionen der Völker werfen, ohne stets in der Gesellschaft der Götter und Menschen Thiere und Pflanzen zu erblicken? Wer kann sich einen Aegyptier ohne den Apis, einen Beduinen ohne das Kameel oder Pferd, dessen Genealogie ihn mehr interessirt, als seine eigne, einen Lappen ohne das Rennthier, einen Kamtschadalen ohne den Hund, einen Peruaner ohne das Lama denken? Wer kann dem Indier, der selbst Nichts ist als ein eingefleischter, geborner Blumist, eine Blume gleichsam in Menschengestalt, seine Lotosblume, vor deren Schönheit er anbetend niedersinkt, wer überhaupt dem Botaniker, dem Blumisten, dem Pflanzen liebenden Menschen die Blumen und Pflanzen nehmen, ohne ihm mit ihnen die Augen aus dem Kopfe und die Seele aus dem Leibe zu reißen? Was erklärt aber der Mensch thatsächlich — und nur die thatsächlichen, nicht die mündlichen Erklärungen entscheiden — durch diese seine bei den alten und ungebildeten Völkern in Gemäßheit ihrer Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise selbst religiöse Liebe und Verehrung der Thiere und Pflanzen? Er erklärt dadurch, daß er nicht nur mit dem Körper, sondern auch mit

dem Geiste, der Seele, dem Herzen mit der Natur zusammenhängt, daß folglich die Losreißung des Menschen von der Erde, die Versetzung desselben in den Himmel oder überhaupt eine andere unbekannte, d. i. phantastische Welt nur ein Mirakel, ein Wunderwerk des allmächtigen Gottes, d. h. des allmächtigen, unbegreiflichen, übernatürlichen, christlichen Egoismus ist.

Der Mensch hat daher als Naturwesen so wenig eine besondere, d. i. überirdische, übermenschliche Bestimmung, als das Thier eine überthierische, die Pflanze eine überpflanzliche hat. Jedes Wesen ist nur zu dem bestimmt, was es ist: das Thier ist bestimmt, Thier, die Pflanze, Pflanze, der Mensch, Mensch zu sein. Jedes Wesen hat den Zweck seiner Existenz unmittelbar in seiner Existenz; jedes Wesen hat seine Bestimmung dadurch erreicht, daß es die Existenz erreicht hat. Existenz, Sein ist Vollkommenheit, ist erfüllte Bestimmung. Leben ist sich selbst bethätigendes Sein. Das pflanzliche Wesen hat daher seine Bestimmung erreicht, indem es sich als das, was es ist, als pflanzliches, das empfindende, indem es sich als empfindendes, das bewußte, indem es sich als bewußtes bethätigt. Was strahlt Dir aus den Augen des Wiegenkindleins entgegen? Die Freude darüber, daß es das Pensum, das der Mensch, wenigstens auf diesem Standpunkt lösen kann und folglich soll, denn das Sollen richtet sich nach dem Können, gelöst hat, die Freude über seine Vollkommenheit, die Freude darüber, daß es da ist und zwar da ist als ein zullendes, schmeckendes, sehendes, sich selbst und Anderes fühlendes Wesen. Wozu ist denn das Kind? Liegt seine Bestimmung jenseits seiner Kindheit? Nein! denn wozu wäre es dann Kind? Die Natur ist bei jedem Schritte, den sie thut, fertig, am Ziel, vollendet, denn sie ist in jedem Augenblick so viel, als sie sein kann und folglich sein soll und will. Das Kind ist nicht des Mannes wegen da — wie viele Kinder sterben als Kinder! — es ist seinetwegen da; es ist darum befriedigt und selig in sich. Was ist des Jünglings Bestimmung? daß er Jüngling ist, daß er sich seiner Jugend freut, nicht ins

Jenseits der Jugend ausschweift*). Was ist des Mannes Bestimmung? daß er Mann ist, als Mann sich bethätigt, seine Mannskraft ausübt. Was lebt, soll leben, soll sich seines Lebens freuen. Lebensfreude ist ungehinderte Lebenskraftäußerung. Der Mensch ist Mensch, nicht Pflanze, nicht Thier, d. h. kein Kameel, kein Esel, kein Tiger u. s. w.; er hat also keine andere Bestimmung, als sich als das Wesen, das er ist, geltend zu machen. Er ist, er lebt, lebt als Mensch, voilà tout. Leben, sonst Nichts liegt der Natur, menschlich gesprochen, im Sinne. Der Mensch ist nicht der Zweck der Natur — das ist er nur in seinem, im menschlichen Sinn — er ist ihre höchste Lebenskraftäußerung, gleichwie die Frucht nicht der Zweck, sondern der höchste Glanzpunkt, der höchste Lebenstrieb der Pflanze ist. Nicht teleologische Weisheit, nicht ökonomische Absichtlichkeit — Trieb, Ueberfülle, Säfteüberfluß, Lebenskraftäußerungsdrang ist der Grund der Zeugung, der Fortpflanzung. Darum ist die Natur so schrankenlos in ihren Productionen. Wozu diese Wolken von Staubregen, die die Wälder zur Befruchtungszeit ausströmen? wozu diese zahllosen Eier der Pflanzen und Thiere, wovon doch die wenigsten Pflanzen und Thiere werden? Wozu? Thörichte Frage! Du siehst ja hier vor Deinen Augen den üppigen, zwecklosen, schrankenlosen Lebenstrieb der Natur. Wozu ist denn die Honigmotte? wozu die Blattlaus, wozu der Floh? Damit das Eine oder Andere nicht zu sehr überhand nehme, wie die Teleologen sagen? Nein! das heißt die Folge zum Grund machen; nur die Lebenslust hat die Blattlaus, hat den Floh in die Welt gesetzt. Was Dir zum Schaden, gereicht dem Floh zum Genuß; überall wo Stoff zum Genuß, ist auch Reiz, Trieb zum Genuß; überall, wo Genießbarkeit, auch nothwendig

*) Wie das Christenthum überhaupt durch die Verheißung eines künftigen Lebens den Menschen um sein gegenwärtiges Leben gebracht hat; so bringt auch noch heute unsere christliche Pädagogik aus zärtlicher Sorgfalt für ihre Zukunft die armen Kinder um das Glück der Kindheit, die Jünglinge um das Glück der Jugend.

ein Genießendes. Eines ist darum Bedingung des Andern; Eines ruft das Andere ins Leben; Eines setzt den Andern, um sich Geltung und Platz zu machen, Schranken — dies der Grund von der Harmonie der Natur. Der Ursprung des Lebens, d. h. des empfindenden, individuellen Lebens ist daher auch nur dann unbegreiflich, wenn man das Leben von der das Leben bedingenden Natur losreißt, isolirt und die Lebensbedingungen schon fertig daseiend sich denkt, ehe das Leben entstand. Denkt man aber Beides zusammen, so ist die Bildung der Erde, des Wassers, der Luft, der Temperatur und die Bildung der Thiere und Pflanzen Ein Act, folglich die Entstehung, z. B. des Wassers eben so unbegreiflich, als die Entstehung des Wasserthiers, oder umgekehrt die Entstehung des Lebens eben so wenig wunderbar, als die Entstehung der Lebensbedingung, zu deren Erklärung doch selbst schon denkende Theisten des vorigen Jahrhunderts die Hypothese eines Deus ex machina nicht nöthig fanden. Das Leben ist allerdings nicht Product eines chemischen Processes, nicht Product überhaupt einer vereinzelten Naturkraft oder Erscheinung, worauf der metaphysische Materialist das Leben reducirt; es ist ein Resultat der ganzen Natur.

Fragst Du also, wozu ist der Mensch? so frage ich Dich zuerst: warum oder wozu ist denn der Neger, der Ostiake, der Eskimo, der Kamtschadale, der Pescheräh, der Indianer? Hat der Indianer nicht seine Bestimmung erreicht, wenn er eben ein Indianer ist? Wenn er sie nicht als Indianer erreicht, wozu ist er denn dann Indianer? Eben so, wenn, wie der phantastische Christ behauptet, der Mensch durch seine Kindheit, folglich Jugend überhaupt — denn in der Jugend arbeiten wir am Allerwenigsten im Weinberge des Herrn — durch Schlafen, Essen, Trinken von der Erreichung seiner Bestimmung abgehalten wird, wozu und warum ist er denn ein kindliches, jugendliches, schlafendes, essendes, trinkendes Wesen? Warum wird er nicht als gemachter Christ, Rationalist oder lieber gleich als Engel geboren? Warum bleibt er denn nicht im Jenseits, d. h. beim eigentlichen Text? wozu diese irdische

Abschweifung? warum verirrt er sich in den Menschen? Verliert nicht das Leben gerade durch das Jenseits, in dem es erst seinen Sinn finden soll, allen Sinn, allen Zweck? Ihr könnt Euch das Leben nicht ohne das Jenseits erklären? Wie thöricht! Gerade durch die Annahme eines Jenseits wird es unerklärlich. Und sind nicht gerade die Lebensverrichtungen, welche der Christ als Beweise für ein Jenseits anführt, die schlagendsten Beweise gegen dasselbe? nicht der augenfällige Beweis, daß die Bestimmung, welcher sie widersprechen, eben deßwegen, weil sie ihr widersprechen, nicht die Bestimmung des Menschen ist? Wie thöricht, daraus, daß der Mensch schläft, die Nothwendigkeit zu folgern, daß er einst ein Wesen werde, welches nicht mehr schläft, immer die Augen aufgesperrt hat, immer wacht! Die Thatsache, daß der Mensch schläft, ist ja gerade ein sinnfälliger Beweis, daß der Schlaf zum Wesen des Menschen gehört, daß folglich nur die Bestimmung, die der Mensch hier freilich nicht im Schlaf, aber doch in Verbindung mit dem Schlaf erreicht, seine wirkliche, wahre Bestimmung ist. Und sind denn Schlafen, Essen, Trinken — von dem göttlichen olympischen Liebesbedürfniß will ich aus Schonung vor christlichen Theologen, deren Ideal der geschlechtslose Engel ist, schweigen — sind diese Lebensverrichtungen, welche uns die noch heute vom Geiste des Mönchthums, theoretisch wenigstens, beseelten Christen, so herabsetzen, nicht eben so gut, wie die Stufen der Kindheit, der Jugend, wie Alles in der Natur zur gehörigen Zeit Selbstzwecke, wirkliche Genüsse und Wohlthaten? Bekommen wir nicht selbst auch die höchsten geistigen Genüsse und Thätigkeiten satt? Kann der Christ ohne Unterlaß beten? Würde ein Beten ohne Unterlaß nicht dem Nichtbeten, ein Denken ohne Unterlaß nicht dem Nichtdenken gleich kommen? Ist nicht auch hier, wie ich in meinen Versen behauptete, die Kürze die Würze? Müssen wir uns nicht von Allem trennen, um ihm wieder den Reiz der Neuheit zu verschaffen und es wieder lieb zu gewinnen? Und was verlieren wir denn durch den Schlaf, durch Essen und Trinken? Zeit; aber was wir an Zeit ver-

lieren, gewinnen wir an Kraft. Neugestärkt kehren wir zu unsrer Thätigkeit wieder zurück. Die Augen, die während der Nacht geruht, sehen um so klarer am Morgen. Jeder Tag ist so ein Wiedergeburts- und Auferstehungsfest des Menschen. Soll also der Mensch mit supranaturalistischem, erheucheltem Abscheu und Widerwillen — eine nothwendige Folge des wahren Christenthums — schlafen, essen, trinken? Nein! er soll gern schlafen, gern essen, gern trinken; aber er soll auch gern wachen, gern denken, gern arbeiten; er soll im Genuß nicht durch den Gedanken an die Arbeit den ohnedem vergänglichen Genuß sich verbittern, aber auch in der Arbeit nicht an den Genuß denken, sondern in der Arbeit, in der Thätigkeit Genuß finden; er soll überhaupt Alles, was zum Menschen gehört, der Natur gemäß zur gehörigen Zeit um sein selbst willen, Alle also mit Freude und Lust, Alles mit dem Bewußtsein, daß er in ihm seine Bestimmung erfüllt, treiben. Er soll statt an die Allgegenwart Gottes, an die Allgegenwart des Menschen, an das Dasein des Menschen nicht blos in der Kirche — wo er ja so nicht zu Hause ist, wo ja noch heute dem Gott der Mensch, dem Luxus des religiösen Bedürfnisses die wirklichen Bedürfnisse des Menschen geopfert werden*) — oder in der Studirstube oder in der Staatsstube, sondern auch an die Gegenwart des Menschen in der Schlafkammer, im Speise- und Kinderzimmer, kurz an allen Orten und Ecken, wo er steht und geht, glauben; er soll statt die Einheit Gottes, die Einheit des Menschen beweisen und bekräftigen, verwerfen den grundverderblichen, grundirrthümlichen, grundphantastischen Dualismus des Christenthums von Geist und Fleisch, die Zerspaltung des

*) Uebrigens liegt auch dem religiösen Bedürfniß ein sehr reelles menschliches Bedürfniß zu Grunde, wenigstens auf Seite der Theologen, nämlich das Bedürfniß, sich wichtig und unentbehrlich zu machen, denn so lange die Menschheit im Unterschied von den Bedürfnissen menschlicher Bildung, menschlicher Kunst und Wissenschaft, menschlicher Tugend und Liebe ein besonderes religiöses Bedürfniß hat, so lange muß es auch eine besondere Kaste von Menschen geben, welche keine andere Aufgabe hat, als eben dieses erkünstelte, luxuriöse Bedürfniß zu pflegen.

Menschen in zwei wesentlich verschiedne Theile, wovon der eine dem Himmel, der andere der Erde, der eine Ihm selbst, der andre man weiß nicht Wem angehört, der eine Gott zum Urheber hat, der andere aber ein apokryphisches Buch ist, dessen Verfasser man nicht weiß oder wenigstens nicht aus christlicher Klugheit beim rechten Namen nennt, der aber auf Deutsch der Teufel heißt — das Christenthum ist nichts Anderes, als ein diplomatischer Manichäismus, ein nur durch den Geist des Abendlands gemäßigter, modificirter, verclauselter Manichäismus oder Parsismus. Der Mensch soll also das Christenthum aufgeben, dann erst erfüllt und erreicht er seine Bestimmung, dann erst wird er Mensch, denn der Christ ist nicht Mensch, sondern „halb Thier, halb Engel." Dann erst, wenn der Mensch allüberall Mensch ist und als Mensch sich weiß, wenn er nicht mehr mehr sein will, als er ist, sein kann und soll, wenn er sich nicht mehr ein seiner Natur, seiner Bestimmung widersprechendes, folglich per se unerreichbares, phantastisches Ziel setzt, das Ziel, ein Gott, d. h. ein abstractes, phantastisches Wesen, ein Wesen ohne Körper, ohne Fleisch und Blut, ohne sinnliche Triebe und Bedürfnisse zu werden, dann erst ist er vollendet, dann erst vollkommner Mensch, dann keine Lücke mehr in ihm, worin das Jenseits sich einnisten könnte. Und zu dieser Vollendung des Menschen gehört selbst auch — der Tod; denn auch er gehört zur Bestimmung, d. h. zur Natur des Menschen. Darum heißt der Todte mit Recht der Vollendete. Menschlich zu sterben, zu sterben mit dem Bewußtsein, daß Du im Tode Deine letzte menschliche Bestimmung erfüllst, zu sterben also im Frieden mit dem Tode — das sei Dein letzter Wunsch, Dein letztes Ziel. Dann triumphirst Du auch noch im Tode über den üppigen Traum der christlichen Unsterblichkeit; dann hast Du unendlich mehr erreicht, als Du im Jenseits erreichen willst und doch nimmermehr erreichst.

Eine besondere Bestimmung, eine solche, welche erst den Menschen in Zwiespalt mit sich und in den Zweifel, ob er sie erreicht oder nicht erreicht, versetzt, hat der Mensch nur als moralisches, d. h. sociales, bürgerliches, politisches Wesen. Diese Bestimmung ist aber keine andere als die, welche sich der Mensch, im normalen und glücklichen Fall, auf Grund seiner Natur, seiner Anlagen und Triebe selbst gesetzt hat. Wer sich selbst nicht zu Etwas bestimmt, ist auch zu Nichts bestimmt. Man hört oft, wir wissen nicht, wozu der Mensch bestimmt ist. Wer so spricht, der trägt seine eigne Unbestimmtheit nur auf andre Menschen über. Wer nicht weiß, wozu er bestimmt ist, hat auch keine besondere Bestimmung.

Aber auch auf diesem Felde der verfehlbaren Bestimmung des Menschen zeigt sich die dualistische Phantastik in der rationalistisch christlichen Vorstellung vom Menschen sogleich wieder hierin, daß er nur den Wissenstrieb, den ästhetischen und moralischen Trieb allein für sich in der Unsterblichkeitsfrage hervorhebt, gleich als hätten nur die gelehrten Herren, die Moralisten und Schöngeister oder Künstler Anspruch auf ein himmlisches Jenseits, nicht auch die Bauern, die Handwerker, die Fabrikanten, gleich als wenn nicht auch der Trieb des Menschen, das Handwerk zu vervollkommnen, den Ackerbau immer zweckmäßiger einzurichten, die Fabriken in immer höhern Flor zu bringen, ein wesenhafter und ehrbarer Trieb wäre. Wie viele Handwerker mögen über die Verbesserung ihres Handwerkes den Kopf sich zerbrochen, ja darüber sich zu Tode gegrämt haben, daß sie ihren Vervollkommnungstrieb nicht befriedigen konnten! Wie viele junge Menschen, welche Lust zu einem Handwerk, aber gleichwohl, wie sich leider! erst später zeigte, kein technisches Geschick dazu hatten, mögen über diesen Zwiespalt moralisch und physisch zu Grunde gegangen sein! Diese armen Menschen hatten nie das geringste Verlangen in sich verspürt, Gelehrte, Künstler oder Prediger des Sittengesetzes zu werden; ihr höchstes Ideal, ihr höchster Wunsch war der Handwerker. Gleichwohl wurde dieser Wunsch zu ihrem

Verderben nicht erfüllt. Soll dieser Wunsch im Jenseits nicht erfüllt werden? Wie viele Andere, die sich in ihrer Wahl nicht geirrt haben, bleiben hier zeitlebens z. B. Schneidergesellen; und doch ist ihr einziges Sinnen und Trachten auf den Schneidermeister gerichtet! Ist dieser Wunsch ein unsittlicher, ungeistiger, unmenschlicher? Warum sollen sie also nicht jenseits werden, was sie hier werden wollten, aber nicht wurden? Oder gründet sich das Schneiderhandwerk nur auf die Noth des irdischen Lebens? wird es nur des Brotes wegen getrieben? Gewiß nicht. Wie Viele treiben es aus Lust, wie Viele betrachten ihr Handwerk als Kunst! Und gehört nicht auch wirklich zum Schneider ästhetischer Sinn, Geschmack? Gehören die Kleider nicht auch vor das Forum der Kunst? Kann nicht eine abgeschmackte Tracht den Effect eines Kunstwerkes gänzlich aufheben? Wo ist überhaupt die Grenze zwischen Kunst und Handwerk? Ist nicht da die wahre Kunst zu Hause, wo der Handwerker, der Töpfer, der Glaser, der Maurer Künstler ist? Und knüpft sich die Kunst nicht an die gemeinsten Lebensbedürfnisse an? Was thut sie denn anders, als daß sie das Gemeine, Nothwendige veredelt? Wo man keine Häuser braucht, da baut man auch keine schönen Häuser; wo man keinen Wein mehr trinkt und schätzt, da ehrt man ihn auch nicht durch schöne Pokale; wo man keine Todten mehr beweint, da setzt man auch zu ihrer Verherrlichung keine Denkmale, keine Mausoleen; wo kein Blut mehr fließt, da wird auch keine Ilias mehr gesungen, und wo Deine verwöhnten, von den Hallelujahs des christlichen Himmels betäubten Ohren nicht mehr die Axt des Holzhauers und die Säge des Schreinermeisters beleidigt, da entzückt sie auch nicht mehr der Ton der Leier und Flöte. Was bleibt Dir also übrig von der Kunst, wenn Du ihr den goldnen Boden des Handwerks nimmst? Woran hat überhaupt der Schönheitssinn Stoff, Anhalt, woran soll er sich äußern, bethätigen, wenn die Gegenstände der Kunst verschwunden sind? Wenn also der Künstler Ansprüche auf ein himmlisches Jenseits hat, so hat sie auch der Handwerker, so hat sie überhaupt der

Mensch von Kopf bis zu Fuß; denn der höchste Gegenstand der Kunst ist der Mensch, und zwar der ganze Mensch, der Mensch vom Scheitel bis zur Ferse. Die Griechen hatten und verehrten eine Venus Kallipygos — eine nothwendige Folge des ausgebildeten, vollendeten Schönheitssinnes. Hat also nicht auch diese Venus Ansprüche auf den Himmel? Wie sonderbar! Die alten Christen zertrümmerten mit ihrem religiösen Eifer die herrlichsten Kunstwerke des Alterthums, verwarfen überhaupt die Kunst, wenigstens die selbstständige, nicht zum Mittel der Religion degradirte; denn sie hatten die Erfahrung vor Augen, daß die Kunst weltlustig, sinnlich, gottlos ist; sie wußten, daß der, welcher schöne Frauen im Bilde gern sieht, auch schöne Frauen in natura gern sieht; und die modernen rationalistischen Christen gründen sogar auf den fleischlichen Kunstsinn, auf die Venus Kallipygos, die geistliche Hoffnung eines himmlischen Jenseits!

Und welche Eitelkeit, welche Thorheit, die Kunstbefriedigung, näher den Umstand, daß unzählige Menschen hier nicht zur Entwicklung und Befriedigung dieses Sinns kommen, zum Grund der Nothwendigkeit eines Jenseits zu machen, da Unzählige hier nicht einmal ihren Hunger, wenigstens auf eine des Menschen würdige Weise stillen können? Ist es aber nicht nothwendiger, eher seinen Hunger, als seinen Kunstsinn zu befriedigen? Kann man ästhetische und moralische Gefühle im Sinne haben, wenn man Hunger oder Nahrungsstoffe, die in keinen menschlichen Magen gehören, im Leibe hat? Ist menschliche Kost nicht die erste Bedingung menschlicher Gesinnung und Bildung? Müssen wir also nicht ein Jenseits fordern, wo die Hungrigen sich satt essen, die, die hier nur vom Spülicht der ästhetischen und physischen Gourmands leben, endlich auch einmal zu einem höhern Genuß, zum Genuß eines Braten kommen? Der Rationalist ist auch im Jenseits ein Freund des gemäßigten und besonnenen Fortschritts, d. h. des Fortschritts, der nie an sein Ziel kommt; er verwirft jede gewaltsame Unterbrechung, die mit

dem Menschen nach dem Tode vor sich gehen soll; er hebt nur ganz sachte und allmählig den Menschen von Stufe zu Stufe empor; was ist also natürlicher, billiger, nothwendiger, als daß die zahllosen Armen und Hungerleider der Erde jenseits erst zum Genusse menschlicher Kost kommen, während die Andern, welche bereits über den Tafelfreuden der Erde allen Appetit zu himmlischen Speisen verloren haben, in den Concerten, Opern, Balletten und Pinakotheken des Jenseits ihren Kunstsinn befriedigen! Doch noch ein anderes Beispiel des menschlichen Elends: Wie unzählig viele Frauenzimmer verfehlen hier ohne ihre Schuld ihre Bestimmung! Die Bestimmung des Weibes ist offenbar, Gattin und Mutter zu werden. In dieser Sphäre nur entfaltet das Weib seine Anlagen. Nicht nur physisch, auch moralisch und geistig verkrüppelt die ewige Jungferschaft. Nur besonders glückliche Anlagen oder Verhältnisse — Ausnahmen von der Regel — bewahren das Weib vor den verderblichen Folgen des widernatürlichen Standes ewiger Jungferschaft. Warum fordert Ihr also kein Jenseits, wo der tiefste Trieb des Weibes, den gleichwohl unzählige Weiber, wenigstens nicht auf die dem Wesen des Weibes entsprechende Weise befriedigen können, sein Recht findet? Wie lächerlich ist es, an die Ausfüllung eingebildeter Lücken des Menschen zu denken, aber die wirklichen Lücken des menschlichen Lebens unbeachtet zu lassen! Wie lächerlich, dem Menschen eine jenseitige Existenz zu verschaffen, ehe man daran denkt, hier den Menschen zur Existenz zu verhelfen; denn der Mensch existirt nur, wenn er eine menschliche Existenz hat, seine menschliche Bestimmung erfüllt. So beweisen uns selbst noch die modernen, so weltlichen Christen in ihren Beweisen vom Jenseits den Grund von dem Elend der christlichen Welt. Statt zu denken an die irdische Bestimmung, an die Bestimmung, die der Mensch *hier* erreichen soll und kann, aber nicht erreicht, denken sie nur an die Bestimmung, die er nicht erreicht, weil er sie nicht erreichen kann und soll, um sich die Nothwendigkeit einer jenseitigen Existenz zu sichern. So opfern sie die wirkliche

Bestimmung einer eingebildeten, die wirklichen Bedürfnisse des Menschen phantastischen sogenannten religiösen Bedürfnissen auf!

Der rationalistische Christ stößt sich nämlich nicht hieran, wie wir gesehen, daß unzählige Menschen hier nicht zu menschlicher Existenz gelangen, denn dieser Anstoß würde ihm blos die Forderung eines irdischen Jenseits abnöthigen, die Forderung, daß der Staat, die Menschen dafür sorgen, daß jedem Menschen werde, was des Menschen ist. Nein! er schweift mit seinem Supranaturalisten-Gelüste über die Erde, über das Leben überhaupt hinaus; er behauptet, daß selbst die Bevorzugten, die Glücklichen, die, welche schon hier in den Schätzen der Kunst und Wissenschaft schwelgen, hier keine volle Befriedigung finden? Welcher Künstler, ruft er aus, kann alle Künste, welcher Gelehrte alle Wissenschaften umfassen, und wenn auch einer alle umfaßte, wie Vieles weiß der Mensch nicht, was er wissen möchte! Der Rationalist dichtet hier dem Menschen eine Unbeschränktheit und Universalität des Triebs an, die wenigstens eine höchst seltne Ausnahme von der Regel ist, gleichwohl, wo sie stattfindet, hier ihre Befriedigung findet, denn der universelle Trieb interessirt sich nicht für das Einzelne und Specielle, er befriedigt sich daher auf die ihm entsprechende, auf universelle Weise. Der Mensch hat in der Regel, wenigstens productiven, activen Sinn nur für die eine Kunst und höchstens die damit verwandten Künste. Wenn auch Einer mehrere oder gar alle Künste umfaßt, wenn er auch, wie Michel Angelo, Dichter, Maler, Bildhauer, Baumeister ist, so wird er doch nur Eine Kunstart oder doch Kunstgattung zur Hauptsache machen. Der Mensch ist vollkommen glücklich und zufrieden, wenn er nur in Einer Art Vollkommnes leistet, nur Einem Kunstsinn Genüge leistet. Kann er seine übrigen Kunstsinne nicht durch eigne, so kann er sie dann ja durch die Productionen Andrer befriedigen. Wozu ist es nöthig, daß ich selbst musicire, wenn mir Andre den Genuß der Musik verschaffen? Deßwegen leben ja eben die Menschen ein gemeinschaftliches Leben, daß sie sich auch in dieser geistigen Beziehung

ergänzen, was der Eine selbst nicht thun kann, der Andre für ihn thut. Vieles verlangen wir sogar deßwegen allein nicht zu wissen, weil wir es von Andern gewußt wissen. Es ist aber nicht einmal wahr, daß über der Befriedigung eines Triebs, über der Ausbildung einer Anlage eine andere in dieser traurigen Welt zurückgedrängt wird und daher einer künftigen, bessern Welt bedarf, um zur Freiheit und Entfaltung zu gelangen. Ein Maler, der poetischen Sinn hat, wird diesen auch innerhalb der Malerei befriedigen und bethätigen, ein Handwerker, der Kunstsinn hat, diesen auch innerhalb des Handwerks äußern. Alle Thätigkeit, die nicht eine ganz vereinzelte, mechanische ist, erfordert den ganzen Menschen, erfordert alle Kräfte und gewährt eben deßwegen allseitige Befriedigung. Alle Kunst ist Poesie, aber eben so könnte man auch in gewissem Sinne sagen, alle Kunst Musik, Plastik, Malerei. Auch der Poet ist Maler, wenn auch nicht mit der Hand, doch mit dem Kopf, auch der Tonkünstler Plastiker, nur daß er seine Gestalten in das flüssige Element der Luft versenkt, deren Eindrücke daher im Zuhörer nur in entsprechenden Bewegungen ihre körperliche Darstellung finden; auch der Maler Musiker, denn er stellt nicht nur die Eindrücke dar, die die sichtbaren Gegenstände auf sein Auge allein, sondern auch auf das Ohr machen; wir sehen nicht nur in seinen Landschaften, wir hören auch den Hirten blasen, die Quelle fließen, die Blätter zittern. Der Mensch büßt über der Ausbildung seines Talents zu dieser oder jener Kunst wohl die *technische* Fertigkeit zu einer andern ein, die mechanische Seite, die nur Sache der Uebung ist, aber nicht die Anlage, nur das äußerliche Organ, aber nicht den Nerven, oder nur die peripherischen, aber nicht die Centralnervenenden eines Talents. Es ist hier, wie mit den Sinnen, aus deren theilweisem Mangel der psychologische Aberglaube auf ein *reines Nichtsein* derselben, folglich auf die Unabhängigkeit des Menschen von den Sinnen, auf das Dasein einer sinnlosen Seele geschlossen hat, ohne zu bedenken, daß der Mensch den Mangel des fehlenden oder der fehlenden Sinne durch die andern

Sinne so viel als möglich zu ersetzen sucht, also gerade dadurch die Unentbehrlichkeit oder Nothwendigkeit des mangelnden Sinns beweist, daß er, wenn ihm auch das Organ, die technische Fertigkeit z. B. des Sehens abgeht, doch wenigstens die Anlage, das Talent gleichsam zum Sehen hat, daß, wenn auch die äußerliche Bedingung des Sehens nicht vorhanden ist, doch die Sehnervenursprünge da sind, also der Sinn, wenn auch, so zu sagen, kein sichtbares, peripherisches, populäres, doch ein centrales, esoterisches, eingewickeltes Dasein im Hirn hat, und eben deßwegen der Mensch den Trieb zum Sehen hat, und daher diesen Trieb durch die übrigen Sinne so viel als möglich zu befriedigen sucht*). So ist es also auch auf dem Gebiete der Kunst, nur mit diesem großen Unterschied, daß der Mangel eines Sinns immer ein wirklicher, beklagenswerther Mangel, ein Unglück ist, während der Mensch in der Ausbildung und Befriedigung eines Kunstsinns volle Befriedigung findet, also nicht die Befriedigung der andern Kunstsinne vermißt, weil er in dem Maße, in welchem er sie hat und ihre Befriedigung wünscht, sie auch schon innerhalb oder neben dieser Einen Kunst findet, der er die übrigen subordinirt. Es ist nämlich immer, wenigstens in solchen Menschen, die sich irgend worin ausgezeichnet haben, Eine Neigung, Ein Trieb vorherrschend, die übrigen unterwerfen oder accomodiren sich als untergeordnete Talente dem Genie dieses Einen Triebes. So findet jeder Trieb, natürlich nur in normalen Lebensverhältnissen, denn nur diese kommen ja hier in Betracht, seine Befriedigung, aber nur in dem Maße, als er sie verdient und begehrt. Michel Angelo dichtete; er befriedigte also neben seinen andern Kunstsinnen auch seinen poetischen Sinn, aber betrachtete und betrieb seine Dichtkunst nur als Nebensache, eben weil der Trieb zur eigentlichen

*) Gebornen Blinden und Tauben fehlt es gewöhnlich an den äußern Gesichts- und Gehörwerkzeugen, und wenn auch an den Nerven, so erstreckt sich doch der Fehler nicht auf die Nervenanfänge.

Poesie nur Neben- nicht Haupttrieb war. Wie er, nach seinen eignen Worten, seine Frau in seiner Malerei, seine Kinder in seinen Werken, so hatte er auch seine Poesie nicht in der Schreibfeder, sondern im Griffel und Meißel. Jeder Trieb, der ein wirklicher, nicht nur eingebildeter ist — wie Vieles bilden sich auch die Menschen in dieser Beziehung ein! — macht sich schon in diesem Leben Platz, aber der eine Trieb ist nur der Trieb zu einem Grashalm, der andere der Trieb zu einer Palme; jener findet daher Platz und zwar Platz in Ueberfluß in dem engen Raum einer müßigen Nebenstunde, dieser aber nur in dem geräumigen Atelier der Arbeitszeit. Jeder Trieb befriedigt sich, aber das Maß seiner Stärke und Tiefe ist auch das Maß seiner Befriedigung. Wenn daher ein christlicher Rationalist einem Michel Angelo auf Grund seiner hier nicht zur vollständigen Entfaltung gekommenen dichterischen Anlagen die Hoffnung auf ein poetisches Jenseits machte, so würde ihm dieser gewiß seine Gedichte als Bagatelle an den Kopf werfen und zu verstehen geben, daß er ihn mit der Unsterblichkeit verschonen möge, wenn er ihm auf Grund seiner Kunstwerke keine Unsterblichkeit verheißen könne. Ich verlange, würde er ihm sagen, die Unsterblichkeit auf Grund dessen, was ich im Schweiß meines Angesichts meinen Neidern und Feinden zum Trotz geleistet habe, nicht auf Grund dessen, was ich vielleicht hätte leisten können. In der Poesie hat schon Dante das Höchste geleistet; er hat mir die poetische Unsterblichkeit weggenommen; aber in der Malerei war noch kein Dante; dieser bin Ich. Was ich aber bin, das will ich auch bleiben, das erschöpft mein Wesen, das ist allein die Bürgschaft meiner Unsterblichkeit. Ne sutor ultra crepidam. Merk Dir diesen Spruch, phantastischer Christ! auch in Beziehung auf Dein Jenseits. Der Mensch ist der Schuster, und die Erde sein Leisten.

Wie mit dem Kunstsinn ist es mit dem Wissenstrieb. Abgesehen davon, daß es unzählige Menschen giebt, welche keinen Wissenstrieb

haben, ob es gleich ihnen nicht an Gelegenheit und Mitteln zu dessen Erweckung gefehlt hat, welche die Befriedigung dieses Triebes sogar für eine blose Eitelkeit ansehen, es für Thorheit halten, sich um dem Menschen so ferne liegende Gegenstände, als z. B. Sterne, Moose, Infusorien sind, zu bekümmern, so findet auch dieser Trieb, wo keine Unglücksfälle dazwischen kommen, die aber hier nicht in Betracht kommen, denn die Nothwendigkeit des Jenseits soll ja auch das normalste, glücklichste Menschenleben nicht aufheben, seine volle Entwicklung. Und gerade je reeller und universeller dieser Trieb, desto mehr findet er hier Nahrung und Befriedigung. Insgemein hat jedoch der Mensch nur eine vorherrschende Neigung für ein bestimmtes Gebiet des Wissens. Und dieser bestimmte Wissenstrieb saugt gewöhnlich den ganzen Wissenstrieb des Menschen in sich auf, so daß der Mensch nur die Gegenstände seines Wissens für das einzige Wissenswürdige hält — daher die lächerliche Eitelkeit, Dünkelhaftigkeit und Bornirtheit der gewöhnlichen Fachgelehrten. So hat der Philolog in seinem Glossarium, der Historiker in seiner Chronik, der Theolog in seiner heiligen Schrift, der Jurist, wenigstens der Romanist, in seinem Corpus Juris den Inbegriff aller Wissenswürdigkeiten. Der Theolog, wenigstens der ächte, unverdorbne, begreift nicht, wie man, statt in der Bibel, den Aristoteles oder sonst einen Profanscribenten studiren, der Jurist nicht, wie man statt den Grillen des Rechts den Grillen der Natur Gehör schenken, der Literaturhistoriker nicht, wie man an einem Dichter oder Denker, der noch nicht aus einem lebensfrischen sinnlichen Wesen ein Object der todten historischen Gelehrsamkeit geworden, auch nur den geringsten Geschmack finden kann. Der letzte Punkt in seinem Buch ist das Punctum satis des menschlichen Geistes. So erstreckt sich der Wissens- und Wahrheitstrieb des Menschen nicht weiter, als sein Egoismus. Jeder interessirt sich nur für Das, was seines Gleichen ist. Jeder verlangt nicht mehr zu wissen, als er überhaupt ist und verlangt zu sein; er verlangt nur das Wissen, das ihm entspricht, ihn bejaht, ihm wohlthut. Die Grenze

seines Wesens ist die Grenze seines Wissenstriebes. Plato liebt die Wahrheit, liebt die Philosophie; aber er liebt nur platonische Wahrheit, platonische Philosophie. Sein ist mehr als Wissen, Sein ist der Grund des Wissens; aber Jeder ist sich unbewußt so wie er einmal ist, die Wahrheit; Jeder will und liebt im Gegenstand, im Andern Sich selbst, denn er liebt das Andre nur, wie es Ausdruck seines Wesens ist. Der Christ liebt die Tugend, aber er liebt nicht die heidnische, die sinnliche, mannskräftige Tugend; er liebt nur die christliche, die supranaturalistische, die phantastische, kurz die Tugend, die sein liebes, wohlgetroffnes Ebenbild ist. Jeder verwirft als der Vernunft, der Wahrheit widersprechend, was seinem Wesen, seiner Individualität, seiner Selbstliebe widerspricht, der allerdings große Unterschied ist nur, daß die Individualität des Einen eine universelle, die des Andern eine beschränkte ist. Jeder läßt nur so viel Licht in seinen Kopf hinein, als mit seinem Selbstgefühl und dem Frieden seines Herzens verträglich ist. Die Vernunft ist immer beim Menschen die gehorsamste Dienerin des Herzens; was er wünscht, das stellt er sich als seiend vor und demonstrirt er, wenn er einmal zu räsonniren anfängt, a priori aus der Vernunft als nothwendig. Die Vernunftwahrheiten ändern sich nur, wenn sich die Wünsche, die Herzen, die Bedürfnisse der Menschen ändern. Das supranaturalistische, phantastische Herz hat supranaturalistische, das sinnliche, reelle Herz sinnliche Wahrheit. Daher anerkennen wir auch mit Freuden und ohne Bedenken die Göttlichkeit und Wahrheit der Sinne, wo sie uns Etwas sagen, was uns schmeichelt, wohlgefällt, kurz unsrer Selbstliebe entspricht, aber wo sie unsern Wünschen, kurz unserm Egoismus widersprechen, verwerfen wir ebenso unbedenklich ihre Gültigkeit und Autorität. So anerkennen wir mit Freuden das Dasein eines Menschen, wenn er geboren wurde, wir rechnen seine Existenz erst von dem Moment an, wo er Gegenstand der Sinne wurde; es fällt uns nicht im Traume ein — wir müßten denn in den Platonismus verfallen, aus dem wir

jedoch nun und nimmermehr ein liebes Manns- oder Weibsbild, sondern nur eine unsterbliche Seele herausbringen, die für Alle gilt, und doch Keinem gehört — den zeitlichen, sinnlichen Anfang dieses Menschen **nicht** als seinen wirklichen, wahren Anfang anzunehmen. Aber das Ende des Menschen mit dem Tode läugnen wir, und doch ist leider! dieses Ende eine eben so gemeine, einfältige, sonnenklare, sinnfällige Wahrheit, als die Geburt des Menschen, hat es die nämlichen Beweise, die nämlichen Zeugen für sich, als der Anfang. Hier entfalten sich vor unsern Sinnen die Wahrzeichen der menschlichen, dort verschwinden sie wieder vor unsern Sinnen. Aber eben dieselben Sinne, die wir bei der Geburt des Menschen als himmlische Wesen, als Götter, als Wahrsager preisen, verfluchen wir beim Tode als elende, destructive Communisten und Lügner. So sind wir nur liberal, freisinnig, wahrheitliebend, wissensdürstig in indifferenten oder unserm Herzen, unserm Egoismus entsprechenden Dingen; wo aber unser Interesse mit ins Spiel kommt, da machen wir eine Ausnahme von der Regel, da finden wir in unsrer Vernunft eine Menge der schlagendsten Gegengründe, da unterbrechen wir gewaltsam die Kette, mit der eine Wahrheit mit andern unläugbaren Wahrheiten augenfällig zusammenhängt. Die bitterste, die schmerzlichste Wahrheit ist aber der Tod; wie sollten wir ihn also anerkennen? Doch wieder zurück. Der Wissenstrieb ist immer nur beschränkt auf die Gattung, das Gebiet des Wissens, das eben den Neigungen, Interessen, dem Selbst- und Lebenstrieb, kurz der Individualität des Menschen entspricht. Was jenseits dieses Gebietes liegt, hat gar keine Existenz für ihn, ist also auch für ihn gar kein Gegenstand eines Triebes oder Wunsches. Wie lächerlich wäre es, wenn man einem Naturforscher, weil er über dem Studium der Natur das Studium der heiligen Theologie versäumte, die Nothwendigkeit eines Jenseits vordemonstriren wollte, um dort diese Lücke seines Wissens auszufüllen! Was der Mensch hier nicht treibt und weiß, davon will er auch im Jenseits Nichts wissen. Wenn man daher ja auf Grund der Lücken

des menschlichen Wissens ein Jenseits aufbauen wollte, so müßte man für jedes Fach des Wissens ein besonderes Jenseits etabliren; denn der Theolog verlangt vom Jenseits nur theologische Aufschlüsse, der Jurist nur juristische, etwa über den Fonk'schen Proceß oder sonst einen wichtigen Rechtsfall, über dem er sich hier vergeblich den Kopf zerbrochen hat, der Astronom nur astronomische, der Chemiker nur chemische. Auch hier, wie freilich überhaupt, bestätigt es sich wieder, daß der Sinn des Jenseits nur in das Dießseits fällt. Was der Mensch im Jenseits zu wissen verlangt, ist nicht Etwas, was an sich nicht im Dießseits gewußt werden kann, sondern nur was er jetzt nicht weiß. Er will nur die Grenzen, die Schwierigkeiten, die ihm auf seinem Gebiete aufgestoßen sind, beseitigt wissen. Der Mensch hat Nichts weniger, als einen supranaturalistischen Wissenstrieb, wie ihm das Christenthum oder der Platonismus andichtet, keinen Trieb, der das Maß der menschlichen Natur, welches freilich kein mit dem Zirkel eines philosophischen Systems ausmeßbares, endliches ist, überschreitet; sein Wissenstrieb erstreckt sich nur auf vom Menschen wißbare, also menschliche Gegenstände, auf Gegenstände, die im Laufe der Geschichte ihre Erledigung finden; er empfindet nur solche Mängel und Lücken seines Wissens — und gerade die am Schmerzlichsten — welche das Dasein und die Nothwendigkeit eines irdischen, aber nicht himmlischen Jenseits beweisen; denn er will nur die Schranken seines Wissens beseitigt wissen, welche die kommenden sein Thema fortsetzenden Geschlechter wirklich beseitigen. So übersieht der thörichte Christ über dem Himmel im Jenseits den Himmel auf Erden, den Himmel der geschichtlichen Zukunft, in der alle Zweifel, Dunkelheiten und Schwierigkeiten, die die kurzsichtige Gegenwart und Vergangenheit quälten, sich in Licht auflösten. O hättest Du, ruft Galilei dem Copernikus nach, die neuen Ergänzungen und Bewährungen Deines Systems erleben können, welche Wonne würdest Du aus ihnen geschöpft haben! So spricht der wahre

jenseitige Mensch, der Mensch der Zukunft zum Menschen der Vergangenheit. Was die Menschheit in der Jugend der Vergangenheit wünscht, das hat sie in Fülle im Alter der Zukunft. Copernikus soll es noch auf seinem Sterbebette betrauert haben, daß er in seinem ganzen Leben den Mercur auch nicht ein einziges Mal gesehen hatte, so sehr er sich auch darum bemühte. Jetzt sehen ihn die Astronomen mit ihren trefflichen Teleskopen am hellen Mittag. So heilt die Zukunft die Leiden des unbefriedigten Wissenstriebes der Vergangenheit. Alle Fragen, die keine läppischen, thörichten sind, dergleichen es freilich unzählige giebt, alle Fragen, deren Lösung Sinn, Werth und Bedeutung für die Menschheit hat, finden im Laufe der Geschichte ihre Lösung; freilich oft in einem ganz andern Sinne als die Vergangenheit es wünschte und meinte. So sind eine Menge Fragen, die sonst für die höchsten Mysterien der Menschheit galten, deren Lösung unsere Vorfahren nur vom himmlischen Jenseits erwarteten, wie die Fragen von der wunderbaren Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in Christo, des Leibs mit der Seele im Menschen, der göttlichen Prädestination oder Vorsehung mit der menschlichen Freiheit für uns, d. h. für Diejenigen, welche nicht jetzt noch mit ihrem Geiste auf dem Standpunkt der Zeiten stehen, wo diese Fragen die höchsten Interessen der Menschheit waren, welche die Fortschritte der Philosophie und Naturwissenschaft sich angeeignet haben, längst gelöst, d. h. verschwunden, weil die Vordersätze oder Gegenstände dieser Fragen sich als an sich, wenn auch nicht für ihre Zeit, willkürliche Abstractionen oder Phantasmen erwiesen haben. Nur dann daher, wenn die Menschheit nicht sich veränderte und vervollkommnete, wenn sie stets auf demselben Punkte, stets auf den ersten unvollkommnen Anfängen der Künste und Wissenschaften stehen bliebe, nur dann wäre die Forderung eines übermenschlichen, überirdischen Jenseits gerechtfertigt. Freilich genügt dieses Jenseits nicht dem ungenügsamen Christen, der seine überschwänglichen supranaturalistischen Wünsche zu Gesetzen der Wirklichkeit, zu Schöpfern

künftiger Welten macht. Der Christ will Gott sein; er erklärt ja ausdrücklich die Gottheit als sein Vor- und Urbild; er will unter andern Eigenschaften der Gottheit daher auch die der Allwissenheit haben; er selbst will Alles wissen; daß andere Menschen wissen, was er nicht weiß, daß die Zukunft immer die unaufgelösten Probleme der Gegenwart löst, das kümmert ihn nicht. Diesem überschwänglichen, ungebührlichen Wunsche des Christen, allwissend, Gott überhaupt zu sein, dieser seiner eingebildeten Gottheit widerspricht nun aber die Wirklichkeit, die Menschheit. Er fordert, glaubt daher ein Jenseits, wo diese seine eingebildete Gottheit zur Wirklichkeit wird. So beweisen uns selbst noch die modernen Christen, daß die Mysterien des christlichen Glaubens nur in dem unglaublichsten, unbegrenztesten, übernatürlichsten Dünkel und Egoismus des Menschen, scilicet christlichen Menschen ihren Grund haben. Sie beweisen uns zugleich, daß die Interessen der Kunst und Wissenschaft, auf die sie die Nothwendigkeit eines überirdischen Jenseits gründen, nur ein freilich unbewußter Vorwand ihrer Selbstliebe sind. Denn wer wirklich sich für Kunst und Wissenschaft interessirt, der appellirt mit seinen Wünschen an die Nachwelt, der ist eben im Interesse der Kunst oder Wissenschaft vollkommen zufrieden, wenn nur überhaupt ein für jetzt unauflösliches Problem gelöst wird, sollte ihm auch nicht mehr das Glück zu Theil werden, ihre Lösung selbst zu erleben. Wer sich einmal auf den Standpunkt von Kunst und Wissenschaft erhebt, ihre Interessen verficht, der muß auch für seine Person auf Allwissenheit und Allmacht verzichten, ja er hat schon unbewußt im Voraus darauf verzichtet; denn Künste und Wissenschaften gedeihen nur in der Zusammenwirkung der Menschen; sie sind nicht ein Privateigenthum; sie sind ein Gemeingut der Menschheit; sie sind die Stätten, wo der verschriene Communismus bereits eine Wahrheit ist. Auch ist diese Resignation keine unnatürliche und schmerzhafte, denn der Mensch wendet sich ja mit vorherrschender Neigung einem bestimmten Gebiete der Künste oder Wissenschaften zu, und ist daher vollkommen befriedigt, wenn er nur in

einer Wissenschaft, einer Kunst etwas Tüchtiges weiß und leistet; er ist es um so mehr, als alle Künste und Wissenschaften mit einander zusammenhängen, jeder specielle Theil daher gewissermaßen das Ganze abspiegelt, jedes specielle Wissen daher, wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Kraft nach universelles Wissen ist.

Der Rationalist verspricht übrigens als ein weltlicher Christ, welcher der Gottheit die Natur, dem Jenseits das Dießseits, dem Supranaturalismus den Naturalismus unterschiebt, dem Menschen nach dem Tode oder im Jenseits nicht, wie wir bereits sahen, eine mit einem Mal fertige, sondern successive, keine ewige, sondern zeitliche, keine seiende, sondern werdende Gottheit. Er nähert sich immer mehr Gott an, d. h. eben er wird immer mehr Gott, aber er kommt nie zum wirklichen Gottsein; es bleibt beim Werden. Der Rationalismus schwebt zwischen Himmel und Erde, zwischen Christenthum und Menschenthum; er verneint das Christenthum, indem er es bekennt, bejaht. Der Mensch ist ihm zugleich ein himmlisches, supranaturalistisches, göttliches, phantastisches Wesen, denn er ist Christ, aber auch zugleich ein irdisches, menschliches, zeitliches Wesen, denn er ist ebenso viel Nichtchrist, als Christ. Der sinnfällige, gegenständliche Ausdruck dieses Widerspruchs ist sein Jenseits, wo er Gott ist, aber auf nicht göttliche, menschliche, ewig, aber auf zeitliche, unendlich, aber auf endliche, vollkommen, aber auf unvollkommne Weise. Er dichtet daher an dem Menschen eine unendliche, eine unerschöpfliche, eine nie zu befriedigende, nie zu realisirende Vervollkommnungsfähigkeit — eine Fähigkeit, die daher nothwendig auch ein unendliches, ein nie ans Ziel kommendes, ein von Jahrtausenden zu Jahrtausenden, von Ewigkeit zu Ewigkeit fortgehendes Leben erfordert. Aber nirgends zeigt sich die Phantastik des Jenseitsglaubens und seine Unkenntniß der wirklichen Menschennatur mehr, als eben gerade darin, daß er an dieselben alten Individuen die Fortschritte der Zukunft anknüpft. Neue Tugenden, neue Einsichten, neue Geister entstehen nur, weil immer neue

Körper, neue Menschen entstehen. Fortschritte macht die Menschheit in dem Dießseits nur deßwegen, weil an die Stelle der alten unverbesserlichen Stockgelehrten und Stockphilister überhaupt neue, frische, bessere Wesen treten, denn die Jugend ist immer besser, als das Alter, wie die Kronprinzen immer, so lange sie wenigstens Kronprinzen, besser als ihre königlichen Väter, weil die Jungen die Fehler der Alten bemerken und daher das Gegentheil von ihnen thun und sind, bis sie selbst wieder in die Fehler des Alters fallen. Die Alten, gleichgültig, ob sie leiblich oder geistig auf dem Standpunkt des Alters stehen, sträuben sich immer aus allen Leibeskräften gegen neue Erkenntnisse, verwerfen sie als unpraktisch, unwahr, nichtig, eitel und ihre Verkünder, die Neuerer, wenn sie gleich im Vergleich zu den alten Sündern und Heuchlern wahre Heroen, ja Götter sind, als unsittliche, frivole, verderbliche Menschen. So hat es die Menschheit zu allen Zeiten gemacht, wo Neues, Besseres ans Licht kam, so macht sie es ja in diesem Augenblick wieder. Das Alte ist immer das Gute, das Rechte, das Wahre, das Heilige, das Praktische, das Heilsame, das Neue das directe Gegentheil. Mit denselben Worten sogar, mit welchen heute die alten protestantischen Philister, seien sie nun Alte an Geist oder Leib, alle die, welche jetzt neues, besseres Leben, Wissen und Wollen der Menschheit anstreben, lästern und verdammen, mit denselben Worten lästerten und verdammten einst die Katholiken die Lutheraner und Protestanten überhaupt, einst die Heiden die Christen. Der Mensch hat so wenig einen unbegrenzten Vervollkommnungstrieb, daß ihm vielmehr, wie der Materie überhaupt, ein ganz entgegengesetzter Trieb, der Beharrlichkeitstrieb, die Vis inertiae einwohnt, wie vor allen Dingen die Religion beweist, die nichts Anderes ist, als die beharrliche Festhaltung von Meinungen und Vorstellungen, die zu einer bestimmten Zeit das Maß des menschlichen Denkens und Wesens überhaupt erschöpften, das Höchste ausdrückten, was er sich denken und

vorstellen konnte, aber als maßgebend, bindend und bestimmend für alle Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht „wie eine ewige Krankheit" sich fortgeerbt haben. Er hat so wenig einen unendlichen Wissens- oder Vervollkommnungstrieb überhaupt, daß er vielmehr die Grenzen des Wissens, das er zu einer bestimmten Zeit hat, sei's nun bewußt oder unbewußt, für die Grenzen der menschlichen Natur, also für keine Grenzen, sondern für die einzig möglichen, richtigen, wahren Bestimmungen, folglich Das, was er jetzt denkt, weiß, glaubt und thut, für das Höchste hält, was der Mensch überhaupt denken, wissen, glauben und thun kann, daß er daher statt einen Trieb zu fühlen, diese Schranken aufgehoben zu wissen, sie zu Gesetzen macht, sie verewigt und vergöttert. Jede Zeit preist darum ihre Dichter, ihre Künstler, ihre Philosophen, ihre Helden als unsterblich, wenn sie gleich in der nächsten Zeit schon vielleicht nicht mehr auch nur dem Namen nach existiren. Jede Zeit löst die selbst ihr unauflöslichen Probleme auf ihre Weise, auf die Weise, die für sie die wahre ist, denn jede andere Lösung, wenn sie gleich die richtige ist, hätte für sie keinen Sinn, weil sie nicht in den Zusammenhang ihrer übrigen Vorstellungsweise, nicht in ihr System paßte*). Jede Zeit hat so viel Wissenschaft und Wahrheit, als sie deren bedarf und verlangt. Was ihr nicht recht bekannt ist, das macht sie sich auf die ihr gemäße Weise bekannt, und was ihr völlig unbekannt ist, darnach hat sie begreiflicher Weise kein Verlangen. Die Grenze des Wissens ist auch die Grenze des Wissenstriebes. Wer nicht weiß, daß der Mond größer ist, als er aussieht, verlangt auch nicht zu wissen, wie groß er ist. Wer nicht weiß, daß außer seinem Lande noch andere Länder sind, hat keinen Trieb zur Länderkunde. Der Trieb überschreitet nicht das Maß des Vermögens zur Befriedigung

*) Dies gilt auch von dem oben angeführten Beispiele. Die Vereinigung der Seele und des Leibes, der Gottheit und Menschheit erklärte man sich auf wunderbare Weise, d. h. eben auf die Weise, die auf diesem Standpunkt die einzig mögliche und richtige war.

desselben. Der Trieb ist ja eine Kraftäußerung, folglich nicht stärker, als die Kraft der Befriedigung. Ich bin nicht mehr getrieben zu thun, als ich zu thun im Vermögen habe, wenn anders mein Trieb nicht ein vorgespiegelter, eingebildeter, sondern ein wirklicher Trieb meiner Natur ist. Als der Grieche mit seinen Händen noch nicht den olympischen Zeus bilden konnte, da hatte er auch noch nicht in seinem Kopfe das Ideal des Phidias, und in seinem Herzen nicht das Bedürfniß eines solchen Kunstwerks. Jede Zeit, jeder Mensch, der nicht das Unglück hat, durch einen gewaltsamen Tod in seiner Laufbahn unterbrochen zu werden, erreicht daher auch, wenn auch nicht in seiner Einbildung, denn zwischen Denken und Sein, Vorstellung und Wirklichkeit ist ein ewiger, untilgbarer Unterschied oder Widerspruch, doch in Wahrheit sein Ideal; denn was ist das Ideal? Es ist mein wesentlicher Naturtrieb, mein wesentliches Vermögen als Gegenstand der Vorstellung, des Bewußtseins, folglich als Zweck meines Lebens, als Ziel meines bewußten Strebens. Wie die Kraft, so das Ideal. Wo die Menschheit keine andern Gedichte machen kann, als Gottsched'sche, da gilt ihr auch Gottsched für das Ideal eines Dichters. Die Theisten erblicken in solchen Erscheinungen, wie diese, daß die Vorstellungen der Menschen nicht ihre Bedürfnisse überschreiten, Beweise einer besondern göttlichen Weisheit und Vorsehung, aber wie die Erscheinungen in der Natur, welche am meisten die Theisten als Beweise einer unendlichen Weisheit bewundern, wie z. B. die verschiednen Arten der thierischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung nur Beweise von der Unwissenheit, Beschränktheit und Bedingtheit der Natur sind, so ist auch jene geschichtliche Erscheinung nur ein Beweis von dem richtigen Tact der menschlichen Beschränktheit und Selbstliebe.

Woher kommt es denn aber, daß die Menschen auf der Beharrlichkeit und Ewigkeit ihrer wissenschaftlichen und religiösen Systeme, Begriffe, Vorstellungen, Meinungen und Einrichtungen mit solcher Hartnäckigkeit bestehen? Daher, daß, wie wir schon oben sahen, mit

der, übrigens nur scheinbaren, Ausnahme solcher Menschen, die sich besonders durch ihren Kopf auszeichnen, in denen die Kopfthätigkeit die alle andern Thätigkeiten überwiegende ist, daher der Glückseligkeitstrieb mit dem Wissenstrieb in Eins zusammenfällt, der Wissenstrieb an dem Glückseligkeits-, Lebens-, Selbstbehauptungstrieb, oder wie man diesen Trieb nennen will, seine Grenze, sein Maß hat; der Wissenstrieb, der Geist, die Vernunft überhaupt nichts Selbstständiges, nichts vom Menschen Unterschiedenes ist. Ich, dieser Mensch ist es ja, der denkt, weiß, glaubt. Was ich bin, das denke ich daher unwillkührlich als wahr; und wie ich überhaupt bin, so denke ich. Der Typus meiner Individualität ist auch der Typus meiner Vernunft. Mein Denken, Wissen, Erkennen ist eines mit mir. Wir stimmen in der Vernunft nicht mehr überein, als im Menschen. Wir sind alle Menschen, aber Jeder ist ein anderer Mensch. Alle unterschiedslosen Uebereinstimmungen der Menschen in Glaubenssachen sind nur gewaltsam erzwungene oder erheuchelte. Wir können uns wohl die Gedanken Anderer aneignen, die im Besondern von den unsern abweichen; aber solche, die dem Wesen, der Gattung nach uns widersprechen, sind uns unassimilirbare Gifte. Daher sind wahre Freunde auch nur die, die auch in der Gattung wenigstens des theoretischen Denkens mit einander übereinstimmen; wo, versteht sich nicht in indifferenten oder particulären Dingen, theoretische Differenzen obwalten, da werden sich bald auch noch ganz andere Differenzen herausstellen; denn die theoretische Differenz ist nur Ausdruck einer Differenz des Seins, des Charakters, der Persönlichkeit. Daher geht auch der Haß, gegen das theoretische Wesen eines Menschen in persönlichen Haß; die Liebe, die Zuneigung zu den Lehren eines Menschen dagegen in persönliche Zuneigung über, oder setzt sie schon voraus. Einem Theologen daher zumuthen, er solle seine supranaturalistischen Vorstellungen für Träume erkennen, das heißt in seinem Sinne ihm zumuthen, er soll aus einem Engel ein Teufel werden. Einem reinen Büchergelehrten, der nie von seinen Augen einen andern theoretischen Gebrauch

gemacht hat, als daß er mit ihnen Bücher las — eine Thätigkeit, wobei das Sehen nur ein untergeordnetes und unwesentliches Mittel ist, denn das Geschriebene kann ich ja auch durch das Ohr vernehmen — zumuthen, er solle die Sinne als Lehrmeister und Urheber der Wissenschaft anerkennen, ist eben so viel, als wollte man einen Blinden zum Sehen auffordern. Einem Menschen überhaupt zumuthen, er solle seine, natürlich wesentlichen, in seiner Denkart begründeten Meinungen, Begriffe und Glaubensvorstellungen aufgeben, das heißt ihm zumuthen, er soll sein Wesen, er soll sich selbst aufgeben. Und wer wird das thun? Nirgends zeigt sich daher die Arroganz und Dünkelhaftigkeit der gewöhnlichen Gelehrten mehr, als in ihren Kritiken und Widerlegungen von Werken, die den alten, herkömmlichen, geheiligten Begriffen, Vorstellungen und Meinungen widersprechen. Sie bilden sich ein, sie könnten sich auf einen Augenblick wenigstens in den Standpunkt des Verfassers hineindenken, d. h. sie stehen in dieser, freilich auch noch anderer Beziehung auf dem Standpunkt der Kamtschadalen und andrer rohen Völker, welche glauben, daß die Seele aus dem Leibe herausspazieren und in andere Leiber übergehen könne. Allein so wenig sich die Seele der Gans in den Leib des Adlers, so wenig kann sich eine befangene theologische Seele in das Wesen eines freien Menschen und Denkers hineinversetzen. Der Neuerer, die geistige Jugend versteht wohl das Alter, aber das *Alter versteht nicht die Jugend*, wie selbst im häuslichen Leben die Aeltern tagtäglich zum Verderben ihrer Kinder, im politischen Leben die altklugen Regierungen zum Unheil ihrer jugendlich strebenden Völker beweisen. Die Regierungen unterdrücken mit Gewalt alle in ihrer Meinung den Menschen oder Völkern verderblichen Lehren. Aber es ist Nichts thörichter und roher, als den Menschen darüber zu bevormunden, was er glauben und denken soll; den Menschen da vertreten zu wollen, wo Jeder sich selbst am Besten vertritt, da ihn mit afterkluger, scheinbar väterlicher, in Wahrheit despotischer Besorgtheit zu beschützen, wo Jeder an dem Instinkt seiner

Selbstliebe seinen Schutzgeist hat. Wem der Glaube oder die Lehre, daß die Gottheit, oder, was eins ist, die Unsterblichkeit des Menschen ein Traum ist, wirklich verderblich ist, der verwirft diese Lehre, auch ohne daß ihn die christliche Geistlichkeit oder Polizei unterstützt. Was dem Wohl des Menschen widerspricht, widerspricht seinem Wesen. Was aber meinem Wesen widerspricht, das stoße ich von mir ab. Allmächtig ist der Selbsterhaltungstrieb. Wohl kann eine neue Wahrheit oder Lehre anfänglich störende, verderbliche Wirkungen äußern, weil mit den alten Vorstellungen auch immer dem Menschen alle Grundlagen seiner Existenz zu schwinden scheinen, aber diese Wunden heilen von selbst mit der Zeit. Die erst bittere Wahrheit wird später zur trauten Herzensfreundin. Allerdings kann man auch Individuen und ganzen Völkern ihrem Wesen widersprechende Vorstellungen und Lehren aufdringen; aber wo das geschieht, da wird ihnen auch fremdes Wesen aufgedrungen, ihr eignes gewaltsam unterdrückt. Den Völkern, denen man das alle Menschen über einen Leisten schlagende Christenthum aufgedrungen, hat man immer zugleich mit dem Joch des christlichen Glaubens auch den christlichen Despotismus oder doch den christlichen Branntwein aufgedrungen.

Es ist daher immer nur die neue Generation, die Jugend, welche eine Besserungs- und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen beweist, und zwar aus dem einfachen, ganz natürlichen Grunde, weil die Jugend noch offen, unbestimmt, ungebunden ist, also kein persönliches, egoistisches Interesse hat, sich gegen eine neue Wahrheit zu stemmen, wie die Alten, welche aus Selbstsucht, Eitelkeit, Vorurtheil, Gewohnheit bliebe; Amtspflicht, Altklugheit geschworne Feinde aller gründlichen Neuerungen sind. Wenn wir darum in Gedanken von den wirklichen Menschen den Allgemeinbegriff des Menschen abziehen und die entgegengesetzten Eigenschaften, welche die Menschen in der Wirklichkeit zeigen, in diesen Allgemeinbegriff zusammenfassen, so bekommen wir den Satz: der Mensch ist eben

so wohl ein stabiles, allen Fortschritten feindliches, immobiles, als ein progressives, neuerungslustiges, bewegliches Wesen. Allein die Vereinigung solcher sich widersprechender Eigenschaften, wie der Stabilität oder Ewigkeit und Perfectibilität, in einem und demselben Subject oder Wesen ist nur in der miraculösen Dialectik des christlichen Rationalismus möglich und gültig. In der Wirklichkeit und der auf die Anschauung derselben gegründeten Vernunft löst sich dieser Widerspruch dadurch, daß diese entgegengesetzten Eigenschaften auch in entgegengesetzte Wesen fallen — die Eigenschaft der Dieselbigkeit, Beharrlichkeit und Beständigkeit sowohl im Dießseits als Jenseits in die alten Menschen, die Unbeständigkeit, Besserungs- und Vervollkommnungsthätigkeit aber in die neuen, jungen Menschen. Die Perfectibilität des Menschen spricht daher so wenig für ein Jenseits, d. h. für eine Fortdauer, daß vielmehr nur der Tod der Untergang der alten verstockten Sünder und Philister die Bedingung des Fortschritts, nur auf das Nichtmehrsein der Alten, des Semper Idem die Hoffnung eines bessern, neuern Seins sich gründet. Glauben, daß man immer dieselbe Person, dasselbe Wesen bleiben und doch unendliche, also wesentliche Fortschritte machen könne, ist purer Mirakelglaube. Der Mensch auf einer höhern, wesentlich vollkommneren Stufe ist nothwendig auch ein wesentlich andrer Mensch, als der auf einer niedern Stufe.

Wie thöricht wäre es, wenn man einem Griechen aus dem Zeitalter der ersten rohen Hermen in das Zeitalter eines Phidias und Sophokles versetzte, um ihm aus christlicher Perfectibilitätsliebhaberei den Genuß der Anschauung vollkommner Kunstschönheit zu verschaffen! Der alte Grieche auf diesen Standpunkt versetzt würde entweder sich nicht mehr als sich selbst oder die Kunstwerke eines Phidias nicht als das, was sie sind, erkennen; denn er hätte keinen Sinn für sie. Sein Kunstsinn und Kunsttrieb ging nicht weiter, als die Kunstwerke seiner Zeit; ihre Rohheit war der befriedigende Ausdruck seiner eignen Rohheit.

Ich kann ihm nicht seinen unvollkommnen, rohen Kunstsinn nehmen, ohne ihm sein Wesen und Selbstbewußtsein zu nehmen. Der dießseitige, uncultivirte und der jenseitige, verfeinerte, vergeistigte, vervollkommnete Grieche sind, obwohl beide Griechen, doch so total andre Wesen, daß man diesen Widerspruch nur vermittelst verschiedner Zeiten und Generationen erklären, diese Gegensätze also nicht durch die Wunderthätigkeit der christlichen Dialectik in einander vermischen oder vereinen kann, ohne daß das Resultat Nichts, d. h. ein phantastischer Unsinn ist.

Denken wir uns, um ein andres uns näher liegendes Beispiel zu geben, einen alten heidnischen Germanen und dagegen einen modernen christlichen Deutschen. Welch ein Abstand! Wer kann sich einbilden, daß derselbe Germane, der nur im Kriegsgeschrei und Waffengeklirre die Stimme der Gottheit vernimmt, an den süßen Flöten- oder „Glockentönen" eines königlich preußischen Dompfaffen sich delectiren könne, ohne mit dieser Geschmacksverfeinerung sein ganzes, selbst leibliches Wesen einzubüßen? Ich sage selbst leibliches Wesen. Denn kann dieselbe Hand, die ein altdeutsches Schwert führte, ein musikalisches oder chirurgisches oder physikalisches Instrument oder gar die diplomatische, intriguante Feder eines christlich germanischen Heuchlers und Denuncianten führen? Kann derselbe Magen den biedern altdeutschen Gerstensaft und den chinesischen Thee eines „gebildeten" christlich germanischen Abendzirkels vertragen? Unmöglich; so wenig Du aus Gerstensaft Thee machen kannst, so wenig kannst Du einen alten Deutschen zu einem Neudeutschen promoviren, ohne daß Du zu verschiednen Zeiten und Personen Deine Zuflucht nimmst. Wenn daher im Jenseits sich der Mensch vervollkommnet, so ist diese Vervollkommnung entweder eine wesentliche, radicale, oder eine unwesentliche, oberflächliche. Ist sie jenes, so hebt sie die Einheit meines Wesens und Selbstbewußtseins auf; ich werde ein ganz andres, von mir

unterschiednes Wesen — so unterschieden, als es der künftige Mensch ist, der nach meinem Tode mein Thema fortsetzt und vollendet; ist sie aber das letztere, bleibe ich derselbe, so bleibt auch der wesentliche charakteristische Grad meiner Stufe und Vollkommenheit derselbe, so erhalte ich höchstens nur quantitativen Zuwachs und Zusatz, aber dann ist eben auch das Jenseits selbst nur ein müßiger, überflüssiger, nichtsnutziger Zusatz.

Allerdings hat der Mensch, selbst der stabile, unter dem Vorwand ewiger Fortschritte auf seiner Ewigkeit und Beharrlichkeit bestehende Mensch einen Vervollkommnungstrieb; aber dieser Trieb darf nicht vom Menschen abgezogen, verselbstständigt und nun bis in die Unendlichkeit der theologischen Phantastik hinein gesteigert werden. Der Vervollkommnungstrieb des Menschen ist ein untergeordneter, ein sit venia verbo! accidenzieller, nicht substanzieller Trieb. Der Grundtrieb des Menschen ist der Selbsterhaltungs-, Selbstbehauptungstrieb, also der Trieb der Beharrlichkeit. Die Wünsche des Menschen, wenigstens die gegründeten, die nicht aus der Luft gegriffnen, erstrecken sich nicht über die Grenze dessen, was er seiner wesentlichen, charakteristischen Bestimmtheit nach ist. Die Wünsche des Bauern gehen nicht über den Bauernstand, die des Gelehrten als solchen nicht über den Gelehrtenstand, die des Philosophen als solchen nicht über die Philosophie hinaus. Diogenes will kein Alexander, Napoleon kein Raphael, Napoleon will nur immer mehr Napoleon, Diogenes immer mehr Diogenes, der Gelehrte immer mehr Gelehrter, der Bauer — versteht sich, der gerne, mit Neigung Bauer ist — kein großer Gelehrter oder Staatsmann, sondern nur ein großer Bauer werden. Der Eskimo sehnt sich selbst in London nach seinem Seehundfleisch; seine Wünsche übersteigen nicht die Grenzen seines Gebiets; er will nur sein und haben, was der Eskimo überhaupt haben und sein kann. So will der Mensch überhaupt nichts Andres sein und haben, als er bereits ist und hat, aber

in einem höheren Grade, vermehrt, gesteigert*). Der Vervollkommnungstrieb ist nur der Beharrlichkeits- und Selbsterhaltungstrieb im Comparativ und Superlativ; er ist ein quantitativer und eben deßwegen ein durch die Qualität, die Ortbestimmtheit meines Wesens beschränkter Trieb. Die Bestimmtheit, das Maß meiner Fähigkeiten, Anlagen und Talente ist auch das Maß, die Bestimmtheit und Grenze meiner Vervollkommnungsfähigkeit. Ich bleibe daher meinem wesentlichen Charakter nach immer auf demselben Punkte stehen; denn ich kann mich nur soweit vervollkommnen, als ich mich überhaupt im Laufe der Zeit verändern kann, ohne aufzuhören, Derselbe zu sein. In den ersten Anfängen der Culturgeschichte eines Individuums ist darum schon der Charakter angedeutet, den es auf dem Höhenpunkt seiner Entwicklung darstellt; denn, wie es eine Blüthenzeit des Leibes, d. h. des Blutlebens, der plastischen, vegetativen Thätigkeit giebt, so giebt es auch eine Blüthezeit des Geistes, d. h. des Nerven-, insbesondre Hirnlebens. Und wir sind nur so lange in der Vervollkommnung begriffen, so lange wir nicht diesen Höhepunkt, diese Blüthenzeit erreicht, d. h. für unser Talent, unser Wesen noch nicht den klassischen, den entsprechenden Ausdruck gefunden haben. Wir machen zwar immerfort Fortschritte; wir machen sie so lange, als sich ein Tag an den andern reiht; aber es sind nur quantitative. Wir bilden uns zwar ein, so oft wir ein neues Werk schaffen, etwas wesentlich Neues zu bringen; aber so wie das Werk nur einige Zeit fertig vor uns dasteht, so erwachen wir aus dieser

---

*) Wie stimmt aber dieser Satz mit den Wünschen unsrer Proletarier, die Nichts sind und haben? Ei! die Proletarier haben bereits sehr viel, denn sie haben menschliches Selbstgefühl, menschlichen Bildungstrieb, menschliche Arbeitslust. Sie wollen nicht, wie man ihnen böswilliger Weise aufbürdet, vornehme Tagediebe, Müßiggänger und Schlemmer werden; sie wollen sich nicht im Burgunder und Champagner besaufen und an Austern und Gänseleberpasteten krank essen; sie wollen nur den Spottpreis der Arbeit steigern, den wahren Werth der Arbeit, folglich den Arbeiter als das, als was er sich bereits fühlt und weiß, nicht als Mittel, sondern als Selbstzweck, als selbstberechtigtes Wesen anerkannt wissen und geltend machen.

Täuschung und erkennen die Verwandtschaft, die Wesenseinheit desselben mit den vorangegangnen. Wie die Naturforscher eine Freude daran haben, die geringsten Unterschiede zu neuen Arten und Gattungen zu machen, um mit dem Namen einer neuen Pflanze, eines neuen Thiers oder Steins sich selbst einen Namen zu machen; so lieben wir alle es, die quantitativen Zuschüsse, die wir eigentlich nur der Güte der Zeit verdanken, auf Rechnung unsrer Virtuosität zu setzen, und die sich im Laufe des Lebens bildenden Varietäten unseres Wesens als neue Arten und Gattungen aufzustellen. Allein die Art, Gattung, Form, der Typus, der Charakter (oder wie man es sonst nennen will) unsres sowohl moralischen, als intellectuellen Wesens ändert sich nicht. Aus einem schlechten Dichter wird eben so wenig ein guter, vollkommner Dichter, aus einem verschrobnen, abergläubischen Kopf eben so wenig ein richtig und helldenkender Kopf, aus einem tückischen, neidischen, kriechenden Charakter eben so wenig ein nobler Charakter, als aus einem Nachtschatten eine Lilie, aus einem Esel ein Roß wird. Alle Fortschritte, die ich mache, bleiben sich ja der Art, dem Wesen nach immer gleich, denn sie tragen ja immer meine Farbe so gut, als die Fortschritte der Gans, so viel sie auch deren macht, immer Gänseschritte, die Jahrringe der Eiche, so viele sie auch in ihrem rastlosen Ausdehnungstrieb ansetzt, immer Eichenholz sind und bleiben. Die moralischen Wunderkuren des Christenthums gehören eben so, wie seine Todtenerweckungen und physischen Wunderkuren, ins Reich der Fabeln, oder wenn ihnen ja hie und da etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, in das Gebiet der, sei es nun absichtlichen oder unwillkührlichen Entstellungen, Uebertreibungen und Renommistereien, die sich jede Religion zur Bethörung des gläubigen Pöbels erlaubt. Allerdings wirkt alles Neue anfänglich erschütternd, umwälzend; aber bald stellen sich wieder, höchstens nur in anderer Weise, die alten Eigenschaften, Neigungen und Fehler ein, gleichwie die Heiden, wenn sie zu dem christlichen Gott bekehrt werden, in allen entscheidenden Fällen immer wieder zu den

alten Göttern zurückkehren, die Bastarde immer wieder nach einigen Generationen in die Urformen zurückschlagen. So kehrt denn auch der Christ trotz dem Eide der Treue, den er in der Taufe dem neuen Adam schwört, immer wieder zum alten Adam zurück. Alte Liebe rostet nicht, heißt es auch hier. Allerdings giebt es auch wirklich Revolutionen und Umwandlungen des Menschen; aber sie sind Nichts weniger, als Mirakel. Die Umkehrung des Paulus wiederholt sich noch täglich. Ich heirathe nie, ich liebe die Freiheit, ich hasse die Weiber oder Männer, sagt Die oder Der, aber siehe! Monsieur oder Mademoiselle darf nur den rechten Gegenstand finden, und das Gelübde der ewigen Keuschheit und Freiheit ist gebrochen. Ich hasse die Philosophie, die Zerstörerin des Glaubens, sagt Dieser; aber siehe! er braucht nur an das rechte Buch oder den rechten Mann zu kommen, und er wird aus einem leidenschaftlichen Feind ein eben so leidenschaftlicher Freund der Philosophie. So kommt jeder Mensch mehr oder weniger in seinem Leben an den Punkt, wo er den Eid ewiger Treue, den er irgend einem Götzen geschworen, bricht, weil er ihn als einen unbewußten falschen Eid erkennt. Aber mit dieser Umwälzung ist der Mensch nicht ein Anderer, ist er vielmehr jetzt erst Er selbst geworden, ist er nur aus einem Traum zum Bewußtsein seines Talents, Berufs und Wesens erwacht. Aber dieser Act des Selbstbewußtwerdens ist nun auch der wichtigste, der für alle Zukunft entscheidende, der das Leben quantitativ abschließende Act, so viele mich selbst überraschende Stufen und Phrasen ich auch noch innerhalb der Gattung, der Sphäre, die ich als mein Element erkenne, durchmachen mag.

Unsere Vervollkommnung besteht in nichts Anderm, als in der Entwicklung, und die Entwicklung in nichts Anderm, als in der Verdeutlichung und Verklärung dessen, was wir sind. Der Sinn unseres Wesens bleibt immer derselbe; es ändern sich nur die Worte; wir sagen immer Dasselbe, wir sagen es nur immer deutlicher; alle unsre Fortschritte, alle Werke, alle Worte, in denen wir uns aus-

sprechen, sind nur Synonyme. Unser Wesen tritt immer, so lange wir wenigstens im Wachsthum begriffen sind, entschiedner, klarer, bestimmter hervor; wir reinigen es durch die Erfahrung gewitzigt von seinen Fehlern und Auswüchsen, wir werden kritisch, verlieren aber leider! nur zu oft mit den Fehlern auch die Tugenden unsrer Jugend. Der Vervollkommnungstrieb ist daher allerdings auch zugleich ein kritischer Trieb, der eben deßwegen kein productiver, kein Trieb, mit dem wir das Christkindchen des himmlischen Jenseits zeugen könnten; denn diese Kritik erstreckt sich nur auf unsre plumpen, augenfälligen und eben deßwegen störenden Fehler, denn jeder fühlbare Fehler ist eine Incommodität, eine Beschränkung unsres Selbstgefühls, widerspricht also unsrer Selbstliebe, unserm Glückseligkeitstrieb, erstreckt sich also, wenigstens gesetzmäßig, alle supranaturalistischen, phantastischen Gefühle und Vorstellungen beiseite gesetzt, nur auf die Fehler, die wir beseitigen oder doch beschränken können, und auch wirklich schon in diesem Leben beseitigen oder doch beschränken, wenn wir anders genug Willen und Verstand besitzen, um die von der Natur uns zu Gebote stehenden Mittel dagegen anzuwenden; aber nicht auf die Fehler, wenn sie anders Fehler sind, die wir nicht fühlen, die mit unserm Wesen eins sind, und daher nicht von uns abgezogen werden können, ohne daß mit ihnen zugleich unser Wesen aufgehoben wird. Kurz wie alle Geheimnisse der Theologie, so findet auch der Vervollkommnungstrieb seinen Sinn und seine Auflösung nur in der Anthropologie; wir bringen aus diesem Trieb keinen Gott, kein himmlisches, supranaturalistisches Wesen — außer da, wo er selbst zu einem supranaturalistischen, d. i. phantastischen Trieb gemacht wird — wir bringen immer und immer wieder Nichts weiter als den Menschen heraus, denn er greift, ist er gleich Kritiker, wie gesagt, nicht den Fond, das Capital des Menschen an, dieses bleibt vielmehr unverändert; es soll nur immer mehr Zinsen bringen. Kurz der Vervollkommnungstrieb ist kein Schöpfer aus Nichts, sondern nur ein Baumeister, der die vorhandene Materie nur formt und ausbildet.

Der Mensch hat mit der ersten entscheidenden Schrift, sei sie auch noch so fehlerhaft und unvollkommen, dem Wesen nach alle seine spätern noch so vollkommnen Schriften geschrieben. Ein scharfsichtiger Geist entdeckt in ihr alle die Eigenschaften, die in den spätern nur klarer und herrlicher ins Licht treten und daher hier erst den Augen der Stumpfsinnigen auffallen. Die erste Schrift ist ein kühner Grundsatz, dem alle spätern Schriften nur als Folgesätze und Beweise nachfolgen. Glücklich ist Der, dem es vergönnt ist, die Consequenzen seiner Grundsätze selbst auszuspinnen. Aber es ist nicht nothwendig. Nein! die gehalt- und geistreichsten Schriften sind gerade die, welche zwar den Stoff zu unerschöpflichen Consequenzen enthalten, aber sie nicht selbst aussprechen. Solch ein Buch ist auch das Leben. Es ist nicht nothwendig, daß wir alle Consequenzen unsrer Talente entwickeln; es genügt, es ist der Zweck desselben erreicht, wenn wir nur die hauptsächlichsten Grund- und Vordersätze ausgesprochen haben *). Welch ein eitles, überflüssiges und nichtswürdiges Ding ist daher das Jenseits, wo der gehaltvolle und in sich vollendete Aphorismus unsers Lebens in dem Brei einer christlichen Predigt oder Demonstration von der Unsterblichkeit der Seele bis in alle Ewigkeit hin in seine doch schon hier zwar kurz und unpopulär, aber eben deßwegen geistvoll ausgesprochenen Consequenzen ausgetreten werden soll!

---

*) Allerdings sterben die wenigsten Menschen auf dem Punkt, wo sich keine Fortsetzung mehr denken läßt, wo ihr Wesen so zu sagen bis auf den letzten Tropfen erschöpft ist. Die Meisten hätten immer noch Etwas thun können, wenn sie länger gelebt hätten. Aber in diesem Sinne erschöpfen sich auch die wenigsten Thiere, die wenigsten Pflanzen. Die meisten hätten ihr Wesen noch länger forttreiben können, wenn nicht irgend eine besondere Ursache des Todes die Fortsetzung verhindert hätte. Merkwürdig, obwohl sehr begreiflich ist es, daß die Thiere unter dem Schutze der menschlichen Vorsehung ein weit höheres Alter erreichen, als im Freien unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung, d. h. der Natur — ein höchst populärer Beweis, daß in der Natur nichts Anderes waltet als die Natur, da, wo die menschliche Vorsehung, die menschliche Vernunft aufhört, überhaupt die Vernunft und Vorsehung wenigstens in unsrer Natur, d. h. auf der Erde aufhört.

Ueber meine

„Gedanken über Tod und Unsterblichkeit."

Der Hauptvorwurf, den man den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" gemacht, reducirt sich darauf, daß sie absolut negativ wären, die Persönlichkeit, die Individualität vernichteten. Dieser Vorwurf ist aber nur ein von der Oberfläche abgeschöpfter. Wenn ich einem Menschen beweise, daß er das nicht in Wirklichkeit ist, was er in seiner Einbildung ist, so bin ich allerdings negativ gegen ihn, ich thue ihm wehe, ich enttäusche ihn; aber ich bin nur negativ gegen sein eingebildetes, nicht gegen sein wirkliches Wesen; was er außerdem ist, anerkenne ich mit Freuden, ja ich nehme ihm nur seine Einbildung, damit er sich erkenne und sein Denken und Wollen auf einen seinem wirklichen Wesen entsprechenden, seine Kräfte nicht übersteigenden Gegenstand richte. Ich kenne, erzählt Castiglione in seinem Cortegiano, einen ausgezeichneten Musiker, welcher die Musik aufgegeben und sich gänzlich aufs Versmachen verlegt hat, und sich für den größten Dichter hält, obgleich er bei Jedermann sich mit seinen Gedichten nur lächerlich macht. Ein Anderer, einer der ersten Maler von der Welt, verachtet diese Kunst, worin er Meister ist, und hat sich dafür auf das Studium der Philosophie gelegt, in welcher er aber nur die tollsten Einfälle und Chimären ausbrütet. Wenn ich nun diesem Maler die Eigenschaft

eines Philosophen, jenem Musiker die Eigenschaft eines Dichters abspreche, bin ich negativ, grausam gegen sie? Bin ich nicht vielmehr ihr Wohlthäter, ihr Heiland, selbst wenn ich mit den Waffen des bittersten Spottes ihre Narrheit bekämpfe, um sie zur Vernunft und Anwendung ihrer wahren Talente zurückzuführen? Seht! gerade so ist es mit der Unsterblichkeit, nur mit dem Unterschied, daß was außer der Religion für eine Offenbarung der menschlichen Thorheit und Verrücktheit gilt, in der Religion — die Unsterblichkeit ist ja aber eine Sache derselben — für Offenbarung göttlicher Wahrheit und Weisheit gilt. Der Verfasser spricht dem Individuum nur das eingebildete Talent zum unsterblichen Leben ab, damit es sein wirkliches Talent, das Talent zu diesem Leben geltend mache, nicht einer Einbildung aufopfere; denn überall, wo der Glaube an ein Jenseits That und Wahrheit wird, wo die Lebensklugheit sich nicht ins Mittel zwischen den Glauben und seine Consequenzen schlägt, entzieht er dem Menschen die Fähigkeiten und Mittel zu diesem Leben, wie wir dies auf eine höchst sinnfällige Weise bei den Völkern sehen, welche dem religiösen Wahne einer Existenz nach dem Tode Gut und Blut aufopfern, dem Verstorbenen nicht nur sein Mobiliarvermögen, sondern auch seine Frauen, seine Diener mit ins Jenseits, d. h. ins Grab mitgeben. Bei den Christen ist es eben so, nur daß diese nicht den Leib, sondern die Seele, die Vernunft, die Thatkraft an das Jenseits verschwenden. Der Verfasser negirt also nur die eingebildete, supranaturalistisch aufgeblasene Persönlichkeit, um die wirkliche, lebendige Persönlichkeit um so energischer bejahen zu können; verwirft die Ansprüche auf den Himmel nur, um die Ansprüche auf die Erde zu steigern, den Werth des irdischen Lebens und Menschen zu erhöhen. Er will, daß die Menschen nicht mehr auf Tauben warten, die ihnen gebraten vom oder im Himmel in den Mund fliegen, sondern selbst sich Tauben fangen und braten, wiewohl er sich deßwegen nicht etwa mit der Hoffnung schmeichelt, daß sie den christlichen Himmel je auf der Erde bekommen werden und können, denn

dieser bleibt ewig nur im Himmel der Phantasie. Er will nur, daß sie über den himmlischen Tauben nicht die irdischen aus den Augen und Händen verlieren, und eine mäßige, aber wirkliche Glückseligkeit einer maßlosen, aber eingebildeten Seligkeit vorziehen.

Aber beraubt denn nicht der Glaube oder die Lehre, daß es kein anderes Leben als dieses giebt, den Menschen seiner edelsten Kraft, der Kraft, sein Leben aufzuopfern? Wer wird dieses Leben hingeben, wenn es den Werth des einzigen Lebens, folglich den Werth eines unersetzbaren Gutes bekommt? Allerdings werden sich die sterblichen Menschen nicht mehr zu den luxuriösen, phantastischen Opfern der unsterblichen Christen verstehen; sie werden sich nicht mehr zum Besten der Kirche von christlichen Tezeln das Geld gutwillig aus der Tasche stehlen lassen; sie werden sich nicht mehr zu willenlosen Werkzeugen des geistlichen oder politischen Despotismus gebrauchen lassen, nicht mehr für religiöse Grillen oder fürstliche Launen ihr kostbares Leben verschwenden. Aber sie werden sich zu den Opfern verstehen, die nothwendig sind, und nur diese sind die wahren Opfer, die Opfer, die Sinn und Vernunft haben. Wer ohne Noth und Drang ein Opfer bringt, ist ein Narr oder Heuchler. Opfer sind poetische Handlungen, Handlungen der Begeisterung; aber in Begeisterung kann man sich nicht willkührlich versetzen; Opfer ex officio, Opfer auf Commando, sei es nun eines Herrn oder kategorischen Imperativs, sind so schlecht, als Gedichte auf Commando. Wahre Gedichte entspringen nur aus innerer, einem äußern Vorfall oder Gegenstand entsprechender Nothwendigkeit. Der wahre Dichter kann eben so wenig immer dichten, der wahre geistige Producent überhaupt eben so wenig immer produciren, als der Baum immer Blüthen und Früchte tragen kann. Die Poesie a priori, die Poesie, die Nichts voraussetzt, keinen Eindruck von Außen, keine Noth, keine Leiden,

taugt eben so wenig Etwas als die Philosophie a priori. Aber dasselbe gilt von der Moral. Die vom Menschen abgesonderte, für sich selbst gedachte Moral, der Nichts voraussetzende Wille, der unabhängige kategorische Imperativ hat eben so viel und eben so wenig Realität, als die Nichts voraussetzende Logik. Wahre Opfer sind, wie gesagt, nur Handlungen der Begeisterung, des Affects, Handlungen, die Du thun mußt, die ein Ausdruck Deines ganzen, unwillkürlichen Wesens sind; aber zu solchen Handlungen, die allein auch den Namen von Handlungen verdienen, ist in dem alltäglichen, philiströsen Gewohnheitsschlendrian gar keine Gelegenheit; sie geschehen nur in kritischen Fällen, in außerordentlichen Momenten, in solchen, wo der Mensch Alles verliert, wenn er nicht Alles wagt, wo das Theuerste, Höchste auf dem Spiele steht, wo also ihre Unterlassung eine moralische Selbstvernichtung ist. So lange es also noch eine Nothwendigkeit zu Opfern giebt, so lange wird es auch noch, und zwar ganz unabhängig von den christlichen Glaubensartikeln und den Geboten des kategorischen Imperativs, Opfer geben, gleichwie so lange Poesie sein wird, als Ursache, Stoff zur Poesie vorhanden ist. Aber freilich die Opfer der christlichen Galanterie werden zugleich mit dem Verdienstorden der Unsterblichkeit verschwinden.

Ich bemerke, daß ich unter Opfern hier nur die thätigen, heroischen Opfer verstand; denn was die leidenden Opfer betrifft, d. h. die Uebel, welche der Mensch um seiner Ueberzeugung willen erträgt, so haben wir ja schon in unsrer Gegenwart die zahlreichsten und schlagendsten Beweise, daß der Unglaube an Gott und Unsterblichkeit oder der Glaube an das Gegentheil — die Worte: Religion und Glauben haben so widersprechende Bedeutungen, daß auch die Ungläubigen sich Religion und Glauben vindiciren, so Glauben in der Bedeutung subjectiver Gewißheit, thatkräftiger Ueberzeugung — daß, sage ich, der Glaube

an keine Unsterblichkeit dem Menschen nicht die Kraft nimmt, auf die Glücksgüter zu verzichten. Wir sehen ja, wie die Ungläubigen überall Zurücksetzung, Beschimpfung, Verfolgung, Beraubung aller Art um ihres Unglaubens willen erdulden. So hat sich das Blatt gewendet! Während sonst die Menschen des ewigen Lebens wegen an Gott glaubten, so glauben sie jetzt des zeitlichen Lebens wegen an ihn; während sonst mit dem Gottes- und Unsterblichkeitsglauben — es ist ja im Grunde Ein Glaube — der Verlust, ist jetzt der Gewinn und Genuß der Glücksgüter mit ihm verbunden; während sonst der Atheismus nur eine Sache der Höfe, des Luxus und Witzes, der Eitelkeit, Ueppigkeit, Oberflächlichkeit und Frivolität war, ist jetzt der Atheismus die Sache der Arbeiter, der geistigen sowohl, als der leiblichen, eben damit eine Sache des Ernstes, der Gründlichkeit, der Nothwendigkeit, der schlichten Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit geworden; kurz während sonst die Christen die Armen, die Verfolgten, die Leidenden waren, sind es jetzt die Nichtchristen. Welch sonderbarer Wechsel! Die namentlichen oder theoretischen Christen und Gottesgläubigen überhaupt sind die praktischen, faktischen Heiden, und die namentlichen, theoretischen Heiden sind die praktischen, die wirklichen Christen. Doch freut Euch, Ihr Leidenden! der politische Triumph des Christenthums ist sein moralischer Untergang. Die jetzt in ihrer und Anderer Meinung die Freunde und Beschützer des Christenthums sind, wird man einst als seine wahren Feinde, und die jetzt für die Feinde des Christenthums gelten, einst als seine wahren Freunde erkennen*). Falsche Freunde, wißt Ihr ja, sind Schmeichler, sie loben selbst die Fehler des Freundes, machen aus ihm einen Gott, während die wahren Freunde den Freund

*) Wer das primitive Christenthum wieder herstellt, stellt mit ihm auch die Principien von allen den Consequenzen wieder her, die er gerade durch diese Wiederherstellung beseitigen will. Das, was einst das Christenthum war und wollte, will und ist jetzt das Menschenthum. Nur die Wiederherstellung, die zugleich ein neues Princip aufstellt, ist die wahre; jede andere ist eine geistlose Repetition.

nur als Menschen lieben, seine Tugenden loben, aber seine Fehler verwerfen.

Ich habe behauptet, die wahren Opfer sind nur die, welche aus äußerer und innerer Nothwendigkeit entspringen, welche also eigentlich keine Opfer, keine verdienstlichen Handlungen sind. Eine Behauptung, die für christliche Moralisten eine sinnlose ist, denn in ihrem Sinne ist die Tugend und ein christlicher Civil- oder Militairverdienstorden ein identischer Begriff. Aber ich frage: sind Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Zeugen und Säugen, Waschen und Bügeln, Ackern und Rajolen, Malen und Zeichnen, Schießen und Jagen, Lesen und Schreiben, kurz alle die zahllosen natürlichen und bürgerlichen Verrichtungen und Handlungen der Menschen moralische oder unmoralische? Und jeder vernünftige Mensch wird darauf antworten: sie sind weder das eine, noch das andere. Wann entsteht also erst der Begriff der Moralität oder vielmehr Unmoralität — denn jene setzt diese voraus; das Gesetz, die Gesetzlosigkeit oder vielmehr Naturwidrigkeit — erst dann, wenn ich über einer an sich nicht unmoralischen Handlung eine andere an sich eben so wenig moralische Verrichtung zurücksetze. Diese Frau liebt Gesellschaft, Unterhaltung; diese Liebe ist nicht unmoralisch; aber sie vernachlässigt über dem Besuch der Gesellschaften die Sorge für ihre Kinder; deßwegen nennt sie die moralische, d. h. böse Welt, eine schlechte Mutter, obgleich die Kindersorge und Pflege an sich keine moralische Handlung ist, denn sie ist eine Folge der natürlichen Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Was daher für diese Frau ein Opfer, eine Tugend ist, wenn sie ihre Kinder pflegt, weil sie ihre Neigung zu Gesellschaften bekämpft, das ist für eine andere Frau, die nicht diese oder andere, mit ihrer Mutterliebe in Collision kommende Neigungen hat, die nirgends lieber als zu Hause bei ihren Kindern ist, kein Opfer,

keine Tugend. Die Pflicht ist daher Nichts weniger als ein Deus ex machina; ein aus dem Himmel, aus einer andern Welt auf die Erde herabgekommnes Meteor; sie gehört zu keiner andern *Gattung* von Wesen, als die menschlichen Triebe und Neigungen; sie ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Gebein; sie ist nichts Andres als ein menschlicher Trieb, der gegen die Herrschsucht eines andern Triebes sein Recht geltend macht; sie ist als böses Gewissen nur der zürnende Schatten oder Geist eines Triebes, den ein anderer stärkerer Trieb gewaltsam ums Leben gebracht hat oder bringen will. Wozu der Mensch keinen Trieb hat, dazu hat er auch keine Pflicht; oder: es kann dem Menschen Nichts zur Pflicht gemacht werden, was nicht wenigstens irgend ein Mensch nicht aus Pflicht, sondern aus reiner Neigung oder Natur thut. Es ist daher ganz falsch, wenn ich die Pflicht für sich selbst zum Gegenstande mache und als ein eignes Genus oder Wesen den Trieben entgegensetze. „Wenn die Natur", sagt Kant, „diesem oder jenem wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigenen mit der besondern Gabe der Geduld und aushaltender Stärke versehen, dergleichen bei jedem andern auch voraussetzt, oder gar fordert, wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Product sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreund gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höhern Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohlthue *nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.*" Allerdings soll ich nicht blos aus Neigung, Temperament, Gefühl wohlthun, sondern zugleich aus Pflicht, aus Grundsatz, aber was ist denn die pflichtmäßige Wohlthätigkeit anders als der zum Gegenstand meines Bewußtseins und Wollens erhobne Wohlthätigkeits-

trieb?*) Die Pflicht ist nicht a priori in mir, sie ist erst vom Triebe, vom Gefühle abstrahirt. Die Pflicht ist eine Erscheinung, eine Folge, eine Wirkung der menschlichen Natur, die erst später im Verlauf der (scilicet bisherigen) Cultur, wo der Mensch den Ursprung aller Dinge vergißt, zum Grunde, zur Ursache erhoben wird. Wozu sich der Mensch getrieben sah und fühlte, was er als Nothwendigkeit seiner Natur erkannte, das hat er zum Gesetz, zur Pflicht auch für Andere erhoben. Wenn ich daher ohne alle Neigung, blos aus Pflicht handle, so handle ich eigentlich als Affe, zwar nicht als unmittelbarer, doch als mittelbarer Affe; denn wozu ich keine Neigung, wovon ich also keine Empfindung aus mir selbst habe, das ist mir auch nur auf dem Wege der Tradition zugekommen — wie denn wirklich die Tugenden der meisten Menschen nur traditionelle, nachgemachte Tugenden sind, Tugenden, die nicht aus dem Ursprung, aus dem lautern Quell der Empfindung, des Triebs, sondern nur aus der Vorstellung von andern Menschen stammen, eben deßwegen nur Scheintugenden sind. Eine Tugend ohne Neigung ist eben so viel, als ein Wort, das ich einem Andern ohne Sinn nachrede, denn die Pflicht ist nur ein Name, ein Wort, dessen ursprünglicher Sinn die Neigung, der Trieb ist. Was ich ohne Neigung thue, das thue ich ungern, mit Zwang, und rechne mir es eben deßwegen als Verdienst an, aber gerade durch diesen Anspruch bekenne ich, daß meine Tugend eine falsche, eine erlogne ist, daß ich mich in meiner Tugend in einer unnatürlichen Spannung mit mir selbst befinde. Denn was ist der Verdienst der Tugend? die Glückseligkeit. Was ist aber die Glückseligkeit? das Leben im Einklang mit meinen Neigungen und Trieben. Die Tugend soll glückselig werden, d. h. also nicht mehr mit

*) Omnibus enim natura fundamenta dedit, semenque virtutum: omnes ad omnia ista nati sumus. Seneca. Ep. 108. Auch Kant in seiner Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß sagt: „Es giebt aber auch Menschen, welche von Natur einen Charakter haben, und welche zur Großmuth, zur Ehrliebe u. s. w. geboren zu sein scheinen.“

meinen Neigungen im Widerspruch stehen, folglich nicht mehr Tugend sein; denn Tugend ist ja nur, was im Widerspruch mit meinen Neigungen steht. Warum giebst Du denn nun aber Deiner Tugend erst hintendrein, warum nicht gleich im Anfang den Garaus? Erst machst Du Deiner Tugend Platz, und im Himmel dann Deiner Neigung. Wie verkehrt! Was im Himmel gilt, soll hier schon gelten. Was Du von oben erwartest, kannst und sollst Du Dir selber verschaffen; setze Deine Tugend in Einklang mit Deiner Neigung, Deiner Sinnlichkeit. Nur die dem Menschen nicht widersprechende und eben deßwegen glückselige Tugend, nur die Tugend, die keine Tugend ist und sein will, keine Prätensionen macht, die ein natürliches Kind, ein Kind der Liebe, ist allein die wahre Tugend. Allerdings ist auch diese Tugend eine verdienstliche, aber in keinem andern Sinn, als es überhaupt jede Thätigkeit des Menschen ist, wenn sie gleich in Neigung und Anlage ihren Grund hat; denn nirgends, selbst nicht auf dem Gebiete der Kunst, fliegen dem Menschen die Tauben gebraten in den Mund; er muß Alles lernen, ausbilden, im Schweiß seines Angesichts auf den Gipfel der Vollendung emporheben; er erreicht nirgends seine Naturbestimmung ohne Selbstbestimmung, ohne Fleiß, Uebung, Anstrengung, und eben deßwegen ohne Ueberwindung unzähliger particulärer Neigungen und Gelüste. Aber diese Selbstverleugnung hat keine andere Bedeutung, als die diätetische Selbstverleugnung, die wir täglich zum Besten unsrer Gesundheit, d. h. zur Befriedigung unseres Triebs nach körperlichem Wohlsein anwenden. Wir haben täglich eine Menge vorübergehender Gelüste, augenblicklicher Schauer, Antipathien und weichlicher Gefühle, die, wie die Frau Basen den Mann, der dem rücksichtslosen Trieb seines Talents folgt, uns warnen und persuadiren wollen, daß wir doch ja nicht unsre empfindliche Haut dem kalten Wasser oder Winde, unsre lieben Arme und Beine keiner anstrengenden Muskelbewegung, unser Leckermaul nicht den Grobheiten schlichter Hausmannskost aussetzen. Aber wir erkennen durch die Erfahrung belehrt, diese weich-

lichen, bald abwehrenden, bald anlockenden Gefühle als Schmeichler, als falsche Freunde und geben ihnen daher kein Gehör. So gehört selbst zur Erhaltung der Gesundheit, zur Befriedigung des einfachsten und natürlichsten Triebes, ein gewisser Heroismus. Aber es ist wahrer Unsinn, diese Selbstüberwindungen auf die Grundtriebe und Grundneigungen auszudehnen; Unsinn, die Negation der zahllosen Spielarten und Bastarde unsrer Neigungen zur Negation der Gattung selbst zu machen. Der Wille, das Idol des moralischen Supranaturalismus, verhält sich zu den sinnlichen Trieben und Neigungen gerade so, wie die Vernunft, die ja seine Voraussetzung ist, sich zu den Sinnen verhält — also wie die Gattung zu den Arten oder den einzelnen Individuen. Ein Beispiel. Wer, wie der Wilde, ohne an die Folgen zu denken, so lange fortißt, bis Alles rein aufgefressen, ist ein Sklave der Freßbegierde. Wer durch die Vorstellung der Zukunft das Maß des gegenwärtigen Genusses bestimmt, ißt mit Freiheit und Vernunft. Aber so wenig die Zukunft etwas der Gattung nach oder an sich Uebersinnliches, obwohl sie über diesem sinnlichen Augenblick schwebt und für mich nur ein Object des Denkens ist, so wenig ist es der Wille, durch den ich mich über diese sinnliche Begierde erhebe; ich mache im Willen nur mein sinnliches Wesen überhaupt oder im Ganzen gegen eine bestimmte Art der Sinnlichkeit, die sich zu meinem absoluten Wesen aufwerfen will, geltend. Wenn ich im Trinken mich beschränke, um mich nicht zu betrinken, ist diese Selbstbeschränkung und Selbstbestimmung ein Beweis einer übersinnlichen Kraft? Nein! denn ich beweise nur dadurch, daß ich außer und über der Gurgel auch noch einen K o p f habe, dessen normale, mein Ich selbst begründende Thätigkeit ich nicht durch die Einflüsse meiner Gurgel aufgehoben wissen will.

Es giebt also allerdings auch selbst von der auf Neigung gegründeten Tugend unabsonderliche Opfer, aber diese Opfer machen keine Ansprüche auf ein himmlisches Jenseits, eben weil sie nothwendig sind, weil wir

keinen Trieb, keinen Sinn, keinen Wunsch befriedigen können, ohne, wenn auch oft nur momentan, eine Menge anderer Nebenwünsche aufzuopfern, die heilige Ceremonie der Beschneidung mit uns vornehmen müssen, wenn wir Früchte hervorbringen wollen, an denen sich Leib und Seele labe. Sich über diese Selbstbeschneidung beklagen wollen, das wäre gerade so viel, als wenn ein Botaniker sich darüber beklagen wollte, daß er nicht alle Blumen, die auf der lieben Erde blühen, in sein Herbarium einlegen könne. Allerdings giebt es auch Opfer, die nicht nothwendig sind, die nicht sein können und sollen. Dieser Vater opfert seinen Kindern zu Liebe, nur um ihren Hunger zu stillen, alle seine Freuden, alle seine geistigen Bedürfnisse auf. Aber ist dieses Opfer nothwendig? Was dieser arme Mann nicht hat, das besitzt ein Andrer im Ueberfluß. Aus diesen Opfern der Tugend, wie aus allen andern moralischen Leiden, ergiebt sich daher Nichts weniger als die Nothwendigkeit eines himmlischen Jenseits, ergiebt sich nur die Nothwendigkeit der Abänderung der aufhebbaren Uebelstände des menschlichen Lebens. Wie thöricht, aus dem Mangel der menschlichen Gerechtigkeit, daraus, daß der Unschuldige oft hier leidet, auf die Nothwendigkeit einer göttlichen Gerechtigkeit zu schließen! Was hilft es dem Unglücklichen, wenn erst hintendrein, nachdem er zu Tode gemartert wurde, nachdem also bereits sein Leiden vorbei ist, dieses ihm vergolten wird! Macht, daß er nicht leidet, verhindert, beschränkt wenigstens, so viel als ihr könnt — und ihr könnt, wenn ihr nur ernstlich wollt! — Handlungen der menschlichen Ungerechtigkeit. So hat nur in unserm Mangel an Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit das Jenseits seinen Grund. Ist aber wirklich der Schluß von dem menschlichen Elend auf ein übermenschliches Jenseits begründet, sind wirklich die moralischen Leiden und Uebel die Bürgen einer bessern Welt, so sind alle Verbesserungsbestrebungen auf dieser Erde sinnlos, denn wir beseitigen ja mit den Uebeln der Erde die Bürgen und Stützen des Himmels. Jede Verbesserung der Justiz auf Erden ist eine Beeinträchtigung der himmlischen Justiz,

jeder Gewinn für das Dießseits ein Deficit für das Jenseits. Eins steht und fällt nur auf Kosten des Andern.

Doch ich bin unwillkührlich aus meiner Rolle gefallen. Statt Bemerkungen über meine Schriften zu geben, wie ich vorhatte, habe ich mich in selbstständige Entwicklungen verloren. Ich kehre daher wieder zu meiner Aufgabe zurück. Meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit sind allerdings negativ, aber aus dem einfachen Grunde, weil es ihr Gegenstand — der Tod ist. Mag man auch über den Tod denken, wie man will, den Todten noch als existirend sich vorstellen, so ist doch immer der Tod oder diese Existenz im Tode die Negation, die Verneinung dieses Lebens. Die Religion sagt zu dem Vater, dem sein Kind der Tod entrissen: Tröste Dich! Dein Kind ist nicht todt; es lebt! Gut; aber es lebt ein Leben, das schrecklicher als der Tod ist; denn es lebt da, wo nicht seine Aeltern, seine Geschwister, seine Puppen sind, lebt in der Beraubung, der Abwesenheit seiner liebsten, theuersten Gegenstände, lebt also in der Höllenpein verzehrender Sehnsucht. Die Sophistik der Theologie kann freilich durch die Allmacht der menschlichen Einbildungskraft den Todten allerlei Gaukeleien und Illusionen vormachen, daß sie den Tod nicht fühlen, die Ihrigen nicht schmerzlich vermissen; aber das unverdorbne, noch nicht für den Unterschied von Schein und Wesen, Wahrheit und Lüge abgestumpfte Menschenherz läßt sich nicht durch die Gaukeleien und Vorspiegelungen der Theologie an der Wahrheit und Heiligkeit seines Schmerzes irre machen. Das wahre Herz verschmäht sogar alle religiösen Scheintrostgründe; es hält es für Sünde gegen den geliebten Todten, sich über seinen Verlust zu trösten, ihn nicht aufs Schmerzlichste zu empfinden; es betrachtet den Schmerz als ein heiliges Opfer, das es dem Todten darbringt. Kurz der Tod ist ein Uebel, wofür kein Kraut gewachsen ist — am Wenigsten auf dem Mist der Theologie; denn es ist nur Selbsttäuschung, wenn die Menschen

glauben, es sei die Macht der Religion, des Glaubens, was sie tröste; sie schreiben Gott zu, was nur seinen Grund in natürlichen Ursachen hat, als da sind die Macht der verborgnen Ueberzeugung von der Natürlichkeit des Todes, die Macht der Vorstellung von seiner Unabänderlichkeit, die Macht der Thränen und Klagen, wodurch wir unserm Schmerz Luft machen, die Macht der Theilnahme Anderer, die Macht der Zeit, die Macht der gewohnten Beschäftigungen, die Macht der Lebens- und Selbstliebe, die Macht des Gemüths und Temperaments*). Wenn man daher den Gedanken über Tod und Unsterblichkeit den Vorwurf der Negativität macht, so macht man der Schrift ihr Thema zum Vorwurf — zum Vorwurf, daß sie nicht von dem Leben, sondern von dem Tode des Individuums handelt. Kann man aber einer Grabrede darüber einen Vorwurf machen, daß sie eine Grabrede ist, und folglich nicht von den Freuden eines Geburtstagsfestes handelt? Ist es nicht lächerlich, Forderungen an einen Schriftsteller zu stellen, die jenseits seines Themas liegen? Gewiß ist es sehr lächerlich und doch wie häufig geschieht es! Welche thörichten Consequenzen haben nicht die scharfsinnigen Kritiker aus meinem „Wesen des Christenthums" herausgebracht, lediglich weil sie Forderungen an dasselbe stellten, die absolut jenseits seiner Aufgabe lagen! Woher, schrieen sie, ist denn das Bewußtsein, woher der Mensch? Welche thörichte Frage! Ist denn der Mensch mit dem Christenthum erst entstanden? Sind die Christen die ersten Menschen? Ist also die Frage von der — übrigens nur innern, psychologisch-historischen — Entstehung des Christenthums eins mit der Frage von der Entstehung des Menschengeschlechts oder

*) Wir haben hieran ein sehr deutliches Beispiel, wie die Menschen auf Rechnung der Religion oder der Gottheit setzen, was in unendlich vielen, theils bemerkbaren, theils unmerklichen Ursachen seinen Grund hat, wie das Wort Gott nur ein kurzes und bequemes Wort ist, wodurch die Menschen das unendlich Viele der Wirklichkeit in ein Eins compendiarisch zusammenfassen, um sich der Mühe zu überheben, die Gründe im Detail kennen zu lernen und anzugeben.

gar der Welt? Die Entstehung des Menschen, der Welt überhaupt im Sinne des Christenthums ist die Erschaffung — die Ableitung derselben aus dem Willen Gottes. Und diese fand ihre Erledigung im Wesen des Christenthums. Was aber die wirkliche, die natürliche Entstehung des Menschen betrifft, so gehört diese, wenn sie anders vor das Forum der Religion, nicht vielmehr vor das der Naturwissenschaft gehört, in die vorchristlichen Naturreligionen. Der Ort, die passende Stelle zur Beantwortung der Frage: woher ist der Mensch? war daher erst die „das Wesen der Religion" — überhaupt, nicht der christlichen insbesondre — überschriebne Reihe von Gedanken. Was war aber auch hier meine Aufgabe? Etwa die, mit theoretischen Mirakeln, mit phantastischen, theosophischen Hypothesen, mit nichtssagenden Erklärungen und speculativen, Nichts, d. h. Nichts als die menschliche Willkür und Unwissenheit voraussetzenden Gründen die Mängel unsers gegenwärtigen Wissens zu bemänteln? Gottbewahre! meine Aufgabe war eine empirische, historische, aber nicht extensiv, sondern intensiv historische — war nur die, statt mich, die Geschichte der Menschheit reden zu lassen, oder vielmehr Das, was die Menschheit in der Religion, insbesondre der Naturreligion längst gedacht und gethan hat, zu sagen. Die Gründe, die ich für die Entstehung des Menschen aus der Natur anführe — eine Entstehung, die sich übrigens für Jeden, der nur einigermaßen Natursinn hat, von selbst versteht, ja eine unmittelbare Gewißheit ist, wenn er gleich nicht eine specielle Erklärung sich geben kann, weil diese an und für sich unmöglich ist, dem Thema widerspricht, indem die Entstehung des Menschen und der ihm entsprechenden Thier- und Pflanzenwelt ein universeller Act war —*) diese Gründe haben keine selbstständige Bedeutung;

*) Wenn die Menschen ihren Ursprung aus der Natur unbegreiflich finden, so kommt das nur daher, daß sie die unendliche Reihe von Veränderungen und Vermittlungen, die zwischen dem Menschen als Product der Bildung und dem Menschen als Product der Natur liegen, übersehen, ihr jetziges Wesen mit dem ursprünglichen

sie sollen nur erklären und rechtfertigen, was der einfache Natursinn der Völker thatsächlich in der Verehrung der Natur, als der Mutter der Menschheit ausgesprochen hat. Aber woher ist denn die Natur? Sie ist von sich und aus sich, sie hat keinen Anfang und kein Ende; Anfang und Ende der Welt sind menschliche Vorstellungen — Vorstellungen, die der Mensch von sich, weil er zu einer bestimmten Zeit anfängt und endet, auf die Natur überträgt. Alle Erklärungen der Natur setzen immer schon die Natur voraus. Der Gott, aus dem man die Natur deducirt, d. h. der Gott, der oder wiefern er keine dem Menschen entnommenen Eigenschaften hat, ist selbst ein aus der Natur entsprungnes, von ihr abgeleitetes, nur Wirkungen, Eigenschaften und Erscheinungen der Natur ausdrückendes Wesen*). Gleichwie ich daher nicht, wie man mir kritikloser Weise aufgebürdet hat, auf meine Rechnung, wo ich freilich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hätte, sondern auf Grund der christlichen Religion den Menschen als Gott, so habe ich in jenem kurzen Gedankenexcerpt aus der Religionsgeschichte nur auf Grund der

---

Wesen des Menschen identificiren. Allerdings ist der Ursprung eines Lieutenants, Pastors, Regierungsrathes, Professors aus der Natur unerklärlich, aber den Inhalt meines gegenwärtigen Kopfes kann ich auch nicht unmittelbar aus dem Mutterleib oder dem Zuller, den ich einst als Kind im Munde führte, ableiten. Wüßten wir nicht aus dem Munde Anderer und bis zu einer gewissen Grenze aus der eignen Erinnerung, daß wir einst Kinder waren, so würden wir das Dasein des erwachsenen Menschen eben so unbegreiflich finden, zur Erklärung seines Ursprungs eben so zu den Wundern der Theologie unsre Zuflucht nehmen, als jetzt zur Erklärung des ursprünglichen Menschen.

*) Einen sehr augenfälligen Beweis, daß der vom Menschen, als bewußtem, wollenden, persönlichen Wesen, unterschiedene Gott nichts Anderes bedeutet und ausdrückt, als die Natur, habe ich selbst auf Grund der speculativen Philosophie in dem Abschnitt meiner Gedanken über T. u. U. gegeben, der ursprünglich die Ueberschrift „Gott" hatte, hier als der „metaphysische Grund des Todes" bezeichnet ist, denn der Begriff des Wesens oder der Substanz, der hier die Hauptrolle spielt, ist nichs Anderes, als der abstracte, metaphysische Begriff oder Ausdruck der Natur. Und der langen Rede kurzer Sinn ist nur der: das Bewußtsein setzt die Natur voraus. Was ich später mit klaren Worten aussprach, das habe ich hier nur auf speculative, d. h. nebelige Weise ausgesprochen.

Naturreligion die Natur als den ursprünglichen Gott hingestellt. Ich will nicht mit neuen in meinem Hirn ausgebrüteten Chimären die Unzahl der bereits bestehenden Chimären vermehren; ich denke nur auf Grund der Offenbarung, aber nicht Gottes, der nur ein Erzeugniß des menschlichen Bewußtseins, der menschlichen Phantasie, Reflexion und Unwissenheit ist, sondern auf Grund der Offenbarung der menschlichen Natur. Die Berliner Offenbarungsphilosophie verhält sich zu dieser Offenbarungsphilosophie der menschlichen Natur ungefähr so, wie sich die Syphilis einer Berliner Bordelldirne hinter der Königsmauer (S. die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. 1846. S. 54) zur blühenden Gesundheit einer eben dem Quell der Natur entstiegenen Jungfrau, wie sich die mystischen Orgien supranaturalistischer Unzucht zur naturgemäßen Befriedigung der Liebe, wie sich die Pollutionen eines wollüstigen Traums zur Zeugung des Menschen, wie sich die Visionen eines Jongleurs zu den Erscheinungen der Optik verhalten. Und die alte Philosophie überhaupt verhält sich zu dieser auf die Offenbarungen der Sinne gegründeten Philosophie*), wenn anders noch das Wort Philosophie auf sie anwendbar ist, so, wie sich das aus Acten und Referaten geschöpfte Erkenntniß der geheimen Justiz zu dem auf die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, d. i. Wahrheit der Sinne gegründeten Erkenntniß verhält. Ein Gleichniß, das Nichts weniger als ein bloses Gleichniß. Staat, Philosophie, Religion sind identisch; denn es ist ja der Mensch, ein und dasselbe Wesen oder Subject politisches, religiöses und denkendes. Wo der Mensch ein nicht menschliches, nicht sinnliches Wesen als sein höchstes Wesen, sein Ideal verehrt, da setzt auch nothwendig der Staat und die Philosophie ihre höchste Ehre in die

*) Die daher auch nicht, wie die speculative Philosophie, in dem mystischen Dunkel einer christlich germanischen Schusterstube, sondern in dem lichtvollen „kritischen Wäldchen" Herders ihre „Aurora" erblickt. Siehe, Philosophus Teutonicus! Herders „Lebensbild" und empfange von diesem Priester und Propheten des Menschenthums die Taufe der sinnlichen, menschlichen Philosophie.

Verneinung des Menschen. Wo der Mensch einem unsichtbaren, abstracten Wesen die Entscheidung über sich überläßt, da hat er nothwendig auch einen unsichtbaren, abstracten Richter über sich, d. h. ein personificirtes Ens rationis, ein idealistisches Verstandeswesen ohne Fleisch und Blut, ohne Augen und Ohren, ein Wesen, das nur über den Acten brütet*) und darauf denkt, den Menschen unter einen Paragraphen des Gesetzbuchs zu subsummiren. Und wo sich der Mensch in der Philosophie nur auf das Referat seiner abstracten Vernunft stützt, wo er das schriftliche Wort an die Stelle des Wesens, den traditionellen Begriff an die Stelle der Originalanschauung setzt, wo also die Sinne keine religiöse und philosophische Bedeutung haben, da haben sie auch kein Recht, da werden sie auch von dem Richter als Lumpengesindel mit Füßen getreten. Wie kann ich, wenn ich anders consequent bin, als Richter anerkennen, was ich als Philosoph verwerfe, d. h. wie mit meiner juristischen Vernunft bejahen, was ich mit meiner Vernunft überhaupt nicht in Einklang bringen kann? Kurz, wo nicht der Mensch, nicht die Natur, nicht das Leben, wo die heilige Schrift die Quelle der Wahrheit in der Religion ist, da ist sie es auch in der Philosophie, da ist sie es auch in der Gerechtigkeitspflege. Seht hieraus, was unsre gewöhnlichen Liberalen für Leute sind! Während sie den Atheismus, der freilich in Wahrheit etwas ganz Anderes ist, als im Kopfe dieser Leute, nichts Anderes ist als die Wiederherstellung der Urreligion, aber nicht mehr eines Gegenstandes kindlicher Phantasie, sondern des reifern, männlichen Bewußtseins, nichts Anderes, als die Religion der Sinnlichkeit und Menschlichkeit, in der Theorie verdammen, verdammen sie selbst in der Praxis, d. h. da, wo es ihren Egoismus, ihren Geldbeutel, ihr liebes Leben gilt, den Theismus, d. h. den Glauben, daß das geheime, unsichtbare, sinnlose Wesen das wahre Wesen, folglich

*) S. Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege von A. v. Feuerbach, besonders S. 241—245.

auch der Justiz ist; denn wie es im Himmel ist, so muß es auch auf Erden sein; der Himmel ist ja Nichts, als das Urbild der Erde, wenigstens für die spätern Zeiten, denn zuerst war die Erde das Urbild des Himmels. Wenn Ihr daher zu den deutschen Rechtsinstituten wieder zurückkehren, wenn Ihr sie in einer unsern jetzigen Bedürfnissen und Verhältnissen entsprechenden Weise wieder herstellen wollt; nun so gebt auch das wälsche Christenthum auf, kehrt zur urdeutschen Religion zurück, stellt sie in einer unsrer jetzigen Bildung entsprechenden Gestalt wieder her. Nach Cäsar aber verehrten die Germanen nur die Wesen als Götter, die sie sahen: Sonne, Vulkan und Mond. Ihre Religion war also eine Naturreligion, sinnliche Religion, im Sinne des Gottesglaubens, des Christenthums keine Religion, war Das, was jetzt praemissis praemittendis der „Atheismus" ist und will.

Doch zurück! Der Vorwurf der Negativität trifft allerdings insofern meine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", als sie im Geiste der, nicht etwa speciell Hegel'schen, sondern überhaupt speculativen Philosophie geschrieben sind. Die speculative Philosophie ist aber nichts Anderes als die Philosophie der Misanthropie, die Ascetik, das Mönchswesen auf dem Gebiete der Theorie. Ihr Wesen ist der Dualismus von Geist und Fleisch, Uebersinnlich und Sinnlich, Ewig und Zeitlich, nur daß dieser Gegensatz hier als der theoretische Gegensatz des Speculativen und Empirischen sich ausspricht. „Hätte man es je denken sollen, ruft Hegel verwundert über Kant aus, daß die Philosophie den intelligiblen Wesen darum die Wahrheit absprechen würde, weil sie des räumlichen und zeitlichen Stoffes der Sinnlichkeit entbehren?"*)

*) Wenn freilich Nichts weiter gehört zur Sinnlichkeit als das phänomenologische „Jetzt" und „Hier", so muß man sich allerdings verwundern, wenn man deßwegen einem Wesen die Wahrheit abspricht, daß es nicht hier und jetzt ist, denn es fehlt sehr wenig einem Wesen, wenn ihm die abstracte Kategorie der Zeitlichkeit

„Wenn der gegebne Stoff der Anschauung und das Mannigfaltige der Vorstellung als das Reelle gegen das Gedachte und den Begriff genommen wird, so ist dies eine Ansicht, welche abgelegt zu haben, nicht nur Bedingung des Philosophirens ist, sondern schon von der Religion vorausgesetzt wird; wie ist ein Bedürfniß und der Sinn desselben möglich, wenn die flüchtige und oberflächliche Erscheinung des Sinnlichen und Einzelnen noch für das Wahre gehalten wird?" Welch ein mönchischer Dualismus! Was ist nicht Einzelnes? Was bleibt, wenn ich das Einzelne wegnehme? Der Einzelne, inwiefern er ein bloses Eins ist, ist freilich gleichgültig; Tausende von Menschen können zu Grunde gehen, ohne daß dadurch der Philosoph Etwas an seinem Begriffe oder der Staat an seiner Macht verliert. Vielheit ist und macht gleichgültig; mit der Menge verliert sich der Werth, das Interesse, die Intensivität der Liebe. Wer zwei Kinder hat, empfindet den Verlust eines Kindes mehr, als wer ein Dutzend Kinder hat. Bayern hat 4 Millionen Menschen. Was sind gegen diese Millionen Hunderte, was Tausende? Aber wie? wenn ich nun meine Subtraction weiter treibe, wenn ich auf alle einzelnen Bayern meine Begriffsnegativität ausdehne, wo bleibt denn dann noch der bayerische Staat? Wo ist also das Einzelne gleichgültig? nur da, wo sein Verlust durch anderes Einzelne wieder ersetzt wird. Der Tod wäre daher nur dann ein Beweis von der Unwahrheit des Sinnlichen, Einzelnen, wenn mit dem Tode des ersten Menschen das ganze Menschengeschlecht ausgestorben wäre, wenn ihm keine andern Menschen nachgefolgt wären. Da aber nicht nur die Menschen vergehen, sondern auch immer wieder neue entstehen, so haben wir an jedem neugebornen Kindlein einen schreienden Beweis von der Wahrheit und ewigen Fortdauer des Sinnlichen. Für den Denker ist

---

und Räumlichkeit fehlt. Es zeigt sich daher auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß man nur da mit leichter Mühe über die Sinnlichkeit hinauskommt, wenn man ihr unendliches Wesen auf bestimmte, endliche Arten oder abstracte Kategorien einschränkt.

freilich dieser Fortgang bis ins Unendliche sehr langweilig, denn es kommt, wenigstens in seinen Gedanken, immer Dasselbe auf Dasselbe; er bricht daher diese unendliche Reihe gewaltsam ab und setzt an die Ewigkeit des Lebens die Ewigkeit des Begriffs. Aber der Denker bedenkt nicht, daß diese in seinen Gedanken oder für ihn „schlechte Unendlichkeit" in Wirklichkeit oder für Andere eine sehr gute Unendlichkeit ist; denn nur ihr verdanken sie es, daß sie zur Freude des Daseins gelangt sind. Was im Gedanken ein langweiliges, unausstehliches Semper Idem ist, das ist in Wirklichkeit ein durch seine Verschiedenheit und Neuheit reizendes Wesen. Wenn daher der logische Begriff statt der „schlechten" Unendlichkeit das Regiment der Welt hätte, so würde sie bald in eine Wüste verwandelt sein, wo statt zeugungslustiger und zeugungskräftiger Menschen nur gläubige oder logische dem Untergang der Welt entgegenharrende Anachoreten uns begegnen würden. Der logische Begriff ist der Neid der Gedankenarmuth gegen den unerschöpflichen Reichthum der Sinnlichkeit, der es aber so gescheut macht, wie der Fuchs in der Fabel, die Schuld von sich auf den Gegenstand wälzt, das „Ich kann nicht" in ein ekelhaftes „Ich mag nicht" verwandelt, die Unerreichbarkeit der Traube ihr als Ungenießbarkeit, als Schlechtigkeit anrechnet. Aber gerade die Trauben, welche der logische Begriff am Weinstock des Lebens hängen läßt, ohne sie eines andern als höchstens schelen Blickes zu würdigen, enthalten den Stoff, der des Menschen Herz erfreut und des Menschen Auge entzückt. Allerdings müssen wir, darin hat der logische Begriff ganz recht, wenn wir Etwas wissenschaftlich begreifen wollen, das Mannigfaltige vereinfachen, das Viele auf seine Einheit zurückführen, von dem Einzelnen, im Sinne des Zufälligen, abstrahiren, nur die Essenz herausziehen; aber deßwegen ist nicht der Begriff ein Ens sui generis, nicht das wahre Wesen ein Unterschied von dem sinnlichen Wesen. Den Begriff zum wahren Wesen machen, heißt das Mittel zum Zweck machen, heißt den Gedanken an die Stelle der Sache, die Form an die Stelle des Wesens, die Wissenschaft

an die Stelle der Wahrheit setzen, heißt die Ordnung der Natur umkehren. „Ein hauptsächlicher Mißverstand," sagt Hegel, „ist, als ob das natürliche Princip oder der Anfang, von dem in der natürlichen Entwicklung oder in der Geschichte des sich bildenden Individuums ausgegangen wird, das Wahre und im Begriffe Erste sei*). Anschauung oder Sein sind wohl der Natur nach das Erste oder die Bedingung für den Begriff, aber sie sind darum nicht das an und für sich Unbedingte, im Begriffe hebt sich vielmehr ihre Realität und damit zugleich der Schein auf, den sie als das bedingende Reelle hatten." Wir sehen, wie hier die Ordnung der Natur umgekehrt wird und wir durch diese Umkehrung eine doppelte Wahrheit bekommen, eine natürliche, geschichtliche und eine unnatürliche, logische, von der jede das Gegentheil der andern ist. Für den Philosophen als Menschen ist die Anschauung das Erste, für die Philosophie oder den Philosophen als Philosophen aber der Begriff; das heißt: das Ursprüngliche, Erste in der Wirklichkeit ist das Abgeleitete, das Unterste in der Philosophie, und umgekehrt das Letzte in der Wirklichkeit das Erste in der Philosophie. Die Philosophie läßt zwar auch den Begriff entstehen, aber diese Entstehung ist nur eine scheinbare; denn die dem Begriffe vorausgehenden Stufen der Anschauung und des Gefühls setzen vielmehr den Begriff voraus, sind selbst schon der Begriff, aber noch in seinem Incognito oder Negligé, nicht in seiner Staatsuniform. Anschauung und Gefühl sind nur sinnliche Hüllen, Formen, Masken des Begriffs; der Begriff ist nicht das selbstbewußte Gefühl, nicht die sich zusammennehmende und zusammenfassende Anschauung; nein! er ist wie die Pflicht ein von den menschlichen Neigungen und Trieben unterschiednes intelligibles Wesen, so ein von Gefühl und Anschauung unterschiednes, selbstständiges Wesen.

---

*) Das „im Begriffe Erste" ist freilich nicht der natürliche Anfang, denn eben der Begriff ist sich das Erste, kehrt die natürliche Ordnung um, aber es ist eben nicht zu vergessen, daß diese Umkehrung nur subjective, formelle Bedeutung hat.

Der speculative Philosoph kommt daher nie, eben weil ihm stets der Begriff als das Erste vorschwebt, zur Anschauung der Dinge; selbst wenn er seine Augen öffnet, so sieht er doch nur realisirte Begriffe; ja die ganze Welt ist für ihn eigentlich nur eine Allegorie seiner Logik, Dogmatik oder Mystik. Er kommt eben deßwegen auch nie zur wahren Genesis, denn der Begriff ist für ihn eine Aseität, ein durch sich selbst Seiendes; er leitet daher überall das, wovon der Begriff erst abgeleitet ist, das Empirische, d. i. Wirkliche, Sinnliche aus dem Begriff ab. Eine im Geiste der speculativen Philosophie gegen die Unsterblichkeit geschriebene Schrift ist daher nothwendig eine negative, ungenügende dem Menschen widersprechende Schrift; denn sie betrachtet die Unsterblichkeitsfrage als eine Frage an sich, d. h. in abstracto, ohne Beziehung auf den Menschen; sie bejaht oder verneint sie aus allgemeinen speculativen Gründen, und giebt eben deßwegen dem Menschen keine vollständige Erklärung und Befriedigung. Es bleibt immer Etwas im Menschen übrig, was wider die Unsterblichkeit spricht, wenn sie von der speculativen Philosophie bejaht wird, und eben so für die Unsterblichkeit spricht, wenn sie von ihr verneint wird. Die wahre und eben deßwegen versöhnende Verneinung ist nur die, welche in der genetischen Erklärung des Gegenstandes seine Auflösung giebt, welche ihn nur indirect verneint, so, daß die Verneinung nur eine unwillkührliche, sich von selbst ergebende Folge ist, so, daß der verneinende Schlußsatz: es ist keine Unsterblichkeit, nur der negative, plumpe Ausdruck von dem, was die Unsterblichkeit ist, die Nichtigkeit der Unsterblichkeit nur die Enthüllung ihres Wesens, ihre Wahrheit, die Verneinung nur die sinnvolle Auflösung eines Räthsels ist. Der Sinn aber aller, wenigstens „intelligiblen Wesen" ist der Mensch. Die erschöpfende und den Menschen mit ihrem Resultat versöhnende Auflösung des Räthsels der Unsterblichkeit ist daher nur die vom Standpunkt der Anthropologie. Die Anthropologie geht aus von dem Dasein des Unsterblichkeitsglaubens. Sein ist ihr

überhaupt das Erste, aber nicht das Sein im Sinne der Hegel'schen Logik, welches vermittelst der Kategorie der Unmittelbarkeit sich als identisch mit dem Denken erweist, sondern das Sein im Sinne des Menschen, das Sein, das nur der Sinn verbürgt, das Sein, das, wie ich mich anderwärts ausdrückte, Gegenstand des Seins ist, d. h. das man nur weiß, wenn man *ist*. Die Anthropologie ist so bescheiden, zu bekennen, daß sie vom Menschen Nichts wüßte, wenn er nicht wäre, daß alle ihre Begriffe und Erkenntnisse vom Menschen, von den Dingen und Wesen überhaupt nur von ihrem wirklichen Dasein abstrahirt sind; was die ursprüngliche Entstehung des Menschen betrifft, so weiß sie nur so viel, daß der Mensch viel älter ist als der Christ und Philosoph, also unmöglich der christlichen Creationstheorie oder einer philosophischen Construction a priori seine Entstehung verdankt. So bekennt denn auch die Anthropologie aufrichtig, daß ihr selbst nie die Unsterblichkeit in den Kopf gekommen wäre, wenn sie den Glauben daran nicht als einen vorhandnen vorgefunden hätte. Sie geht also vom Dasein dieses Glaubens aus; aber vom Dasein geht sie zum *Wesen* desselben über; sie fragt sich, nachdem sie in Erfahrung gebracht, *daß* die Menschen glauben, *was* sie glauben? Indem sie aber so vom Dasein, jedoch immer nur auf Grund des Daseins, des Thatsächlichen zum Wesen übergeht, giebt sie zugleich unwillkührlich oder nothwendig die Erklärung von dem Dasein dieses Glaubens, seine innere, anthropologische Entstehungsgeschichte. Aber indem sie nun so die *Bedeutung* und mit dieser den *Grund* des Glaubens enthüllt, hebt sie gerade den Glauben auf; denn Gegenstand des Glaubens ist nur das unaufgelöste, aber nicht gelöste Räthsel, Gegenstand des Glaubens nur die Sonne unter dem Horizont oder hinter den Wolken, aber nicht die Sonne, die unverschleiert vor meinen Augen dasteht. Es ist daher Nichts oberflächlicher, als wenn man dem deutschen Unglauben den Vorwurf der Negativität macht und deßwegen das Schicksal des französischen und englischen Unglaubens prophezeit. Der deutsche Unglaube

ist im Besitz der Geheimnisse des Glaubens; er hat den Glauben und seine Compagnie, die Speculation und Mystik, bis auf den letzten Grund durchschaut; er ist nichts Anderes, als der seiner selbst bewußte Glaube; er ist positives Wissen und Wollen; er weiß, was er will, und will, was er weiß; er ist nicht mehr oder in keinem andern Sinn negativ, als die Auflösung des Räthsels gegen das Räthsel, das Licht gegen die Finsterniß negativ ist.

Ich habe jedoch in der „Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie", — eine Arbeit, die in sehr kurzer Zeit niedergeschrieben wurde, obgleich die Grundgedanken derselben ein Resultat meines ganzen Lebens sind — nur auf die wesentlichsten Punkte mich beschränkt. So habe ich gleich in dem ersten Abschnitt davon Nichts erwähnt, daß die Menschen ihre Trauer über den Todten in den Todten hineinlegen, das, was für sie ein Uebel, zu einem Uebel des Gegenstandes machen, den Tod darum als einen traurigen, unglücklichen Zustand sich vorstellen, weßwegen das Hauptbestreben der griechischen und römischen Philosophen nur darauf gerichtet war, zu beweisen, daß im Tode alle, folglich auch die Empfindung des Uebels aufgehoben, nicht also der Todte, sondern nur der den Todten Ueberlebende zu beklagen sei. Aber der Tod ist der entschiedenste Communist; er macht den Millionär dem Bettler und den Kaiser dem Proletarier gleich. „Nun hat der Tod überwunden mich", sagt der Kaiser im Baseler Todtentanz, „daß ich bin keinem Kaiser gleich." Der Tod hat aber schon bei Lebzeiten mir allen aristokratischen Dünkel ausgetrieben und die Gesinnung des Communismus eingeflößt. Ich betrachte mich nicht als den Inhaber sämmtlicher Gedanken über und wider Tod und Unsterblichkeit; was ich daher ausgelassen, mögen Andere ergänzen, und was ich schlecht gesagt habe, besser sagen.

Nun noch schließlich einige Bemerkungen über meine „humoristisch-philosophischen Aphorismen." Manche werden sich vielleicht wundern, wie diese zu den Gedanken über oder wider Tod und Unsterblichkeit passen. Ihr Thema ist aber in der That kein anderes, als dieses. Mir schwebte damals schon der Gedanke vor, den ich erst in der Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie ausführte, nur daß ich damals noch auf dem Standpunkt des abstracten, d. h. aristokratischen, die Sinne als Canaille von sich fern haltenden Denkens stand. Ich wollte nämlich die Unsterblichkeit widerlegen, aber auf positive, indirecte, unmerkbare Weise — worauf freilich auch die für meine ganze Schriftstellerlaufbahn so verderbliche Rücksicht Einfluß hatte, es möchten meine illegitimen Gedanken confiscirt werden, wenn sie unumwunden ausgesprochen würden — so also, daß die Widerlegung nur die Nebensache und die Verneinung der alten christlichen Unsterblichkeit im Himmel zugleich die Bejahung einer andern, mit dem wirklichen Wesen des Menschen identischen, der Erde treu bleibenden Unsterblichkeit wäre. Und der Sinn der Schrift ist kürzlich dieser: Ihr wollt, meine Herren! eine Unsterblichkeit, aber eine geistige, eine solche, wo Ihr nicht mehr esset und trinket, nicht mehr den Bedürfnissen des Körpers unterworfen seid. Ich selbst stimme Euch bei, ich will nicht immer essen und trinken, ich habe noch andere Bedürfnisse; aber ich sehe nur nicht ein, warum Ihr dieses geistige Sein erst nach dem Tode, d. h. post festum erwartet. Dieses Sein steht Euch schon hier zu Gebote. Der Denker als Denker, der Dichter als Dichter ißt und trinkt Nichts; er ist ein rein geistiges Wesen; im Schreiben trennt sich, wie im Tode, die Seele vom Leibe, der Geist von der Materie. Ist Euch aber diese geistvolle Unsterblichkeit zu abstract, zu dürftig, wollt Ihr eine corpulente, massive Unsterblichkeit; nun! so verlaßt den Tempel der Musen und begebt Euch in das Krankenzimmer des Somnambulismus oder die Rumpelkammer des Gespensterglaubens. Ein schlechter Schriftsteller ist der, der eine andere Fortdauer verlangt, als

die schriftliche, die geistige, der von seiner geistigen Thätigkeit und Wirksamkeit seine Seele abtrennt und für sie noch eine besondere Privatunsterblichkeit in petto behält; ein Taugenichts überhaupt der, der nicht in dem, was er thut und treibt, seinen Himmel findet. Der „schlechte Schriftsteller" ist daher nichts Andres, als die Personification der schlechten, geistlosen Unsterblichkeit, deren Frucht das Geister-, Himmel- oder Gespensterreich, der gute Schriftsteller nichts Andres, als die Personification der wahren geistreichen Unsterblichkeit, deren Frucht die Künste und Wissenschaften sind. Nur wer die Schrift in diesem Sinne liest, in welchem sie nichts Anderes ist, als gleichsam eine dramatische Definition von der wahren, der thatkräftigen, energischen Unsterblichkeit, kann sie gehörig auffassen und beurtheilen.

Nicht nur eine Folge meines damaligen Standpunkts, sondern auch der Natur des Gegenstandes, der mir gestellten Aufgabe war es übrigens, daß das Leben, die Sinnlichkeit, „der Mensch" im Gegensatze zu dem „Geist" dem „Schriftsteller" auf sein Minimum zusammenschwand, dem Vivat der Schrift das Pereat des Menschen gegenüberstand; denn die Schrift des Menschen existirt ja noch, wenn längst der Mensch nicht mehr ist, und dieser Gegensatz, als der irdische oder literärische Antipode des christlichen Dualismus von Himmel und Erde war ja eben der Ausgangspunkt. Nur am Schlusse tritt die Liebe als die Copula zwischen Geist und Fleisch, Himmel und Erde, Schriftsteller und Mensch auf, gleichwie am Schlusse der Xenien an die Liebe, als die sinnliche, thatsächliche Verneinung der Theologie appellirt wird. Ist dieser Schluß der Aphorismen ein aphoristischer Einfall? Ist er nicht motivirt? Allerdings ist er es, so gut als der Schluß der Xenien. Der „Schriftsteller" ist zwar ein Philosoph, aber ein solcher, der vor einem gemischten Publicum liest, der an seine Gedanken die Forderung stellt, daß sie nicht blos ein Eigenthum der philosophischen Facultät bleiben, sondern wie die Luft und das Licht zu einem Gemeingut des Menschen werden, der den blosen abgezognen Gedanken negirt, ihn

versinnlicht, veranschaulicht, vermenschlicht und so indirect die Nothwendigkeit und Wahrheit der Sinnlichkeit ausspricht. Die am Schlusse in der Gestalt des Weibes plötzlich auftauchende und wider den Geist sich auflehnende Sinnlichkeit ist daher gar nichts Andres, als die personificirte und verobjectivirte, in ein Wesen der Anschauung verwandelte Sinnlichkeit der Philosophen. Sinnliches Denken findet seinen Schluß nothwendig in einem sinnlichen Wesen. Wer nicht nur in seiner philosophischen Einsiedelei für sich oder höchstens seine Herren Collegen, sondern auch für Andere denkt, für Die denkt, die nicht seines Gleichen sind, der kommt nothwendig auf ein andres, von sich unterschiednes Wesen, in dem er den gegenständlichen Ausdruck seines eignen Wesens erblickt, nothwendig zuletzt dahin, daß er an die Stelle der Identität von Denken und Sein, die nichts Andres ausdrückt, als die Identität des Denkens mit sich, und sich daher immer nur in einem sich selbst gleichen, identischen Subject vergegenständlicht, es heiße nun das Absolute schlechtweg, oder Gott, Dreifaltigkeit, Ich, Substanz, die Identität von Ich und Du, den Communismus setzt, der Philosophie des Aberglaubens (denn das innerste Wesen des Aberglaubens ist die Identität von Denken und Sein*), die sich daher auch zur Rechtfertigung jeden Unsinns bereitwillig verstanden und in dem Delirium tremens der Berliner Offenbarungsphilosophie ihren sinnvollen Schluß gefunden hat) das unzweideutige, menschenfreundliche Licht der Sinne, der Wahrheit der Philosophie, Speculation und Religion überhaupt die Wahrheit des Lebens entgegensetzt. Was ich daher bereits in den Aphorismen und Distichen unter dem Bild des Weibes, der Liebe, d. h. als Poet aussprach, das habe ich erst viele Jahre nachher als Philosoph, als Denker, d. h. als philiströser Prosaiker ausgesprochen.

*) Die Identität von Denken und Sein ist allerdings historisch vollkommen gerechtfertigt, auch ist sie, richtig gefaßt, ein subjectives, ästhetisches Princip, aber schlechtweg als ein universelles Princip ausgesprochen, ist sie das Princip des politischen Despotismus, des religiösen Aberglaubens und speculativen Wesens.

So eilt die Poesie der Prosa voraus. Freilich kein Wunder! Der Poet sitzt zu Pferde, aber der Prosaiker geht zu Fuße; der Poet ist daher mit einem Satze über den Graben, über den der Prosaiker erst eine Eselsbrücke schlagen muß; der Prosaiker kommt unterwegs mit allerlei Gesindel ins Handgemenge, während der Poet von seinem Pferde herab mit epigrammatischen Peitschenhieben seine Gegner abfertigt, und daher schon längst der verfolgenden Menge aus den Augen geschwunden ist, wenn der Prosaiker sich noch ein Langes und Breites mit ihr herumstreiten und zum Lohne für die Wahrheiten, die er ihr sagt, sich mit allerlei Koth, absonderlich aber christlichem Koth bewerfen lassen muß.

Nachträgliche Bemerkungen.

„Die Wogulen auf dem Ural, auch viele Buräten und Tungusen halten den Tod für eine göttliche Strafe, und fürchten nach dem Tode eben so wenig, als sie Etwas erwarten, weil sie sich einbilden, daß die Götter durch den Tod vollkommen versöhnt worden."*) Eben so glauben auch die Christen, daß der Tod nicht eine Folge natürlicher Nothwendigkeit (non lege naturae, wie Augustin in seiner Schrift vom Staate Gottes sagt), sondern durch den Zorn Gottes als Strafe dem Menschen auferlegt sei; aber unterscheiden sich dadurch, übrigens nicht zu ihrer Ehre, von diesen Wogulen, Buräten und Tungusen, daß sie ihren Gott sich nicht durch den Tod des Menschen versöhnen, sondern auch noch nach dem Tode, also nach erlittener Strafe, den Menschen, wenigstens den Sünder, den Ungläubigen bis in alle Ewigkeit foltern und martern lassen.

*) Meiners Allgemeine kritische Geschichte der Religionen II. B., welcher Schrift auch die folgenden, von den Vorstellungen roher Völker handelnden Stellen entnommen sind.

Die Vorstellung des Christenthums, daß, wie Luther in der schon in meinen Gedanken „über Tod und Unsterblichkeit“ angeführten Stelle sagt, „alle Thiere dahin sterben, nicht aus Gottes Zorn und Ungnade, sondern nach der Natur und göttlichen Ordnung dem Menschen zu gute, aber der Menschen Tod aus Gottes Zorn und Ungnade kommt“, ist ein augenfälliger Beweis, daß das Wesen des Christenthums nichts Andres ist, als ein un- und übernatürlicher, supranaturalistischer Egoismus. Der Tod der Thiere hat Nichts auf sich, ist ganz in der Ordnung; aber der Tod des Menschen ist eine Ausnahme von der Regel, der widerspricht der natürlichen Ordnung, weil er dem Egoismus des Menschen widerspricht, wenigstens des Menschen, der sich in seiner Einbildung für ein übernatürliches, außerweltliches Wesen hält, folglich für ein Wesen, das nicht sterben soll, mit dem der Tod sich nicht zusammen vereinen läßt. Die Rohheit, mit welcher die Christen die Thiere behandeln, hat daher seinen letzten Grund im Wesen des Christenthums selbst. Es steht zwar in der Bibel: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs“; es steht aber auch in derselben Bibel: die Sonne steht um des Menschen willen stille. Wenn aber Alles nur des Menschen wegen, wenn der menschliche Egoismus der letzte Grund aller Dinge und Wesen ist, warum soll ich ein Thier nicht schinden und plagen, so lange ich noch dadurch einen Nutzen für mich aus ihm ziehen kann? Wenn daher sich der Christ der Thiere erbarmt, so folgt er nur seinem natürlichen Gefühl, aber nicht den Inspirationen seines supranaturalistischen Dünkels und Egoismus.

„Darum will's daran gelegen sein, ob Du auch glaubest, daß nach diesem Leben ein ander Leben sei. . . Wo Du in dem Glauben bist, ... daß nach diesem Leben kein ander Leben sei, so wollte ich auch um Deinen Gott nicht einen Pfifferling geben. Alsdann thue, was Dich gelüstet. Denn so kein Gott ist, so ist auch kein Teufel,

noch Hölle und ist gleich eins, wenn ein Mensch dahin stirbt, als wenn ein Baum umfället, oder als eine Kuhe, wenn sie stirbet, so ists Alles aus. So laßt uns guter Dinge sein, fressen und saufen, denn morgen sind wir todt, wie St. Paulus sagt 1. Cor. 15." Wir haben in diesem Ausspruch Luthers einen eclatanten Beweis von der Rohheit des Christenthums, welches nur im Jenseits den Unterschied zwischen dem Menschen und der Kuh, zwischen Essen und Fressen, Trinken und Saufen findet. Aber nicht nur roh, auch thöricht ist der Schluß, den das Christenthum aus der Sterblichkeit des Menschen zieht. Eben deßwegen weil wir morgen todt sind, wollen wir uns nicht schon heute zu todt saufen und fressen; eben deßwegen, weil wir nicht immer leben, wollen wir uns nicht durch „Huren und Buben, Rauben und Morden", wie eben Luther sagt, gegenseitig das Leben nehmen, nicht durch Thorheit und Bosheit uns das Leben verbittern. Und eben weil der Mensch seinen Tod voraussieht und vorausweiß, so unterscheidet sich der Mensch, ob er gleich eben so gut stirbt, wie das Thier, dadurch von dem Thiere, daß er den Tod zu einem Gegenstande selbst seines Willens erheben kann. Ich muß sterben, aber ich muß nicht nur, ich will auch sterben. Was in meiner Natur, in meinem Wesen begründet ist, das steht ja nicht im Widerspruch und Gegensatz mit mir, das ist mir kein feindliches Wesen; wie sollte sich also mein Wille dagegen sträuben? Nein! mein Wille sei einig mit meinem Wesen, der Tod also als Folge meines Wesens eine Sache meines Willens, so gut wie jede andere Naturnothwendigkeit. Schämt sich der Christ des Todes als eines thierischen Actes, so schäme er sich auch des Zeugungsactes und begebe sich statt in das Ehebett in ein Karthäuserkloster. Ist der Tod unter der Würde des Christen, so ist auch der Zeugungsact, so ist überhaupt der Mensch unter der Würde des Christen. Ein himmlisches, göttliches Wesen stirbt nicht, aber es zeugt auch keine Kinder. Also füge sich der Christ entweder in die Nothwendigkeit des Todes, verzichte auf die Unsterblichkeit, oder bekenne, daß er nur im Widerspruch mit seinem

christlichen unsterblichen Wesen dem Kloster des Katholicismus entsprungen ist. Daß aber der Tod nicht im Widerspruch mit dem Wesen des Menschen steht, daß folglich die christliche Unsterblichkeit, also das Wesen des Christenthums überhaupt nur auf den Zwiespalt und Widerspruch des menschlichen Bewußtseins und Willens mit dem menschlichen Wesen, wie ich eben mich ausdrückte, gegründet ist, davon haben wir einen Beweis an den Greisen, bei welchen man „meist keine Furcht vor dem Tode*), oft ein aufrichtiges Verlangen nach demselben findet, das durch Marasmus wie bei Kant selbst zu einem ungeduldigen Sehnen gesteigert werden kann."**) Diesem ungeduldigen Sehnen Kants lag aber nicht etwa das Verlangen nach dem Jenseits zu Grunde, denn kurz vor seinem Tode antwortete er auf die Frage: was er sich von der Zukunft verspreche? „nichts Bestimmtes" und ein andermal: „von dem Zustand weiß ich Nichts." Sehr wahr und schön ist daher, was Cicero am Schlusse seiner Schrift de Senectute sagt: Quodsi non sumus immortales futuri, tamen exstingui homini suo tempore optabile est. Nam habet natura, ut aliarum omnium rerum, sic vivendi modum, senectus autem peractio aetatis est tanquam fabulae, cujus defatigationem fugere debemus, praesertim adjuncta satietate.

„Die Tscheremissen .... bekannten, daß sie nicht würdig seien, zu einem andern Leben erhoben zu werden." Sollten wir aber nicht sammt und sonders so ehrlich sein, zu bekennen, daß wir eines andern Lebens unwürdig sind? Wie bringen wir denn dieses Leben zu? in langweiligen Gesellschaften, in kleinlichen Stadtklatschereien, in politi-

*) Uebrigens ist die Furcht vor dem Tode gar kein Beweis von dem Widerspruch des Todes mit dem Wesen des Menschen, denn diese Furcht beruht bei den Menschen oft auf den allerthörichtsten Vorstellungen.

**) Burdach: Physiologie III. B.

schen Ränken, in religiösen Zänken, in gelehrten Thorheiten, in häuslichen Zwistigkeiten, kurz in Erbärmlichkeiten, Nichtswürdigkeiten und Absurditäten aller Art! Warum bringen wir aber so unser Leben zu? Weil wir zu wenig? nein! weil wir zu viel Leben, zu viel Zeit haben. Wie glücklich brächten viele Menschen ihre Tage hin, wenn der Tag um die Hälfte kürzer wäre! Wie viele werden im Alter förmlich kindisch! wie Viele überleben sich schon in jüngern Jahren, sowohl in geistiger, als moralischer Beziehung! Wozu sollten sie also diesen Ueberschuß verwenden, als dazu, das Leben zu vertändeln oder sich und Andern zu verbittern? Ehe wir uns daher fragen, ob wir eines andern Lebens würdig sein, wollen wir uns erst fragen, ob wir dieses Lebens würdig sind.

„Die Kamtschadalen glauben, daß Diejenigen, welche hier arm waren, in der andern Welt reich, die Reichen hingegen arm sein werden, damit zwischen den beiden Zuständen in dieser und jener Welt eine gewisse Gleichheit entstehe. Eine jede andere Vergeltung des Guten und Bösen halten sie für unnöthig. Wer auf dieser Erde gestohlen, Ehebruch getrieben habe u. s. w., der sei dafür schon hinlänglich gestraft, entweder geprügelt oder erschlagen worden, habe wenigstens keine Freunde gefunden, und sei daher hülflos und ohne Vermögen geblieben." Beschämen diese Kamtschadalen nicht die Christen, welche außer den Strafen, die der Mensch und die Natur auf das Laster gesetzt haben, noch obendrein einen göttlichen Criminalrichter bedürfen, und offen bekennen, daß sie „huren und buben, rauben und morden" würden, wenn ihnen nicht die Pfennige, die sie, aber nicht aus Liebe, sondern mit Widerstreben, nur auf Commando des Herrn oder der Pflicht, ihren Mitmenschen aufopfern, im Himmel hundertfältig ersetzt würden? O Christenthum, Christenthum! muß ich abermals ausrufen, Du bist der rohste, gemeinste Egoismus unter dem Scheine der aufopferndsten

Liebe. Als den Anfang der Welt setztest Du den Egoismus unter den Namen Gottes, welcher die Natur nur dazu ins Dasein rief, daß sie der Mensch verzehrt und genießt, und an das Ende der Welt setzest Du den Egoismus unter dem Namen des Himmels, um ihn für die Beschwerlichkeiten zu entschädigen, die mit dem Genusse der Natur verbunden sind!

Plutarch in seiner Schrift von der Unmöglichkeit eines angenehmen Lebens nach epicuräischen Grundsätzen sagt, daß die Epicuräer den Menschen, folglich sich selbst der süßesten Hoffnungen berauben, indem sie nicht, wie die, welche wie Pythagoras, Plato und Homer von der Seele denken, ein Wiedersehen geliebter Todten erwarten können. In der That ist der einzige honorige und respectable Grund für die Unsterblichkeit die Liebe, denn er ist der rein menschliche. Zwar stützt sich auch dieser Grund auf die menschliche Selbstliebe, denn das Verlangen des Wiedersehens erstreckt sich ja nicht auf andere, mir gleichgültige Menschen, ich will ja nur die Meinigen, meine Kinder, meine Gattin, meine Eltern und Freunde wiedersehen! aber die wahre, im Wesen des Menschen begründete, die nicht zu verläugnende Selbstliebe ist die in der Menschenliebe sich befriedigende Selbstliebe; ist die nothwendige, unwillkührliche, indirecte Selbstliebe; denn ich kann ja keinen Gegenstand lieben, ohne Lust und Freude an ihm zu empfinden. Liebe zum Gegenstand ohne Egoismus, ohne Selbstliebe ist eine supranaturalistische Chimäre — ist eine Liebe *ohne* Liebe. Das Gefühl der Liebe nun sträubt sich dagegen, den Tod des Geliebten anzuerkennen, empört sich gegen die Nothwendigkeit des Todes, denn es kennt kein Gesetz als sich selbst; ja es hält es für eine Barbarei, eine Grausamkeit, dem Todten das Leben abzusprechen. Die Liebe will ja Alles beseitigen, was dem Geliebten wehe thut, was wider ihn ist, sein Selbst- und Wohlgefühl beeinträchtigt: wie sollte sie sich also von dem Tode das

Leben des Geliebten nehmen lassen, wie den Tod, die schrecklichste Verneinung sich gefallen lassen, anerkennen? Aber es ist nur Selbsttäuschung, wenn wir glauben, in diesem Kampfe unseres Herzens mit dem Tode für den Todten zu streiten — wir kämpfen nur für uns selbst; wir denken, was uns drückt, drücke auch den Todten, wir befreien ihn daher von den Banden des Todes nur, um uns selbst von den Banden des Schmerzes zu befreien. Wir bedenken nicht, daß wir mit unsern Unsterblichkeitsbeweisen viel zu spät kommen, daß wir den Todten ja vor unsern Augen haben that- und machtlos sterben, also den schwersten, sauersten Act, den Sterbeact bestehen lassen, der Todte jetzt aber keine Bedürfnisse, folglich auch nicht das Bedürfniß des Lebens mehr hat; wir bedenken nicht, daß es nur einen einzigen Beweis der Unsterblichkeit giebt — und dieser heißt und ist: Nicht sterben. Wir sind daher in unsern Unsterblichkeitsbeweisen, unsern Kämpfen für das Leben geliebter Todte wahre Don Quijote; wir kämpfen gegen einen blosen Schatten, kämpfen gegen den Tod und lassen doch unsere Geliebten sterben; wir kämpfen also nicht gegen das wahre Uebel, sondern ein Scheinübel, ein Uebel nur in unsrer Einbildung, in unserm Sinne, aber nicht im Sinne der Todten. Wenn daher eine allmächtige Liebe existirte, so wäre der Beweis ihrer Existenz nur dieser, daß sie den Menschen nicht sterben ließe. Die Allmacht, die erst nach dem Tode wieder den Menschen ins Leben ruft, ist nur die Allmacht der menschlichen Einbildungskraft.

Endlich ist auch noch zu bemerken, daß der auf das Bedürfniß des Wiedersehens gestützte Unsterblichkeitsgrund nur auf eine particuläre Unsterblichkeit führt; denn es giebt unzählige Menschen, die dieses Bedürfniß nicht fühlen, vielmehr statt des Wunsches des Wiedersehens der lieben Freund-, Vetter- und Gevatterschaft, den Wunsch des Nichtmehrsehens haben. Es sind nur die innig sich Liebenden, die den Tod schmerzlich empfinden, und selbst diese würden doch auch in der Unsterblichkeit nicht ihre Wünsche befriedigt finden; denn die Liebe will den

ganzen, unverstümmelten Menschen, den Menschen, wie er mit allen seinen von der phantastischen christlichen Vervollkommnungstheorie beanstandeten Mängeln, Schlacken und Fehlern hier im Dießseits existirt.

„Die Welt", sagte ein oberflächlicher Recensent meiner Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, „ist kein tauber Baum, der blos Blätter trägt, sondern blüthenreich, und in jeder Blüthe wird das Ganze neu geboren", in jeder Blüthe, setzen wir in der Sprache der Leibnitz'schen Philosophie hinzu, spiegelt sich das Universum, das Unendliche ab; jede Blüthe ist daher so beständig, so ewig als der Baum selbst. Sehr schön gedacht und gesagt! Aber trotz dieser schönen Worte und Gedanken sehen wir die Blüthen welken, sehen wir die Menschen sterben. Was vermögen alle Unsterblichkeitsbeweise gegen das sinnliche Factum der Sterblichkeit?

Denique saepe hominem paullatim cernimus ire,
Et membratim vitalem deperdere sensum:
In pedibus primum digitos livescere et unguis,
Inde pedes et crura mori, post inde per artus
Ire alios tractim gelidi vestigia lethi.

Lucretius.

„Ja! der sichtbare Tod erstreckt sich auch nur auf das Sichtbare, Sinnliche, folglich Vergängliche des Menschen." *) Ist denn aber die Vergänglichkeit nur ein Prädicat der Sinnlichkeit? Giebt es denn nicht auch eine geistige Vergänglichkeit? Gehen nicht auch die Staaten, die

---

*) Die Gründe des Lucretius gegen die Unsterblichkeit sind, mit Ausnahme der letzten physiologischen Gründe, noch heute gültig. Was kann man z. B. gegen die unsinnige Copulation eines sterblichen und unsterblichen Wesens Besseres sagen, als er bereits gesagt hat:

Quippe enim mortale aeterno jungere et una
Consentire putare et fungi mutua posse,
Desipere est, quid enim diversius esse putandum'st?

Systeme, die Religionen, die Götter der Menschen zu Grunde? Ist der Geist des achtzehnten Jahrhunderts der des neunzehnten? der Geist des Jünglings der Geist des Mannes?

Jede Schrift, die ich schreibe, ist ein Spiegel meines Wesens, ein Abdruck aller meiner Fähigkeiten, in dem Augenblick, wo ich sie schreibe, das Höchste, was ich weiß und denken kann; aber gleichwohl verschwindet mir die Schrift, welche a priori für mich von unvergänglicher Bedeutung war, mit der Zeit in Nichts. So ist es auch mit dem Menschen. Jeder ist ein Spiegel des Universums, Jeder eine Schrift, in der die Natur giebt, was sie nur immer unter dieser und diesen Bedingungen und Umständen geben konnte; und Jeder ist, indem er seine eigne Schrift liest, so entzückt von ihr, daß er a priori ihre Unsterblichkeit demonstrirt, daß er sich unmöglich denken kann, daß sie je zu Makulatur gemacht werden könne. Aber gleichwohl zeigt sich, aber erst a posteriori, daß diese Schrift nicht das opus postumum der Natur war, daß die Natur, unaufhörlich schaffend, an die Stelle der alten Schriften neue setzt, weil sie sich selbst verändert und daher in den alten Spiegeln nicht mehr sich erkennt. Bliebe das Universum immer dasselbe, so blieben auch immer dieselben Individuen; sie würden nicht sterben, aber es verändert sich; also kommen nothwendig auch andere Individuen, in denen sich dieses sein verändertes Wesen concentrirt und abspiegelt. Und so vergänglich der Mensch, so vergänglich ist auch sein Geist. „Der Geist? der Geist, für den es keinen Raum und keine Zeit giebt, der die Sterne mißt, der das Unendliche, das All umfaßt?" Aber siehst Du nicht auch auf dem Auge das Unendliche, das All sich abspiegeln? wäre die Sternenwelt Gegenstand Deines Geistes, wenn sie nicht Gegenstand Deines Auges wäre? Und doch siehst Du dieses Auge, das Dir allein die „Wunder des Himmels" aufschließt, erlöschen. Wie reimt sich diese Erscheinung mit der himmlischen, universellen Natur des Auges? Warum vergissest Du also über der Herrlichkeit des Geistes die Herrlichkeit des Auges, der Sinne, des Körpers

überhaupt? Oder ist etwa, wie der Platonismus und Christianismus behauptet, der Körper eine „lästige Fessel des Geistes?" Wie abgeschmackt! Der Körper ist das Fundament der Vernunft, das Band der logischen Nothwendigkeit, welches allein den Menschen zur Raison bringt und verhindert, daß seine Gedanken sich nicht ins Gebiet phantastischen Unsinns verlieren; er ist insofern allerdings eine Fessel, aber eine Fessel, welche die Sanitätspolizei der Natur dem Wahnsinn des Menschen angelegt hat. „Wohl könnten wir, sagt noch im neunzehnten Jahrhundert der christliche Manichäismus*), Amerika, Afrika und alle uns verborgne Länder der Erde erkennen, wenn uns nicht der schwere Leib an die Erdscholle unserer Geburt fesselte." Wie lächerlich! Hast Du denn keine Beine, die Dich nach Afrika und Amerika tragen? Aber freilich, der Gang auf den Beinen ist Dir zu langweilig und mühselig. Du willst als christlicher Engel in einem Nu über die Berge von Schwierigkeiten hinüberfliegen, die sich der irdischen Erkenntniß entgegenstellen. Aber siehst Du denn nicht, daß diese im Flug erworbne Kenntniß eine flüchtige, oberflächliche sein würde? siehst Du nicht, daß die Schwere des Körpers das Fundament gründlicher, solider Erkenntniß ist? Seit wann haben denn die Christen eine Erkenntniß der Erde, der Natur überhaupt? Seitdem sie nicht mehr den Leib als „eine hemmende Fessel des Geistes" betrachteten, nicht mehr im Flug des Gedankens oder der Phantasie als himmlische Geister über die Natur hinweg sich setzten, sondern den Körper zum Fundament und Mittel der Wissenschaft machten. „Wohl hätten wir", fährt der rationalistische Manichäismus fort, „das Vermögen zu erkennen und zu begreifen, was auch in dem Monde, dem Merkur, der Venus, den andern Planeten, den Kometen, der Sonne ist, aber der Körper fesselt uns an diese Erde."

*) Oder: „Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft (?) und der Offenbarung für denkende (?) Leser."

Wie lächerlich! Ist es nicht der Körper, das Auge, das uns zu Sonne, Mond und Sternen erhebt? Stammt der Reichthum der modernen Astronomie nicht allein daher, daß sie sieht, was die alte Astronomie nicht sehen konnte? Allerdings läßt uns der Körper nicht von der Erde weg, aber diese Schranke ist eine sehr vernünftige Schranke, die nur das sokratische: Erkenne Dich selbst uns zuruft, nur daran uns erinnert, daß wir nicht, wie die Christen, über dem Himmel die Erde, über dem Fernen das Nächste vergessen, nicht um Allotria uns bekümmern und mit dem Wissen, das der Mensch auf der Erde von den Sternen hat, haben kann und im Verlauf der Geschichte noch bekommen wird, begnügen; denn wir wissen das Nothwendige und Wesentliche von ihnen, was freilich nicht die Neugierde befriedigt; aber wer kann diese befriedigen? sie ist unerschöpflich in Fragen. Es ist daher Nichts verkehrter, als wenn man bei der Frage von der Unsterblichkeit des Menschen nur die Partei des Geistes ergreift und von seinem sichtbaren, überhaupt sinnlichen Wesen abstrahirt, gleich als hätten die Sinne nicht auch ein gewichtiges Wörtchen mit drein zu sprechen. Und doch ist diese Verkehrtheit eine Nothwendigkeit; denn um einen unsterblichen Geist aus dem Menschen herauszubringen und in den Himmel zu expediren, muß man die Sinne verschließen, nur seiner Einbildung Gehör geben. Der Geist, das Wesen ohne Körper, ohne Sinne, ohne örtliche und zeitliche Schranken ist freilich per se unsterblich; aber dieser Geist, dieses Wesen ist kein wirkliches, sondern eingebildetes Wesen, ist nichts Anderes als das Wesen der menschlichen Einbildungskraft. In der Einbildung durchfliegst Du wohl in einem Nu alle Zeiten und Räume; aber merke Dir wohl: es sind nur eingebildete Zeiten und Räume. Wie willst Du daher aus dieser eingebildeten Raum- und Zeitlosigkeit eine wirkliche zeit- und raumlose Existenz folgern? Ich setze oder denke, sagt der Spiritualist, wo er die ersten Gründe seiner Theologie und Unsterblichkeit entwickelt, es sei kein Mensch, kein Körper, keine Welt; aber glaubst Du, daß deswegen wirklich kein Körper, kein

Mensch ist, daß Du unabhängig vom Körper bist und denkst? Wie willst Du also diesem vom Körper unterschiednen Wesen eine unsterbliche Existenz anweisen? Beweise erst, daß es kein Gedanke, keine Einbildung ist, daß es Existenz hat. Kannst Du aber das? Unmöglich. Sein heißt sinnlich sein.

Du denkst Dich mit Wissen und Willen unterschieden vom Leibe, während Du ohne Wissen und Willen mit ihm verbunden bist und nur in dieser Verbindung denkst. Dein vom Leibe unterschiednes Wesen, welches Du eben aus diesem Deinen Dich vom Leibe Unterscheiden folgerst und Dir als ein besonderes, selstständiges unsterbliches Wesen vorstellst, ist daher Nichts weniger als Dein wahres Wesen; es ist nur ein Spiegelbild, ein Schatten, ein Product der Abstraction, ein Excerpt, das Dich aber um so mehr frappirt, als Du es aus seinem naturgemäßen Zusammenhang herausgerissen hast, ein Schlußsatz, der Dir aber für ein Axiom gilt, weil die ihn vermittelnden und begründenden Vordersätze Deinen Augen nicht gegenwärtig sind. Du denkst, ohne daß Dir während des Denkens die Grundlagen und Bedingungen, die sinnlichen Voraussetzungen des Denkens Gegenstand sind; so verselbstständigst Du das Denken in einem schlechthin unbedingten Wesen, welches daher auch nie seine Existenz verliert, aber nur aus dem einfachen Grunde, weil es keine Existenz hat, außer im Kopfe des Denkers. Die speculative Philosophie hat es daher gerade so gemacht, wie das Christenthum: das Bewußtsein, den Schein an die Stelle des Wesens gesetzt, und in ihrer theologischen Verkehrtheit aus dem Schein das Wesen, aus dem reinen, speculativen, d. h. dem abstracten, abgeleiteten Ich das empirische, d. h. wirkliche, ursprüngliche Ich deducirt.

„Die Russen glaubten noch zur Zeit Peters des Großen, daß nur die Czaren und Bojaren in den Himmel kommen würden." Die Leute welche den Leib sterben, den Geist aber unsterblich sein lassen, stehen

auf dem Standpunkt der Russen. Der Bojar oder Czar vielmehr ist der Geist, der Unterthan oder gemeine Russe der Leib. Aber wie die Majestät des Czaren nur in der Meinung und Einbildung des Russen, so existirt auch die Majestät des Geistes nur in der Einbildung der Menschen und ihrer Unwissenheit von seinem wahren Wesen. Der gemeine Russe weiß Nichts von der Geschichte seines Czaren, weiß nicht, daß sich die Majestät zuletzt auf einen Schweinehirten oder sonst ein anderes Wesen seines Gleichen reducirt; er macht daher in dieser seiner Unwissenheit von den geschichtlichen Bedingungen der Majestät den Czaren zu einem Geschöpf seiner Einbildung, zu einem Wesen von Gottes Gnaden; und der Spiritualist weiß Nichts von der Chronique scandaleuse des Geistes*), Nichts von der natürlichen Entstehungsgeschichte aller seiner supranaturalistischen Phantasmen und Abstractionen, Nichts von seiner Identität mit dem gemeinen, sinnlichen Wesen des Menschen; er macht ihn daher zu einem Wesen von Gottes Wesen, d. h. zu einem Wesen, das nur der menschlichen Abstraction, Einbildung und Unwissenheit sein Dasein verdankt. Der Russe weiß Nichts davon, daß der Czar nicht des Czaren, sondern des Russen wegen, der Mensch nicht des Staates, sondern der Staat des Menschen wegen da ist, daß die Majestät nur deßwegen heilig gesprochen wird, damit Leben, Person und Eigenthum des gemeinen Russen heilig sei, daß der Glanz der Majestät also kein eigenes, sondern erborgtes, abgeleitetes Licht ist; und der Spiritualist weiß Nichts davon, daß der Mensch nicht des Geistes, sondern der Geist des Menschen wegen da ist, daß das sinnliche Wesen nicht ein Attribut oder gar Anhängsel des Geistes, sondern der

*) Als einst ein Anatom die Lage der Gebärmutter zeigte, sagte er: „Hier lasset uns bespiegeln, wir Menschen, die wir mit unserer adeligen Ankunft prangen und meinen, wir seien besser als andere, hier ist unsere erste Wohnung zwischen Harn und Koth." Ja hier lasset Euch bespiegeln, Ihr vornehmen, zimpferlichen Spiritualisten, die Ihr den natürlichen Ursprung des Menschen, die materielle, sinnliche Genesis des Geistes zu despectirlich findet, und Euch daher für uranfängliche Herren von Gott oder Geist haltet!

Geist ein Attribut des sinnlichen Wesens ist, daß nur ein sinnliches Wesen das Bedürfniß des Denkens empfindet, die Sinnlichkeit also der Grund, die Voraussetzung der Vernunft, des Geistes ist — aber eine Voraussetzung die sich nicht, wie in der Hegel'schen Dialektik, als eine richtige, scheinbare, transitorische erweist, sondern eine bleibende Wahrheit ist.

Als einst ein Erzbischof von Köln seinen großen Pomp und Prunk vor einem armen Taglöhner, welcher ihn deßhalb auslachte, mit der Distinction rechtfertigte, daß er „nicht schlecht ein Geistliche Person, sondern zugleich ein Weltlicher Fürst und fürnehmes Glied des h. Römischen Reichs sei, wandte ihm der Taglöhner ein: Wann dann nun der Teuffel den Fürsten zur Höllen führet, wo würde alsdann der Erzbischof bleiben?" *) Ich frage deßgleichen die sämmtlichen Glieder des heiligen christlich germanischen Geisterreichs: wo denn der geistliche Herr bleibt, wenn der weltliche, leibliche Herr zum Teufel fährt?

„Was vermögen alle Gründe gegen die Unsterblichkeit wider das Gefühl? Ich habe aber eine Ahnung meiner zukünftigen Existenz, ich fühle es, daß ich unsterblich bin, also bin ich es, denn das Gefühl ist untrüglich." Das heißt: ich bilde mir ein, ich glaube, unsterblich zu sein, darum fühle ich mich unsterblich, gleichwie der Mensch fühlt, daß er von Butter ist, wenn er es sich einbildet, fühlt, daß seine Nase fortwährend wächst, wenn er, sei es nun aus freien Stücken oder auf Einreden Anderer, glaubt, daß sie immer größer wird. Allerdings ist das Gefühl untrüglich, aber nur das ursprüngliche, unmittelbare Gefühl, das Gefühl, welches das offenbare Dasein, die sonnenklare Gegenwart seines Gegenstandes voraussetzt und beurkundet. Ein solches

---

*) Zinkgref Teutsche Apophthegmata.

Gefühl ist das Gefühl des Seins, das Gefühl, daß Du bist. Aber wie kannst Du fühlen, daß Du sein wirst? Die Zukunft ist ja nicht; sie ist nur ein Gegenstand der Einbildung. Und wie nun gar fühlen, daß Du nach dem Tode sein wirst? Zwischen Deiner gegenwärtigen und zukünftigen Existenz steht ja eben der Tod in der Mitte. Wie willst Du durch diese Scheidewand hindurch fühlen? Es ist daher nur die Vorstellung, die Einbildung und Reflexion, die Dir auch nach und trotz dem Tode eine Existenz vormalt, die nun freilich, als ein Gegenstand der Einbildung auch ein Gegenstand Deines Gefühls ist. Aber eben weil dieses Gefühl nur ein Erzeugniß Deiner Einbildung und Reflexion ist, hat es keine Gültigkeit und Autorität. Das Gefühl als solches sagt Dir weder, daß Du nicht sein wirst, noch, daß Du sein wirst; es sagt Dir Nichts weiter, als daß Du bist; es weiß Nichts vom Tode, aber auch Nichts von der Unsterblichkeit, so wie es Nichts vom Atheismus, aber auch Nichts vom Theismus weiß. Das Gefühl ist ein ewiges Kind, aber das Kind weiß weder, daß ein Gott, noch, daß keiner ist. „Wahrlich, ich sage Euch, es sei denn, daß Ihr Euch umkehrt, und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich (d. h. das Menschenreich) kommen."

„Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz." Man siehet aus diesen Worten Daniels, bemerkt hierzu ein christlicher Theolog des vorigen Jahrhunderts, nicht nur, daß es Stufen in der Seligkeit der Auserwählten gebe, sondern auch besonders, daß die Gelehrten einer größeren Herrlichkeit theilhaftig sein werden, als die Ungelehrten. Die Worte des heiligen Hieronymus von dieser Sache sind viel zu schön, als daß wir sie weglassen sollten: „Man pflegt zu fragen, ob ein gelehrter Heiliger und ein ungelehrter einfältiger Heiliger einerlei Belohnung und einerlei Wohnung im Himmel erhalten werden? Nach der Meinung des Theodotians hält man dafür, daß die Gelehrten

eine Gleichheit mit dem Glanz des Himmels haben, die andern aber, die ohne Gelehrsamkeit gerecht und auserwählt sind, nur mit dem Glanz der Sterne verglichen werden.“ Seht! so nimmt im Christenthum nicht einmal mit dem Tode die menschliche Eitelkeit ein Ende. Selbst im Himmel will Einer vor dem Andern glänzen — der Eine mit der „Klarheit der Sterne, der Andre mit der Klarheit des Mondes, der Dritte mit der Klarheit der Sonne“; selbst im Himmel haben wir wieder dieselben Unterschiede und Stufen wie hier: Niedrigselige, Hochselige und Allerhöchstselige. Wie recht hatte doch jener Neger, welcher das Anerbieten der christlichen Unsterblichkeit mit den Worten ausschlug: „nach dem Tode ist Alles aus, wenigstens für uns Neger; ich will kein andres Leben, denn vielleicht wäre ich dort wieder Euer Sclave.“

„Die Gelegenheit, das ewige Leben zu erwerben, sagen die Christen, wenigstens die alten Christen, hat Gott dem Menschen nur in diesem Leben gegeben.“ „Höchst flüchtig ist dieses Leben und doch wird in ihm das ewige Leben erworben oder verloren. Höchst erbärmlich ist dieses Leben und doch wird in ihm die ewige Seligkeit erworben oder verloren.“ Dieses Leben bestimmt also bis in alle Ewigkeit hin die *Beschaffenheit* des andern Lebens; war dieses Leben ein schlechtes, so ist es auch das künftige, war dieses Leben ein gutes, so ist es auch jenes. Dieses Leben hat daher in Wahrheit keine vorübergehende, sondern ewige Bedeutung; ich habe hier *ein für alle Mal* gelebt, denn meine wesentliche Qualität ändert sich nicht. Das Jenseits ist nur das Echo des Dießseits. So haben wir auch im alten Christenthum die Bestätigung davon, daß das andere Leben zuletzt nur dieses Leben ist, aber vorgestellt ohne Ende.

Schließlich muß ich zu dem Abschnitt über den „allgemeinen Unsterblichkeitsglauben" die Bemerkung noch nachtragen, daß einige Völker ausdrücklich zwei Seelen annehmen, in Beziehung auf den Todten eine, die bei dem Leichnam bleibt, eine andere, die ins Land der Seelen geht; in Beziehung auf den Lebenden eine, die die Erscheinung des Athmens, eine andre, die die Erscheinung des Vorstellens, insbesondre des Träumens ausdrückt. Ich muß aber auch zugleich bei dem Worte Seele die Bemerkung wiederholen, daß die Christen wie ihre theistischen, so auch ihre psychologischen Vorstellungen den heidnischen Völkern unterschieben, obgleich diese eben so wenig Etwas von einem Gott in unserm Sinne, d. h. einem abstracten Wesen außer dem Menschen, als Etwas von einer Seele in unserm Sinne, d. h. einem abstracten Wesen im Menschen wissen. So heißt es z. B. in Cooks dritter und letzter Reise von den Bewohnern der Freundschaftsinseln: „über die Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele haben sie ziemlich richtige Begriffe." Gleichwohl heißt es darauf, daß „die Seelen, des gemeinen Mannes wenigstens, von einem Vogel Namens Loata gefressen werden." Uebrigens haben die Christen allerdings auch Recht, wenn sie in den Seelen selbst der wildesten und rohsten Völker ihre eigne Seele erkennen, denn alle unsre religiösen und psychologischen Elementarvorstellungen unterscheiden sich nur dadurch von den Vorstellungen der rohen Völker, daß sie subtiler, abstracter sind; im letzten Grunde aber sind sie dieselben.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Feuerbach, Ludwig,

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke

Bd.: 3

Leipzig 1876